JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1998

Jahrbuch des Oberaargaus 1998

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Frontispiz:
Urs Zaugg, Herzogenbuchsee/Oberönz:
«Durchsonnte Hofstatt», 1978

Seite 56
Salvador Dalì: La vieillesse de Guillaume Tell 1931
Copyright ProLitteris, 1998, Zürich

41. Jahrgang

Herausgeber
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Umschlagbild
Martin Ziegelmüller: Pestwurz (Wässermatten)

Geschäftsstelle
Mina Anderegg, 3380 Wangen a. A.
Erwin Lüthi, 3360 Herzogenbuchsee

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7
(Fredi Salvisberg, Wiedlisbach)

Vernissage zum 40. Band «Jahrbuch des Oberaargaus» 11
(Fred Lüthi, Gemeindepräsident, Herzogenbuchsee)

1. August 1998 in Rohrbach. 13
(Bundesrat Moritz Leuenberger)

Langer Kampf um die Bahn 2000 im Oberaargau. 21
(Herbert Rentsch, Herzogenbuchsee)

Der René Bärtschi-Weg in den Wässermatten 35
(Regierungspräsidentin Elisabeth Zölch)

Die Bundesverfassung von 1848 im Lichte der Schweizer Literatur 41
(Thomas Multerer, Langenthal)

Oberaargauer Offiziere im Bundesstaat. 57
(Simon Kuert, Madiswil)

Elisabeth Tschumi, die Frau des letzten Grosswesirs, 1859–1949. 73
(Andrea Fiedler, Burgdorf)

Karl Stettler, 1915–1998 93
(Karl H. Flatt, Solothurn, und Valentin Binggeli, Bleienbach)

Glasmaler Paul Schär, 1907–1984 101
(Fritz Sutter, Bern, ehemals Langenthal)

Beckihefti-Fritzeli. 109
(Jürg Rettenmund, Huttwil)

Die Bisigmatten von Leimiswil–Madiswil 119
(Valentin Binggeli, Bleienbach, und Markus Ischi, Langenthal)

Der Weissstorch im Oberaargau 131
(Peter Enggist, Kleindietwil/Altreu)

Regina Leuenberger-Sommer – Briefe aus Ursenbach 145
(Regina M. Heiniger-Leuenberger, Thun und
Kurt Stadelmann, Museum für Kommunikation Bern)

Orgelbauer Johann Konrad Speisegger, 1699–1781 159
(Walter Gfeller, Herzogenbuchsee)

Albert Roth de Markus, 1861–1927 187
(Simon Kuert, Madiswil)

25 Jahre Jugendberatung Oberaargau 213
(Fred Stettler, Herzogenbuchsee)

Neue St. Urban-Backsteine nach altem Vorbild 225
(Lukas Wenger, Langenthal)

Bucher Motorex AG, Langenthal. 245
(Edy Bucher, Langenthal)

150 Jahre Hector Egger AG, Langenthal 263
(Peter Richner, Langenthal)

Naturschutz Oberaargau 1997 268
(Käthy Schneeberger-Fahrni, Roggwil)

Heimatschutz Oberaargau 1997 272
(Walter Gfeller, Herzogenbuchsee)

Organisation der Jahrbuch-Vereinigung 274

Vorwort

«Gross ist die Zahl der Mahner, die von Kulturzerfall, von Traditionsverlust sprechen. Zugegeben, vieles mag in Auflösung begriffen oder verschüttet sein. Die Bereitschaft zur Besinnung, das Suchen nach dauerhaften geistigen Werten scheinen uns nicht verloren gegangen zu sein. Helfen wir mit, den Zugang zu einer Neuorientierung zu erleichtern!»

Ein Zitat neuerer Zeit? Weit gefehlt. Diese so bekannt anmutenden Worte schrieb unser späterer Ehrenpräsident Dr. Robert Obrecht im Vorwort zur ersten Ausgabe des Jahrbuches 1958, vor 40 Jahren also. Was hat sich in Sachen Kulturzerfall und Traditionsverlust seither getan, was hat das Jahrbuch des Oberaargaus erreicht?

Wie bei der Beurteilung unserer Mitmenschen ist es zuerst die äussere Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der Blick auf die bisherigen 40 Bände, im Büchergestell schön aufgereiht, lässt einen gewissen Stolz aufkommen. Der optische Eindruck ist gut. Doch sind auch beim Jahrbuch die inneren Werte das Ausschlaggebende. Es ist nicht nur die beinah unüberblickbare Zahl der Beiträge, die fasziniert. Es ist vor allem auch deren Vielfalt, die uns immer wieder nach dem einen oder anderen Band im Büchergestell greifen lässt.

Wir finden darin nicht nur «Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde», wie dies auf der Titelseite jeweils vermerkt ist. Wichtiger als das Dokumentieren von Vergangenem und Gegenwärtigem ist, das Bewusstsein für unseren Landesteil, den Oberaargau, zu schärfen. Ein Landesteil, der über eine reiche, wie auch oft eigene Kultur verfügt. Und hier darf das Jahrbuch für sich in Anspruch nehmen, etwas gegen den Kulturzerfall und den Traditionsverlust getan und im Sinne der Worte von Dr. Robert Obrecht den Zugang zu einer Neuorientierung in mancherlei Hinsicht erleichtert zu haben. Es ist dies jedoch eine Aufgabe, die nie beendet sein

18. November 1997: Valentin Binggeli wird für sein ausserordentliches Wirken im Oberaargau mit dem Kulturpreis der Stadt Langenthal geehrt. Ein Ehrentag auch für das Jahrbuch. Foto Margrit Kohler.

kann. Wir werden uns daher mit unserem Buch auch weiterhin für die Erhaltung und Entfaltung der oberaargauischen Kultur einsetzen.
Der vorliegende Band präsentiert wiederum eine breite Palette von Beiträgen. Neben Artikeln über den Oberaargauer Offiziersverein, die Jugendarbeit in unserem Landesteil und den langen Kampf um die Bahn 2000 wird auch wieder verschiedenen Persönlichkeiten des Oberaargaus Platz eingeräumt. Auch hier schlägt sich die oberaargauische Vielfalt nieder: Vom Orgelbauer Speisegger bis Elisabeth Tschumi, der Ehefrau des letzten osmanischen Grosswesirs, vom Multitalent Albert Samuel Roth de Markus, der in Madiswil ein europäisches Hollywood aufbauen wollte, bis zum Beckihefter-Fritzeli, der ein heute beinahe vollständig vergessenes Handwerk ausübte und uns sogar einen Einblick in die Entwicklung der Schwungradtechnik erlaubt.

Ein besonderer Artikel ist unserem langjährigen Redaktionsmitglied Karl Stettler gewidmet, der im Januar 1998 unerwartet gestorben ist.
Auf die Hauptversammlung 1998 hat unser Präsident Valentin Binggeli demissioniert. Für seinen unermüdlichen Einsatz gebührt ihm grosser Dank. Wir sind froh, dass wir auch weiterhin auf seine wertvolle Mitarbeit zählen dürfen. Die Leistungen von Valentin Binggeli wurden auch andernorts erkannt. Im November 1997 wurde ihm für sein gesamtes ausserordentliches Wirken im Oberaargau als Kulturgeograf, Buchautor, Lehrer und Direktor des Seminars Langenthal der Kulturpreis 1997 der Stadt Langenthal verliehen. Nebst dem Wirken in Natur- und Heimatschutz wurde Valentin Binggeli nicht zuletzt auch für die Mitarbeit beim Jahrbuch gewürdigt. «Menschen, Kunst und Landschaft fördern und schützen sind sein besonderes Anliegen», heisst es in der Laudatio. Die Menschen, die mit ihm zusammenarbeiten durften und noch dürfen, können diese Aussage nur unterstreichen.
Bereits im Verlauf des Jahres 1999 wird dieses Motto in Form eines neuen Sonderbandes weitere Früchte tragen. Der Sonderband IV unter dem Titel «Die Wässermatten des Oberaargaus» wird von der Jahrbuchvereinigung und der Forschungsstiftung Langenthal gemeinsam herausgegeben und kann bis April 1999 zum Subskriptionspreis von Fr. 17.– bestellt werden. Bitte verwenden Sie die beiliegende Bestellkarte. Ab Mai 1999 wird der Band zum Preise von Fr. 25.– erhältlich sein.
Als neuer Vereinspräsident wurde Martin Fischer, Rektor der Neuen Maturitätsschule Oberaargau, Herzogenbuchsee, gewählt. Ferner wurden Simon Kuert, Pfarrer, Madiswil, Martin Lerch, Regierungsstatthalter, Langenthal, und Herbert Rentsch, Redaktor, Herzogenbuchsee, in den Vorstand aufgenommen.
Im Sommer 1998 verlieh die Stadt Langenthal unserem Vorstands- und Ehrenmitglied Dr. Max Jufer das Ehrenbürgerrecht. Wie aus dem gemeinderätlichen Bericht zu entnehmen ist, wirkte Dr. Max Jufer als Lehrer der Sekundarschule und Leiter des Kadettenkorps, als Lehrer am Seminar Langenthal, als Gemeindechronist, Präsident der Historischen Gesellschaft Langenthal und als Präsident der Stiftung Museum Langenthal. Besondere Auszeichnung hat er sich zudem als Verfasser unzähliger historischer Arbeiten über Langenthal verdient.
Mit dem Hinweis auf Tradition wurde dieses Vorwort begonnen, mit dem traditionellen Dank an unsere Autoren, die Mitarbeiter in Redaktion, Vor-

stand, Druck und Vertrieb sowie an unsere Käufer und Gönner darf ich es abschliessen. Ein Dankeschön, das nicht nur Pflicht ist, sondern einem echten Bedürfnis entspricht. Gerade in Zeiten, da zu vieles nur noch nach marktwirtschaftlichen Massstäben gewertet wird, ist der ehrenamtliche Einsatz für ein Kulturgut wie das Jahrbuch des Oberaargaus besonders zu würdigen.

Wiedlisbach, im September 1998 Fredi Salvisberg

Redaktion 1998:
Valentin Binggeli, Bleienbach
Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a. A.
Margreth Hänni-Hügli, Langenthal
Erwin Lüthi, Herzogenbuchsee
Jürg Rettenmund, Huttwil
Fredi Salvisberg, Wiedlisbach
Daniel Schärer, Schwarzenbach/Huttwil

Vernissage
40. Band «Jahrbuch des Oberaargaus»

Fred Lüthi

Herr Präsident, werte Mitglieder der Redaktionskommission, liebe Gäste

Ich freue mich, bei Euch sein zu dürfen, und es ist mir eine Ehre, ein paar Worte an Euch zu richten. Zum 40. Geburtstag des Jahrbuches des Oberaargaus überbringe ich Euch die Grüsse und die besten Wünsche von Gemeinderat, Behörden und Verwaltung der Einwohnergemeinde Herzogenbuchsee.

Ich spreche Euch Verantwortlichen des Jahrbuches Oberaargau ein grosses Kompliment und den Dank aus für Euer Wirken und Schaffen. Euer Einsatz ist beispielhaft, Eure Art der Leistungs-Erbringung, Eure Organisation modern und für Wirtschaft und Politik nachahmenswert. Ohne Bürokratie und viel Verwaltungsaufwand funktioniert Eure Vereinigung sehr gut. Ihr fordert nicht, Ihr leistet – unermüdlich und viel. Wir brauchen Euch, wir brauchen Eure herausragenden Leistungen in einem regionalen, scheinbar wenig spektakulären Bereich, bei dem die äussere Anerkennung – wenn überhaupt vorhanden – oft recht bescheiden ist.

Heute werden Grenzen aufgebrochen, Globalisierung ist ein Modewort, Kommunikation ist innert Minuten auf dem ganzen Erdball möglich, alle Reiseziele auf unserer Erde sind innerhalb von Stunden erreichbar.

Und was machen wir in der Politik und in der Wirtschaft? Wir machen erste Beschnupperungsversuche über die nächsten Gemeindegrenzen hinweg. Wir Oberaargauer müssen uns erst noch kennen lernen.

Die Wirtschaft versucht's mit Wirtschaftsverbänden und Landsgemeinden, die Politik mit Geigerstudien, Regionalplanung statt Ortsplanung oder mit ersten Konzepten für eine regionale Zusammenarbeit im Bereich der Wehrdienste und des Zivilschutzes. Nur die Kultur hat ihre Tore schon längst geschossen. Als Beispiel diene die 40. Auflage Ihres Jahrbuches des Oberaargaus.

In den Jahrbüchern zu blättern, ist wie Surfen im Internet. Nur im Gegensatz zum Internet, wo man meistens das, was man sucht, nicht findet, findet man in den 40 Bänden das, was man sucht.
Zum Beispiel die Herkunft der Berner Sennenhunde, oder die alten Masse und Gewichte im Oberaargau. Wenn das nicht interessiert: die Geschichte der Vorderen Schmiedenmatt oder über das Hornussen – vom Spiel zum Sport. Wie wär's mit der Geologie der Buchsiberge oder mit dem Beitrag aus dem diesjährigen Buch über Gerhard Meier: «Losgelöst von den Dingen dieser Erde».
Wir setzen uns im Oberaargau ein für Schnellzugshalte, für die Landwirtschaftliche Schule, für ein Gründerzentrum, für ein Spiel-Casino. Und wie steht's mit dem Einsatz für die Kultur, zugunsten des Jahrbuches des Oberaargaus?
Die Verantwortung für das Weiterbestehen unseres Jahrbuches darf nicht allein auf den Schultern der Redaktionskommission, des Vorstandes, der Helferinnen und Helfer oder wie es im Vorwort steht «einer Schar Gleichgesinnter, die sich zum gemeinsamen Werk zusammenfinden», lasten. Sie leisten unermüdlichen Einsatz. Ihre grosse Arbeit verdient Lob und Anerkennung.
Die Einwohnergemeinden, Burgergemeinden, Kirchgemeinden aber ganz besonders auch die Wirtschaft und Private haben ihren Beitrag zu leisten. Politik, Wirtschaft und Kultur gehören zusammen. Sie bilden eine Gemeinschaft und sind aufeinander angewiesen. Denn Arbeit allein macht das Leben noch lange nicht lebenswert, und wie wär's, anstatt Politik einmal das Jahrbuch des Oberaargaus lesen. Ich freue mich darauf!

Ansprache des Gemeindepräsidenten von Herzogenbuchsee zur Vernissage im Kornhaus, 3. 12. 97.

1. August 1998 in Rohrbach

Ansprache von Bundesrat Moritz Leuenberger

Das 1. August-Feuer

Ich erinnere mich an den 1. August zu Zeiten, als ich noch ein Kind war. 1. August, das hiess: Lange aufbleiben dürfen, im Lampionumzug mitlaufen, bengalische Zündhölzchen anzünden. Das hiess auch, Vulkane und Kracher platzen lassen. Das hiess, Reden anhören über Wilhelm Tell und unsere Unabhängigkeit. Der Mittelpunkt jeder Feier waren aber doch die grossen Feuer. Eigentlich war mir als Kind wohl an diesem warmen Feuer. Aber diese seien, so wurde uns erklärt, Warnfeuer der alten Eidgenossen gewesen, die sich so von Tal zu Tal vor dem eindringenden Feind gewarnt hätten.

Heute gibt es immer noch Lampionumzüge, immer noch Kracher, immer noch Reden – etwas selbstkritischere zwar – und heute sind die Feuerwerke teurer und phantastischer geworden, so phantastisch, dass in Rohrbach Feuerwerk auf dem Schulhausareal verboten ist und dass das BUWAL mahnen musste, dass der 1. August kein nationaler Abfallverbrennungstag sei.

Meine erste 1.-August-Ansprache als Bundesrat halte ich in meinem Heimatort, dem ich in Dankbarkeit verbunden bleibe: Sie haben mich nach der Wahl in den Bundesrat – als Städter und als Zürcher – hierhin eingeladen, und ich darf sogar nach dem Munibergentscheid hier erscheinen und das Maul auftun.

Das Glücksrad

Als wir vor drei Jahren gemeinsam die Bundesratswahl feierten, habe ich – im damaligen Hoch – vom Symbol des Glücksrades gesprochen, welches sich mir am Portal des Basler Münsters auf jedem Schulweg zeigte.

Hochs und Tiefs durchleben wir alle, als private und politische Menschen, aber auch als Familien, Gemeinschaften, als Dörfer und Städte, als Völker und Kontinente. Das gilt für die hiesige Gegend, die ausgesprochen schwierige Zeiten mit Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und Abwanderung durchzustehen hatte, die jetzt aber Anschluss an den internationalen Handel, an die Design- und Kulturwelt gefunden hat.
Es gab demgegenüber Blütezeiten für die Städte – sie sind heute sicher vorbei: In den Städten wohnen im Durchschnitt mehr Alte, Arme, Alleinerziehende, Abhängige, Auszubildende, Arbeitslose, Ausgesteuerte, Ausländerinnen und Ausländer und Aussteigende als anderswo. Dies bürdet den Städten finanzielle, polizeiliche und kulturelle Probleme auf.
Es gibt gute und schlechte Zeiten auch für ganze Staaten. Auch für die Schweiz. Es ist uns lange sehr gut gegangen – und wenn es uns schlecht ging, war es immer noch besser als anderswo. Wohlstand und Erfolg waren die Norm. Die Welt bewunderte unsere Unabhängigkeit, unsere Geschichte, unsere demokratischen Grundwerte. Wir waren verwöhnt.

Die Vorwürfe

Heute sieht es anders aus. Plötzlich hagelt es Vorwürfe und Kritik. Die Schweiz soll boykottiert werden. Schweizer seien – so das Vorurteil – alle geldgierig und hartherzig. Unsere Flüchtlingslager seien mit KZ zu vergleichen, etc. Neben berechtigten Feststellungen gibt es auch nicht zu akzeptierende Masslosigkeiten. Wir können nachgerade froh sein, dass Monika Lewinski jünger und attraktiver ist als die Helvetia, so tobt sich die mediale Welt anderweitig aus.
Dabei war noch vor 7 Jahren alles so schön: Damals konnten wir uns noch – wenn auch mit ein paar Nebentönen – zum 700. Geburtstag zelebrieren. Wir warfen damals einen sehr weiten Blick zurück auf unsere Vergangenheit. Wir sahen damals vor allem die Helden und nur die erfolgreichen Feldzüge. Das letzte halbe Jahrhundert hingegen liessen wir dabei aus. Wer in den letzten 50 Jahren dennoch mahnen wollte und einige Fragezeichen setzen mochte, wurde bald einmal als Nestbeschmutzer empfunden.
In den letzten zwei Jahren ist die ganze Schweiz unsanft mit dieser jüngsten Geschichte konfrontiert worden. Grundsätzlich zu Recht. Die Auf-

Bundesfeier 1998 in Rohrbach. Oben Bundesrat Moritz Leuenberger mit seiner Grosstante Rosalie Zaugg-Leuenberger, Glasbach, Rohrbachgraben. Fotos Thomas Peter.

arbeitung auch der dunkleren Kapitel der Geschichte ist für die Psyche eines Staates wichtig. Unter den Tisch wischen ist nie ein gutes Rezept:

Es gibt Tatsachen, die sind für die Schweiz unangenehm, keineswegs heldenhaft, aber leider wahr.

- Es stimmt, dass im Krieg Tausende von Juden und Jüdinnen an der Grenze abgewiesen und damit der Verfolgung ausgeliefert wurden.
- Es stimmt, dass prominente Leute in der Schweiz einen Anschluss an Deutschland gern gesehen hätten.
- Es stimmt, dass sich einige am Krieg und im Krieg bereichert haben.
- Es stimmt, dass sich Bund und Banken nach dem Krieg zu bürokratisch und zu kleinlich der Opfer und deren Ansprüchen angenommen haben.

Die Antwort

Nun dürfen wir aber auch nicht von einem Extrem ins andere fallen und alles schlecht machen, was damals ging. So wenig wie es heute *die* Schweiz gibt, die eine einzige Haltung hat, gab es damals «*die*» Schweiz:

- Es ist nicht so, dass die Schweiz vom Krieg *völlig* verschont war – sie war vom Kriegsgeschehen umzingelt und musste irgendwie überleben; wer Kind war im Krieg, mag sich an die Verdunkelung, an den Luftschutzkeller und die Essenscoupons erinnern. Wer Bäuerin war, weiss, wie die Höfe ohne Männer, die in den Aktivdienst eingerückt waren, bestellt werden mussten.
- Es stimmt nicht, dass die *ganze* Schweizer Bevölkerung nazifreundlich war – es war eine winzige Gruppe. Die Mehrheit der Bevölkerung war gegen die Nazis und gegen den Faschismus.
- Es trifft nicht zu, dass alle Schweizer vom Krieg profitiert haben – auch dies waren einige wenige – und es sind jene, die auch heute noch aus allem, was auf der Welt passiert, irgendwie einen materiellen Nutzen ziehen. Es war – und ist – nie die Mehrheit unserer Bevölkerung.
- Und es gab – und gibt – viel Hilfe und Unterstützung für Kriegsopfer – von offizieller wie von privater Seite. Wir dürfen durchaus darauf hinweisen, dass Flüchtlingen geholfen wurde, dass auch damals «*gute*» Vermittlerdienste durch die Schweiz liefen, dass die Schweiz nicht aus Bürokraten allein bestand.

Wir müssen diesen Unterstellungen entgegentreten – nicht verschämt, sondern dezidiert. Wir dürfen es nur nicht dabei bewenden lassen: Nur wenn wir Ordnung machen, unsere ganze Geschichte kennen wollen, wenn wir gutmachen, was wieder gutzumachen ist, ist die Krise auch eine Chance. Aber: Das Nachdenken und Gutmachen kann nicht an Institutionen und Stiftungen delegiert werden. Die Bergier-Kommission und der Fonds für Opfer des Holocaust sind nicht genug. Wir müssen es wirklich selbst tun. Und wir tun das ja auch.
Und vergessen wir vor lauter Geschichtsaufarbeitung nicht: Was wir heute tun, ist in Zukunft Vergangenheit. Der wichtigste Teil der Geschichte ist die Gegenwart. An der heutigen Rückschaffungspolitik werden wir dereinst gemessen. Was wir heute gegen Umweltverschmutzung tun oder nicht tun, wird uns von unseren Nachfolgern vorgerechnet.

Die Arbeit

Und auch da ist nicht alles aussichtslos: Die Schweiz ist nicht einfach nur ein unbeweglicher Fleck auf der Landkarte, wo sich nichts tut. Wir können uns nämlich durchaus bewegen.
Die direkte Demokratie ist manchmal furchtbar langsam. Aber sie ist nicht immobil. Sie hat sich in den letzten 150 Jahren immer wieder entwickelt. Und was sich ändert, ändert sich aufgrund einer Mehrheit von Abstimmenden. Das hat Vorteile.
Einige Beispiele:
Frauen mussten in der Schweiz zwar lange warten, bis sie die politischen Rechte erhielten – dafür waren es die Männer selbst, die dazu ja sagten.
Der Kanton Jura ging einen langen Weg um seine Unabhängigkeit – doch zeigte sich schliesslich die mehr als 100jährige Eidgenossenschaft im Stande, einen neuen Kanton zu schaffen.
Das Schweizervolk wollte eine grundlegende Reform des Bildungswesens – wir werden neu Fachhochschulen haben, die den Übergang von der Berufsausbildung zur Hochschulbildung ermöglichen. Darin sind wir europaweit einer der fortschrittlichsten Staaten.
Das Schweizervolk hat ja gesagt zu einer Verkehrs- und Umweltpolitik, die mit Ressourcen sorgfältig umgeht und die Umwelt schont. Unser fester Standpunkt hat in den bilateralen Verhandlungen der EU-Kommission

einen Kompromiss abgerungen. Unsere Politik wurde im soeben veröffentlichten Weissbuch von Herrn Kinnock übernommen. Im Unterschied zu den meisten übrigen Staaten des Kontinentes jedoch wird dieses Konzept bei uns vom Volk getragen. Wir haben zur NEAT, zur Belastung des Schwerverkehrs, zum Schutz der Alpen ja gesagt. Das Volk hat dieses Konzept entworfen. Und wenn es dies auch umsetzen will, so wird es die Verkehrsvorlagen gutheissen.
1989, der Fall der Berliner Mauer ist auch hier nicht spurlos vorbeigegangen. Die Armee wurde – wird noch – sozialverträglich und sorgfältig abgespeckt und modernisiert. Manchen tut dies weh. Trotzdem geschieht es. Die militärische Dienstpflicht der Schweizer Männer war jahrhundertelang ein Tabu, und wer dies mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, musste ins Gefängnis. Das ist heute überwunden.
Der Bundesrat legt ein Projekt vor für eine Solidaritätsstiftung. Die Stiftung soll dort angerufen werden können, wo schnelle und unbürokratische Hilfe gefordert wird – im Inland und im Ausland, und in Situationen, die das Recht nicht voraussehen konnte.
Reformbedarf besteht auch im Bereich der Sozialversicherungen. Die Zusammensetzung der Bevölkerung verändert sich schneller als wir die gesetzlichen Grundlagen erarbeiten und die Finanzierung sichern können. Die Experten sind am Werk.
Auch nach 150 Jahren Bundesstaat – oder vielleicht gerade deswegen – sind die Schweizer und Schweizerinnen noch imstande, Konzepte zu entwickeln und umzusetzen.

Die Schweiz in der Welt

Die Schweiz muss die Kraft aufbringen, Veränderungen vorzunehmen. Ein Prozess, der eigentlich nie beendet ist. Und der sich nicht auf die innere Organisation beschränken darf.
Die Schweiz muss sich heute dringend der neuen Situation auf dem europäischen Kontinent stellen. War sie früher ein Staat unter den anderen Nationalstaaten Europas, so ist sie heute Einzelgängerin neben einem ständig grösser werdenden Block, der uns zunehmend in die Lage bringt, Regeln, Vorschriften, Standards und Normen sogenannt «autonom nachzuvollziehen», auf deren Entstehung wir keinen Einfluss haben konnten.

Landschaft ehemaliger Wässermatten zwischen Rohrbach und Kleindietwil. Foto V. Binggeli.

Dieser «Sonderfall» wird auf die Länge zu einer «Sonderfalle». Wir müssen uns schon fragen: Was ist denn souveräner: Nachvollzug oder aktive Mitarbeit am europäischen Haus? Diese Mitarbeit kann für ganz Europa wertvoll sein, denn jene Qualitäten, die die Schweiz ausmachen – Schutz der Minderheiten, Bildungssystem, demokratische Mitbestimmungsrechte – sind gerade jene Bereiche, die in der Union künftig viel wichtiger werden. Die EU ist so, wie sie jetzt aussieht, noch nicht fertig – auch die Schweiz sah 1848 noch nicht so aus wie heute. Die Schweiz könnte bei dieser «Demokratisierung der EU» ihre Erfahrungen einbringen. Sie könnte ihre Solidarität mit dem übrigen Europa wahrnehmen. Da ist eine Chance.

Wir können unser Verhältnis zu Europa verschieden regeln: Durch einen bilateralen Vertrag (der ein Kompromiss sein muss), durch den Beitritt oder durch einen 2. EWR. Aber eine Haltung geht nicht auf: zu allen diesen Varianten einfach nur NEIN zu sagen und nur zurückzuschauen. Ge-

nau diese Haltung hat sich gerächt. Wir wären heute nicht derart im masslosen Kreuzfeuer, wenn wir wenigstens in der UNO, sicher aber nicht, wenn wir in der EU wären. Der letzte wird gebissen.

Die Jubiläen

1998 ist das Jahr der Jubiläen. In diesem Jahr jähren sich

- 350 Jahre Westfälischer Friede – er brachte die Unabhängigkeit vom Deutschen Reich,
- 200 Jahre Helvetik – das ist der Aufbruch zur neuen Eidgenossenschaft,
- 150 Jahre Bundesstaat – die Begründung des modernen schweizerischen Staates.
- Vor 80 Jahren brach der Landesstreik aus und seit
- 50 Jahren haben wir die AHV.

Jedes dieser Jubiläen hat unser Land geprägt und jedes kann verschieden interpretiert werden. Wichtig ist, dass wir nicht verklärend zurückblicken, sondern sie für die Arbeit an unserer Zukunft verwenden.

Wir feiern heute auch den 707. 1. August, an dem man ein Ereignis feiert, von dem man nicht genau weiss, ob und wann es stattgefunden hat, aber dessen Resultat man kennt – nämlich die Eidgenossenschaft, die uns – für jeden und jede auf andere Weise – Heimat und Geborgenheit bedeutet.

Sie haben mich mit Wärme empfangen und eingeladen, weil ich Bürger dieser Gemeinde bin, obwohl ich ja gar nie hier wohnte. Es ist diese Wärme, die zählt. – Wir wollen ja nicht nur perfekt organisiert sein, über Steuersätze und Staatsorganisation, Gesetze und Verordnungen streiten, sondern in erster Linie Menschen sein, die zueinander stehen.

Das macht diese Gemeinschaft und dann auch unseren Staat aus.

Und darum ist ein 1.-August-Feuer für mich heute kein Warnfeuer vor dem eindringenden Feind mehr, sondern, wie ich es als Kind empfand, ein Feuer der Wärme und Geborgenheit, welches auf alle in diesem Land, unabhängig ihrer Herkunft, ihrer sozialen Stellung, ihrer Sprache ausstrahlen soll.

Langer Kampf um die Bahn 2000

Der Widerstand gegen die Linienführung der SBB im Oberaargau

Herbert Rentsch

Am 22. Juni 1998 fielen im Badwald zwischen Herzogenbuchsee und Bützberg die ersten Bäume. Männer der Burgergemeinde Herzogenbuchsee rückten dem Wald mit schweren Maschinen zu Leibe und fällten Stamm um Stamm. Bald dehnte sich dort, wo der Wald dicht an die Staatsstrasse gereicht hatte, eine grosse Lichtung aus. Drei Wochen später waren die Rodungsarbeiten abgeschlossen. Auf einer Länge von rund

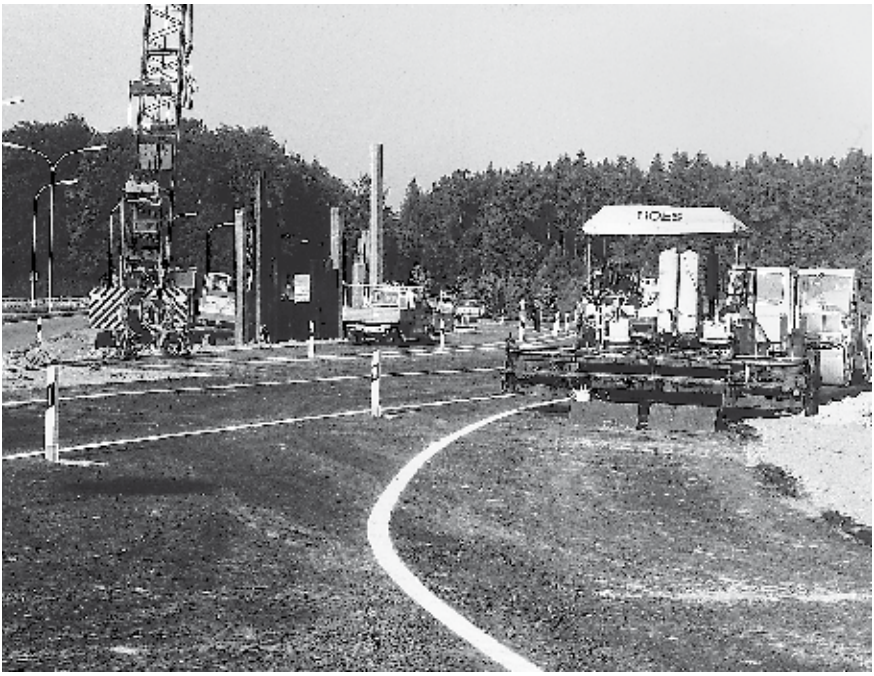
Badwald Herzogenbuchsee, August 1998. Gerodete Waldschneise für die Strassenbrücke über das Trassee der Bahn 2000. Foto H. Rentsch.

300 Metern war 10 bis 20 Meter beidseits der Strasse alles kahl. An dieser Stelle begann wenig später der Bau einer acht Meter hohen Strassenbrücke, auf der die Kantonsstrasse T 1 dereinst die Bahn 2000 überqueren würde. Am 13. Juli 1998 fuhren im Gebiet Dreilinden in Langenthal die Baumaschinen auf. Auch dort wurden die Vorarbeiten für den Bau einer Strassenbrücke (Zürich-Bernstrasse) über die künftige Neubaustrecke begonnen.

Das gerodete Stück Wald bei Herzogenbuchsee – insgesamt drei Fussballfelder gross – war der erste sichtbare Eingriff, den die Bahn 2000 im Oberaargau verursachte. In Murgenthal wurde damals bereits seit Jahren an der Strecke gebaut, bei Hindelbank war man daran, die Autobahn für die Neubaustrecke zu verlegen, und breite Waldschneisen liessen dort den Beginn des Bahnbaus erahnen. Der Oberaargau war bisher von solchen Eingriffen verschont geblieben. Denn hier hatte die Bewilligung für den Bahnbau am längsten auf sich warten lassen.

Erst seit dem 1. April 1998 bestand rechtlich Klarheit. Das Bundesgericht gab damals seinen Entscheid in Sachen Bahn 2000 bekannt: Alle Beschwerden gegen die Neubaustrecke im Abschnitt Koppigen-Murgenthal wurden abgewiesen. Im Kanton Solothurn hatten fünf Gemeinden sowie der Kanton den Gang nach Lausanne angetreten. Aus dem Oberaargau war nur eine Beschwerde ans Bundesgericht gelangt: diejenige des Landwirts Gottfried Grogg aus Bützberg, Präsident des Komitees Pro Munibergtunnel.

Dass Groggs Beschwerde die einzige aus dem Oberaargau blieb, war die unmittelbare Folge des Linienentscheides durch das Eidgenössische Verkehrs- und Energiedepartement (EVED), wie es damals noch hiess: Ende März 1997 sagte das Departement von Bundesrat Moritz Leuenberger grundsätzlich ja zu der von den SBB vorgeschlagenen Linienführung der Bahn 2000 zwischen Koppigen und Murgenthal. Damit waren die von den betroffenen Regionen verlangten Oesch-Oenz-Tunnel und Munibergtunnel zwar abgeschmettert. Hingegen machte das EVED Zugeständnisse an die betroffenen Regionen: Die Hauptbegehren der Gemeinden in den Einspracheverhandlungen wurden übernommen und die SBB-Linienführung damit an verschiedenen Punkten korrigiert. Daraufhin verzichteten sämtliche von der Bahn 2000 betroffenen Gemeinden im Oberaargau auf eine Beschwerde, gleich wie der Gemeindeverband Wasserversorgung an der unteren Langeten (WUL) und der Planungsverband



Dreilinden, Langenthal, im August 1998. Beginn der Bauarbeiten für Bahn 2000: Strassenbrücke und Bahnunterführung. Foto H. Rentsch.

«Region Oberaargau». Auch der Kanton Bern entschloss sich, unter anderem auch angesichts der geschwundenen Kritik, auf eine Beschwerde zu verzichten.

***

Zehn Jahre zuvor sieht die Situation im Oberaargau noch ganz anders aus. Die von den SBB vorgeschlagene offene Linienführung wird praktisch von allen Kreisen abgelehnt.
Am 6. Dezember 1987 findet die eidgenössische Volksabstimmung über das Konzept Bahn und Bus 2000 statt, darin verankert sind auch vier Neubaustrecken. Die eine, das Herzstück der Bahn 2000, ist die Linie Mattstetten-Rothrist. Im Oberaargau ist die Stimmung vor dem Urnengang allgemein skeptisch bis ablehnend. Kritisiert wird vor allem, dass die Neubaustrecke zwar durch die Region führen würde, dem Oberaargau

aber nichts bringen werde. SBB-Kreise verkünden aber, durch die Verlagerung des Fernverkehrs auf die neue Strecke könne auf der alten Stammlinie das Angebot im Oberaargau dereinst deutlich verbessert werden.
Diskussionen um die Linienführung der Neubaustrecke sind bereits im Gang. Eine führende Rolle spielt dabei der Planungsverband «Region Oberaargau» mit seinem Vordenker, Geschäftsführer Markus Ischi. Die «Region» bezeichnet 1987 «Sperrgebiete», welche für die neue Bahnlinie tabu sein sollen. Den SBB unterbreitet der Planungsverband einen eigenen Vorschlag mit untertunnelten Abschnitten, die sogenannte Variante PVRO (Planungsverband Region Oberaargau). Sie wird in der Folge wegen des 8,1 Kilometer langen Tunnels unter dem Muniberg auch Muniberg-Variante genannt. Gegenüber dem SBB-Vorschlag würden bei dieser Variante verschiedene heikle Punkte im Oberaargau umfahren:

– das Landwirtschaftsland zwischen Bützberg und Thunstetten,
– das Grundwassergebiet Hard zwischen Langenthal und Aarwangen,
– die ökologisch wertvollen Brunnmatten bei Roggwil.

Im September 1987 stellen sich die Amtsverbände der SVP, SP, FDP, EVP und FL in einem gemeinsamen Schreiben hinter diese Variante.
Das Konzept Bahn und Bus 2000 wird vom Schweizervolk am 6. Dezember 1987 mit 56,5 Prozent Ja gegen 43,5 Prozent Nein angenommen, im Oberaargau dagegen wird die Vorlage wuchtig abgelehnt. Nach dem Entscheid verstummt die Kritik an der Linienführung im Oberaargau aber nicht. Lautstark wird weiterhin der Munibergtunnel gefordert, und zwar von Gemeinden, Verbänden und politischen Parteien. Im Juni 1988 zum Beispiel stellt der Langenthaler Gemeindepräsident Walter Meyer (SP) im Grossen Gemeinderat klar: «Wir werden uns mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln für die Tunnelvariante einsetzen.» Alle politischen Parteien bekräftigen ihre Einigkeit für den Munibergtunnel, und auch der Handels- und Industrieverein (HIV) und der Arbeitgeberverein (AGV) unterstützen dies.
Mitte August 1988 besichtigt eine Delegation der Berner Regierung den von den SBB geplanten Streckenabschnitt im Oberaargau. Schon 1987 hat der Regierungsrat von den SBB zwar eine umweltverträgliche Linienführung im Oberaargau verlangt, jedoch nicht eine bestimmte Variante

gefordert. Ende Juni 1988 zeigt die Berner Regierung in einem Schreiben ans EVED gar ein gewisses Verständnis für die Bedenken der SBB gegenüber der Variante mit dem Munibergtunnel. Nach der Besichtigung im August spricht die «Region Oberaargau» dann aber von Einigkeit zwischen den Regierungsräten und den Vertretern des Oberaargaus. Knapp drei Wochen später stellt sich der Regierungsrat tatsächlich klar hinter die Forderung Munibergtunnel. Da auch der Kanton Solothurn mit dem SBB-Vorschlag nicht einverstanden ist und den Oesch-Oenz-Tunnel fordert, wird die Linienführung mit den beiden Tunnels später «Kantonsvariante» genannt.

Im Dezember 1988 brennen auf dem Wolfhusenfeld bei Langenthal und beim Pumpenhaus in Bützberg eine Woche lang Mahnfeuer. Die vorgesehene SBB-Linienführung ist mit gelben Bändern markiert. 300 Personen dokumentieren mit ihrer Unterschrift den Unmut gegenüber den Plänen der SBB. Eine weitere Kundgebung gibt es am 11. September 1989: «Aktionstag für eine umweltgerechte Bahn 2000» heisst der Anlass, bei dem sich über 1000 Personen in Inkwil versammeln und eine Menschenkette um den Inkwilersee bilden.

Am 21. Februar 1991 präsentieren die SBB das Projekt der Neubaustrecke. Die Linienführung entspricht weitgehend früheren SBB-Vorschlägen, die Kantonsvariante mit Oesch-Oenz-Tunnel und Munibergtunnel ist nicht berücksichtigt. Enttäuschung und harsche Kritik aus den betroffenen Regionen sind die Folge. Ende Februar demonstriert das «Komitee für eine umweltgerechte Bahn 2000» vor dem Bundeshaus. Es wird eine Petition deponiert, die von 63 bernischen und solothurnischen Gemeinden sowie 17 weiteren Organisationen unterzeichnet ist. Darin wird der Bundesrat aufgefordert, für die Neubaustrecke auch die von den Kantonen gewünschte Variante zu berücksichtigen und einen Zusatzkredit für die Tunnels zu beantragen. Das Komitee rechnet mit einem Mehraufwand von 300 Millionen Franken, doch die SBB haben schon früher von 500 Millionen Franken gesprochen. «Bundesrat Ogi, wir zählen auf Sie», steht auf einem der Plakate, welche die Petitionäre mittragen.

Im März 1991 stellen die SBB ihre Neubaustrecke auf verschiedenen Bahnhöfen in einem Ausstellungszug vor. Auch damit ernten die Bundesbahnen nicht nur Lob. Die «Region Oberaargau» zum Beispiel wirft den Plänen und Modellen der Bahn 2000 Ungenauigkeit vor und bezichtigt die SBB der «mehr oder weniger bewussten Irreführung der Be-

sucher». Proteste gibt es zudem im Sommer 1991 zum Entscheid des National- und Ständerates. Die beiden Räte haben beschlossen, das Planungsverfahren zu beschleunigen. Nur die Kantone sind dadurch im Vorprüfungsverfahren mitspracheberechtigt. Private und Organisationen können erst zum zweiten Schritt, dem sogenannten Plangenehmigungsverfahren Einsprachen einreichen. Dem Entscheid droht gar das Referendum, doch verzichtet das Bahn-2000-Komitee dann auf eine Unterschriftensammlung. Man wolle sich auf planerische und gestalterische Aspekte der Linienführung konzentrieren. Ausserdem wolle man die eidgenössischen Räte im Hinblick auf weitere Entscheide nicht verstimmen, sagt der damalige grosse Kämpfer für die Kantonsvariante, Nationalrat Paul Luder (SVP) aus Oberösch.

Bemerkenswert ist damals die Haltung des Gemeindeverbandes «Wasserversorgung an der unteren Langeten» (WUL). Der Verband, der in der Region Langenthal rund 25 000 Menschen mit Trinkwasser versorgt, stellt sich gegen die SBB-Linienführung, weil diese bei Langenthal die Grundwasserzonen Hard und Unterhard tangiert. Das verletze die dort bestehenden Grundwasser-Schutzzonen, so der WUL. Die teils in Tieflage, teils in einem Tunnel verlaufende Neubaustrecke käme rund 11 Meter tief zu liegen, gerade auf den mittleren Grundwasserspiegel. Der WUL-Verbandspräsident, Grossrat Fritz Jost (SP), Langenthal, reicht im Kantonsparlament eine Motion ein. Darin fordert er den Regierungsrat auf, ein Bahnprojekt zu verlangen, das den Vorschriften über Grundwasser-Schutzzonen entspricht.

Die öffentliche Planauflage der Nebaustrecke Mattstetten-Rothrist beginnt am 18. Januar 1993. Aufgelegt wird einzig die von den SBB gewünschte offene Streckenführung. Die von den Regionen geforderte Variante mit den Tunnels steht nur als sog. «weiterführende Massnahme» zur Diskussion. Der Verlauf der von den SBB geplanten Bahnlinie ist im Gelände verpflockt. Einmal mehr gibt es im Oberaargau Widerstand. In Langenthal, Bützberg und Herzogenbuchsee werden auf dem geplanten Trassee wiederum Mahnfeuer entzündet. Die verschiedenen Redner kritisieren die SBB-Linienführung und fordern zu Einsprachen auf. Diese lassen denn auch nicht auf sich warten. Am 8. März 1993, dem letzten Tag der Planauflage, zeigt das Komitee für eine umweltgerechte Bahn 2000 vor dem Bundeshaus den Widerstand gegen die aufgelegte Linienführung mit grossen Schrifttafeln auf: «Über 5200 Einsprachen», heisst

Mahnfeuer zwischen Thunstetten–Bützberg und Langenthal. Gottfried Grogg am Rednerpult. Foto Christoph Schütz.

es darauf. Tatsächlich sind es deutlich mehr. Das EVED bezifferte die Einsprachen später mit «zwischen 6000 und 7000». Allerdings erklärt das EVED einen ansehnlichen Teil davon als ungültig, weil die Einsprecher gar nicht dazu berechtigt seien. Allein aus Langenthal sind 800 Einsprachen davon betroffen. Die Auffassung des Verkehrsdepartementes wird 1994 vom Bundesgericht gestützt: Es lehnt zwei Beschwerden von Langenthalern gegen die Nichtberechtigung ab.

Bevor der Nationalrat im März 1995 die Standesinitiative des Kantons Bern – mit der Forderung Munibergtunnel – behandelt, machen die Gegner der SBB-Linienführung im Oberaargau wieder auf ihr Anliegen aufmerksam. Entlang der alten SBB-Stammlinie stellt das Komitee Pro Munibergtunnel insgesamt 19 gelbe Protestbänder auf. «Bahn 2000: ein Muss; der Munibergtunnel auch», heisst ein Spruch in der Nähe des Bahnhofs Langenthal. «Wir wollen auch ein Beefsteak, Herr Ogi» steht im Wolfhusenfeld, und unterhalb des Bauernhofes von Pro-Muniberg-Präsident Gottfried Grogg heisst es: «Hier führt sie durch, die DasdarfdochnichtwahrseinVariante.»

Im Oberaargau kommt allerdings keine Kampfstimmung mehr auf. Vor allem das Pro-Muniberg-Komitee macht mobil. Der Langenthaler Fotograf Christoph Schütz, der seit langem an vorderster Front für den Munibergtunnel gekämpft hat, bringt den erlahmten Oberaargauer Protest in einem Zeitungsartikel auf den Punkt: «In den meisten Köpfen ist die Bahn 2000 ziemlich weit weg. Die Wut hat nachgelassen», sagt er.

Der Nationalrat lehnt die Standesinitiative mit 100 zu 67 Stimmen ab, die Zahl der Ja-Stimmen wird immerhin als Achtungserfolg eingestuft. Für die Kantonsvariante haben sich als Redner unter anderem eingesetzt: die Nationalräte William Wyss (SVP), Jean-Pierre Bonny (FDP), Markus Ruf (SD), Peter Vollmer (SP), Otto Zwygart (EVP) und Nationalrätin Verena Singeisen (GP/FL).

In der ersten Hälfte 1996 führt das EVED die Einspracheverhandlungen zur SBB-Variante durch, welche 1993 aufgelegt worden ist. Beteiligte sagen später, die Gespräche seien in guter Atmosphäre, aber hart in der Sache geführt worden. Die betroffenen Gemeinden verlangen Änderungen, welche den Bau und die Linie selbst erträglicher machen sollten. Die SBB rücken jedoch kaum ein Jota von ihrer Linienführung ab. Zu Kompromissen kommt es bei den Verhandlungen nicht.

Ein letztes Mal flackert der Widerstand im Oberaargau beim Spatenstich

Protestaktion an der SBB-Linie Herzogenbuchsee–Langenthal. Foto Guido Pelli.

für die Neubaustrecke Mattstetten-Rothrist vom 16. April 1996 auf (siehe auch Jahrbuch 1996). In der Holzmühle bei Hindelbank werden einmal mehr Protestbänder entrollt. Zudem zeigt der grösste Teil der vom Bahnbau betroffenen Gemeinden Bundesrat Leuenberger, der erst vor kurzem Adolf Ogi als Verkehrsminister abgelöst hat, die kalte Schulter und bleibt dem Anlass fern. Man wolle nicht auf den Bahnbau anstossen, wenn der Entscheid über die Linienführung noch nicht gefallen sei, ist die Haltung in den Gemeinden, welche die harte Haltung der SBB noch allzu gut in Erinnerung haben.

Nach dem Plangenehmigungsentscheid des Verkehrs- und Energiewirtschafts-Departementes (EVED) vom März 1997 werden in Thunstetten ein letztes Mal Mahnfeuer angezündet. Doch es sind nur wenige, die sich zum Protest versammeln und wenige, welche den Entscheid des EVED kritisieren. Bereits schimmert durch, was nach der Einsprachefrist klar wird: Der lange Kampf um die Neubaustrecke im Oberaargau ist beendet. Denn die Linienführung mit den vom EVED verfügten Verbesserungen wird –

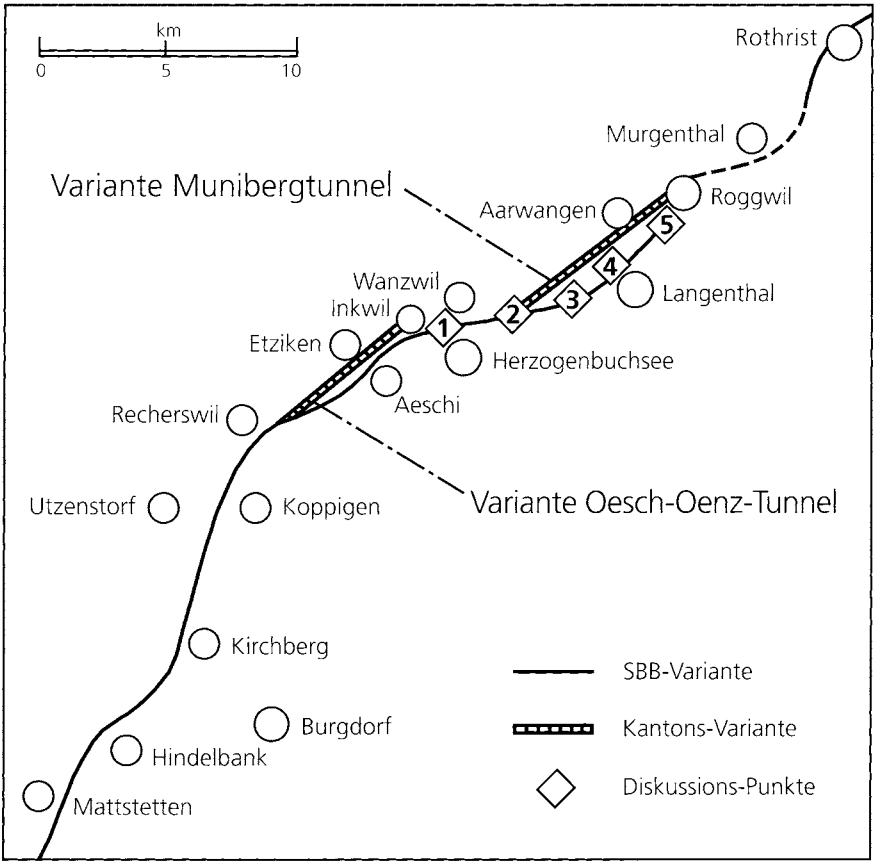
zwar murrend – akzeptiert. Wie ist es aber zu erklären, dass der Widerstand gegen eine Bahn 2000 ohne Munibergtunnel innerhalb weniger Wochen komplett in sich zusammenfällt? Dass sich ausser dem Komitee Pro Munibergtunnel keine Gemeinde, kein Verband und keine politische Partei gegen die offene Linienführung ausspricht? Dass sich aus dem Oberaargau – der einstigen Hochburg des Widerstandes gegen die SBB-Linie – im Gegensatz zum Kanton Solothurn nicht eine einzige Gemeinde für ein Beschwerde ans Bundesgericht entschliesst?

Eine Untersuchung dazu gibt es nicht, Antworten müssen sich deshalb auf Vermutungen abstützen. Sicher sind die Gründe vielfältig, mehrere Tatsachen haben zusammen gewirkt.

Der Hauptfaktor dürfte die Zeitdauer sein. Rund 20 Jahre lang war die Bahn 2000 im Oberaargau ein umstrittenes Thema. Die Planung erstreckte sich über einen Zeitraum von fast 15 Jahren. Selbst nachdem die ungefähre Linienwahl der SBB bekannt war, verstrichen bis zum letzten Entscheid von 1997 rund 10 Jahre. In all diesen Jahren nützte sich der Kampf für den Munibergtunnel ab. Immer neue Kundgebungen, Proteste und Aufrufe liefen sich mit der Zeit zu Tode, das Interesse der Bevölkerung begann zu erlahmen.

In der langen Phase des Kampfes wechselten nach und nach aber auch die führenden Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit. Etliche Politiker, die sich den Munibergtunnel auf die Fahne geschrieben hatten, traten von ihrem Amt zurück oder übernahmen andere Funktionen. Ihre Nachfolger hatten den Widerstand gegen die SBB-Linienführung weniger in den Knochen, waren offener für Verhandlungen und kompromissbereiter.

Der Wechsel in den Führungspositionen wirkte sich vor allem im Gemeinderat Langenthal, der «Region Oberaargau» und dem Wasserverband WUL aus. Hatte sich Langenthals Gemeindepräsident Walter Meyer (SP) noch klar für den Munibergtunnel ausgesprochen, liess sein Nachfolger Hans-Jürg Käser (FDP) bald einmal durchblicken, dass er nicht an den Bau des Tunnels glaube. Schon vor ihm hatte der Präsident der «Region Oberaargau», Grossrat Robert Sutter (FDP) aus Niederbipp, das Abbröckeln des Widerstandes offengelegt. Im Dezember 1994 fragte Sutter vor den Delegierten der «Region», ob man angesichts der Finanzlage des Bundes wirklich an dieser Variante festhalten sollte. Sein Vorgänger als «Regions»-Präsident, Grossrat Ulrich Sinzig (SP), hatte jeweils – trotz seinem Mandat als SBB-Verwaltungsrat – für die Munibergvariante Stellung



Varianten der Linienführung Bahn 2000 mit den wichtigsten vom EVED verfügten Änderungen im Oberaargau. (Kartenskizze im Massstab 1:40000).

1 Inkwil/Wanzwil: Önzbergtunnel wird länger und nicht im Tagbau, sondern bergmännisch erstellt.

2 Herzogenbuchsee: Gishübel-Tunnel wird auf der Ostseite verlängert (Portal im Unterwald).

3 Thunstetten: Die kurzen Tunnels Humberg und Bifang werden zu einem langen Tunnel zusammengeschlossen.

4 Langenthal: Längere Grundwasserwannen beidseits des Tunnels Hard. Die SBB müssen neue Wasserfassungen finanzieren.

5 Roggwil: Kulturlandschaft Brunnmatten; keine Änderung der SBB-Linienführung.

bezogen. Auch der Langenthaler Wirtschaftsmann und Politiker Enrico Casanovas (FDP), in der Region Langenthal unter anderem wegen seiner Anstrengungen ums Design Center bekannt, äusserte Zweifel am Munibergtunnel. Man solle an Stelle des Tunnels besser Halte von IC-Zügen in Langenthal fordern, gab er bekannt. Die Äusserungen von Robert Sutter, Hans-Jürg Käser und Enrico Casanovas waren Signale, welche die Einheit des Widerstandes im Oberaargau gegen aussen in Frage stellten.

Vielleicht hatten die Politiker aber auch nur die Zeichen der Zeit erkannt, und früher als andere zu formulieren gewagt, wie der Hase laufen werde. Denn in der langen Planungszeit hatte sich auch das finanzielle Umfeld geändert. Auf die wirtschaftlichen Boom-Jahre zwischen 1980 und 1990 folgt die starke Rezession in den neunziger Jahren. Die Staatsdefizite von Bund und Kanton erhöhten sich drastisch, und die Schuldenlast wurde erdrückend. Zudem zeichnete sich seit 1990 ab, dass die Bahn 2000 insgesamt nicht wie ursprünglich budgetiert 5,4 Milliarden kosten würde, sondern rund das Doppelte. Damit war die Zeit für zusätzliche teure Tunnelbauten alles andere als günstig.

Mitentscheidend für den Wandel der Meinungen war auch der Wasserverband WUL. Sein früherer Verbandspräsident Fritz Jost (SP) hatte sich immer gegen den Eingriff der SBB-Linie im Grundwassergebiet Hard gewehrt. Unter Josts Nachfolger Martin Beutler (SP) wechselte der Verbandsrat seine Taktik. Er stieg in Verhandlungen mit den SBB ein und erwirkte eine Vereinbarung, welche dem WUL finanziell viel brachte. Als Ersatz für die Wasserfassung im Hard, die beim Bau der Linienführung der SBB abgestellt werden müsste, erklärten sich die SBB bereit, zwei neue Fassungen im Unterhard für 4,5 Millionen Franken zu bezahlen. Doch wegen Wasserknappheit hätte der WUL ohnehin bald neue Fassungen benötigt. Darüber hinaus erwirkten die WUL-Verantwortlichen von den SBB einen Beitrag von 5 Millionen Franken ans Projekt für die mittelfristig geplante Anreicherung des Gebietes Hard mit Wasser aus der Aare. Im Gegenzug sollte der WUL auf eine Beschwerde gegen die SBB-Linienführung verzichten.

Dieses Verhandlungsergebnis wurde vom Komitee Pro Munibergtunnel stark kritisiert und als «Kuhhandel» bezeichnet. Kein Wunder, gab der WUL doch mit der für ihn finanziell interessanten Lösung den Haupttrumpf des Oberaargaus für den Munibergtunnel aus der Hand – den Schutz des Grundwassers. Die WUL-Delegierten nahmen die ausgehan-

delte Vereinbarung im April 1997 deutlich an, womit eine Beschwerde des WUL gegen den Linienentscheid vom Tisch war. Damit fehlte auch dem Kanton Bern ein wichtiger Grund, selbst Beschwerde einzureichen, wie Verkehrs- und Energiedirektorin Dori Schaer-Born damals sagte.
Nebst dem Zeitfaktor und den damit zusammenhängenden Veränderungen trug aber auch die Taktik von SBB und EVED dazu bei, dass sich der Oberaargau schliesslich mit der SBB-Linienführung abfand. Die SBB vertraten immer mit Bestimmtheit ihre Variante mit offener Streckenführung. Anfangs der 90er Jahre liessen die Bundesbahnen zudem durchblicken, dass sie nur dann Änderungen an ihrem Projektvorschlag vornehmen würden, wenn es ihnen aufgezwungen würde. Im weiteren waren die SBB in den Verhandlungen mit dem Wasserverband WUL zu hohen finanziellen Konzessionen bereit, womit sie den wohl heikelsten Punkt – die Querung des Grundwassergebietes Hard – elegant aus dem Weg räumten. Öffentlich aufgelegt wurde schliesslich nur die SBB-Variante, auch dies ein taktischer Schachzug, denn so war die Kantonsvariante nicht auf gleichem Planungsstand und wurde offiziell gar nie diskutiert. Auch in den Einspracheverhandlungen ging es einzig ums aufgelegte Projekt, also die SBB-Linienführung.
Der Plangenehmigungsentscheid des EVED mit deutlichen Verbesserungen der Linienführung war der letzte Schachzug, der die Kritik schliesslich verstummen liess: Indem das Departement Leuenberger verschiedene Forderungen von Regionen und Gemeinden ernst nahm, sie in die Linienführung einbaute und den SBB aufzwang, wurde die SBB-Variante umweltverträglicher. Und damit stieg die Akzeptanz in den betroffenen Gebieten.
Im Oberaargau gab es nach dem Entscheid des EVED Befürchtungen, die zugestandenen Verbesserungen könnten wieder verloren gehen. Sollten die SBB, so wurde argumentiert, Beschwerde gegen den Entscheid des EVED einreichen und vom Bundesgericht recht bekommen, müsste womöglich die SBB-Linienführung ohne Verbesserungen gebaut werden. Die Angst ging um, am Schluss möglicherweise alles Erreichte zu verlieren. Die Rechtsberater der Gemeinden machten zudem wenig Hoffnung, dass Beschwerden beim Bundesgericht Erfolg haben könnten.
So waren am 6. Mai 1997, beim Ablauf der Beschwerdefrist gegen den Linienentscheid des EVED, die Würfel gefallen: Im Oberaargau würde die SBB-Variante siegen. Wenn weder Gemeinden noch Verbände, noch der

Kanton Bern Beschwerden einreichten, war der Widerstand gebrochen. Dass das Bundesgericht die Beschwerde von Landwirt Gottfried Grogg gutheissen würde, war damals kaum anzunehmen und bestätigte sich auch im April 1998. Nach rund 20 Jahren Kampf um die Linienführung der Bahn 2000 konnte dieses Thema im Oberaargau abgehakt werden. Jetzt fügte man sich dem Unabwendbaren. Partielle Entschädigungen der negativen Folgen traten an die Stelle einer ökologischen Gesamtlösung.

Quellen: Archiv Berner Zeitung BZ

Der René Bärtschi-Weg

durch die Wässermatten zwischen Lotzwil und Langenthal

Elisabeth Zölch

Vorbemerkung der Redaktion

Am 20. August 1997 besuchte der vollzählige Berner Regierungsrat die Wässermatten im Rot- und im Langetental. Welch eine Ehre für unsere Landschaft und die Wässermatten-Stiftung! Anlass war ein Augenschein in einem Gebiet und zu einem Thema, wofür sich die Regierung – seinerzeit angeführt von René Bärtschi – ideell und finanziell engagiert hatte.
Der Regierungsrat bezeugte damit auch seine Anerkennung gegenüber diesem Werk des Landschaftsschutzes. Eingebunden in die Begehung war die Einweihung des René Bärtschi-Weges, des Mattenweges zwischen Lotzwil und Langenthal.
Im folgenden kommt vorerst Regierungspräsidentin Elisabeth Zölch zu Wort mit dem in den Lotzwiler Wäspimatten gehaltenen Kurzreferat. Sodann äussert sich V. Binggeli zur Verwirklichung der Idee dieses Weges.

«Sehr geehrte Damen und Herren

Der Regierungsrat hat die Begehung der Wässermatten richtig genossen! Es kommt nicht von ungefähr, dass der Espace Mittelland die Wässermatten als kulturelles Kleinod in seinen kleinen Reiseführer aufgenommen hat. Es ist eine Lust, in dieser parkähnlichen Landschaft zu spazieren.
Wenn sich der Regierungsrat heute die Wässermatten anschaut, dann ehrt er ein Werk seines ehemaligen Mitglieds René Bärtschi. Es war René Bärtschi, welcher die Idee aus dem Oberaargau als gute Sache erkannte und ihr zum Durchbruch verhalf. Leider war es René Bärtschi dann nicht mehr gegönnt, die Wässermatten-Stiftung selber zu gründen.
Wenn der Regierungsrat heute die Wässermatten besucht, dann würdigt er auch die Weitsicht der Promotoren für den Schutz der Wässermatten, welche aus der Region sind. Ihr Engagement für die Erhaltung dieser letz-

Der vollzählige Regierungsrat des Kantons Bern besichtigt am 20. August 1997 die Oberaargauer Wässermatten; hier bei Lotzwil. Fotos Christoph Schütz.

ten Reste der genossenschaftlichen Wiesenbewässerung und -düngung kam rechtzeitig. Denn mit der Zähmung der Langeten wäre es möglich geworden, die Wässermatten unter den Pflug zu nehmen.
Die Wässermatten stehen auch für Solidarität und Kooperation. Das gemeinsame oder übergeordnete Interesse steht im Vordergrund. Nämlich die Bewässerung. Abgelehnt wird, einander das Wasser abzugraben. Der Regierungsrat würdigt hier den genossenschaftlichen Gedanken, der das allgemeine vor das partikuläre Interesse stellt.
‹In jedem ruht ein Bild des, was er werden soll. Bevor er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.› Dieser Spruch von Angelus Silesius gilt für die Wässermatten nicht mehr. Sie haben ihren Frieden. Der Spruch galt auch lange Zeit für die Gemeinde Langenthal. Ich bin froh, dass nun auch die Oberaargauer Metropole mit sich versöhnt ist. Denn sie ist Stadt geworden.
Es ist mir wichtig, auch darauf hingewiesen zu haben. Bewahrung und Entwicklung bedingen einander. Die Pflege des kulturellen Erbes bedarf der wirtschaftlichen Entwicklung. Auch diesbezüglich ist der Regierungsrat des Kantons Bern stolz auf den Oberaargau.»

***

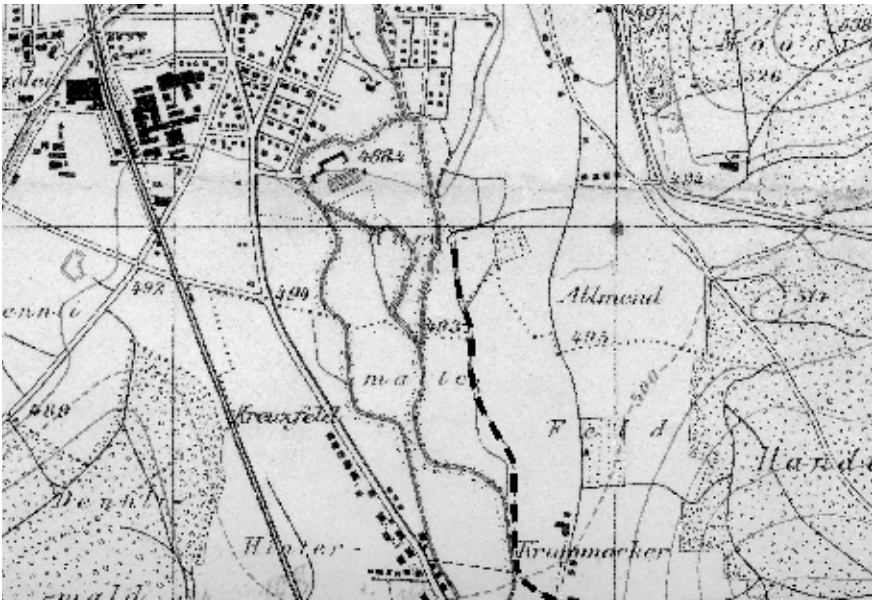
Im Mai 1997 unterbreiteten wir die Idee eines René Bärtschi-Weges dem Stiftungsrat der Wässermatten-Stiftung, worauf eine Umfrage an die Gemeinden Langenthal und Lotzwil ging. Der entscheidende Abschnitt lautet: «Seit 1958 sind Studien über die Wässermatten des Langetentals im Gange, seit 1985 gezielte Vorarbeiten zum Schutze dieser ‹Landschaft von nationaler Bedeutung›. 1992 konnte die Wässermatten-Stiftung gegründet werden, sie hat bisher Verträge mit rund 60 Wässerbauern im Langeten- und Rottal abgeschlossen.
Diese erfreuliche Entwicklung war nur möglich dank guter Zusammenarbeit zwischen interessierten Bürgern, Gemeinden, Region, Kanton und Bund. Auf politischer Ebene kommt das Hauptverdienst dem ehemaligen Regierungsrat René Bärtschi zu. Er kannte aus freundschaftlichen Beziehungen sowohl die Forschungen wie auch die Bestrebungen zur Erhaltung dieser Landschaft. Man darf sagen, dass er sich unsere Ideen und Ideale zu seinen eigenen machte und den regionalen Arbeiten jegliche Unterstützung zukommen liess.

Der Regierungsrat wird über den Schutz der Wässermatten informiert. Regierungspräsidentin Elisabeth Zölch und Marcel Cavin, Präsident der Wässermatten-Stiftung, weihen den René Bärtschi-Weg ein. Foto Christoph Schütz.

Bereits der RRB 1985 über die Vorarbeiten zur Unterschutzstellung trägt seine Handschrift. Auch den RRB von 1991, der Finanzierung und Gründung der heutigen Stiftung bezweckte, verdanken wir im eigentlichen Sinne René Bärtschi. Ohne sein persönliches Engagement wie auch das seiner politischen Stellung, wäre dieses grösste landschaftsschützerische Werk unserer Region nicht möglich geworden. Leider hat er die Gründung der Stiftung 1992 nicht mehr erlebt.

Den Dank des Oberaargaus möchten wir ausdrücken, indem wir ein schlichtes äusseres Zeichen setzen: wir beantragen, den Fussweg Lotzwil–Langenthal durch die Wässermatten der beiden Gemeinden als René Bärtschi-Weg zu bezeichnen. Der neu benannte Wegabschnitt reicht von unterhalb des Lotzwiler Allmenweges bis vor das Waldeck-Quartier Langenthals.»

René Bärtschi wurde 1931 in Thun geboren, war Lehrer, dann Adjunkt und schliesslich Direktor der Höhenklinik Heiligenschwendi. 1984 trat er



Der René Bärtschi-Weg durch die Wässermatten zwischen Langenthal (oben) und Lotzwil. Topografie: Siegfriedatlas Blatt 178, Langenthal im Massstab 1:25 000.

in die Regierung ein und baute nach der Finanzaffäre 1986 als Regierungspräsident am neuen Vertrauen zwischen Regierung, Parlament und Volk. Er wirkte erst als engagierter Energie- und Verkehrsdirektor und übernahm dann auch die Baudirektion. 1992, wenige Tage nach seinem vorzeitigen Ausscheiden aus der Regierung, starb René Bärtschi.

Die Gemeinderäte von Langenthal und Lotzwil unterstützten in verdankenswerter Weise unser Vorhaben zur Ehrung von René Bärtschi. Anlässlich der erwähnten Begehung der Wässermatten durch den Berner Regierungsrat konnte am 20. August 1997 der René Bärtschi-Weg durch Regierungspräsidentin Elisabeth Zölch und Stiftungspräsident Marcel Cavin eingeweiht werden.

So wird dieser Weg fortan durch eines der wesentlichen Teilgebiete der Wässermatten im Langetental führen. Dort befinden sich die räumlichen Ursprünge der Stiftung, die seither zwischen Rohrbach und Roggwil rund 75 ha Mattenfläche unter Vertrag genommen hat. 1994 brachte der Re-

gierungsrat des Kantons Luzern die Wässermatten von Altbüron – auf Luzerner Seite im Rottäli – in die Stiftung ein, 1996 folgten auf Berner Seite jene von Melchnau, so dass heute rund 110 ha gesichert sind. Kann auch nur ein beschränkter Teil des ehemaligen Bewässerungsgebietes in dieser Form unter Schutz gestellt werden, so besteht doch der glückliche Umstand, dass in weiten Teilen der übrigen Wässermatten die ökologisch wertvolle, durch Feldgehölze reich gegliederte Charakterlandschaft erhalten geblieben ist.

Die Bundesverfassung von 1848 im Lichte der Schweizer Literatur

Thomas Multerer

Als ich vor geraumer Zeit angefragt wurde, zum Thema «Bundesverfassung und Schweizer Literatur» einen Vortrag zu halten, sagte ich spontan zu. Ich habe diese Spontaneität zwar keineswegs bereut, aber ihre Prämissen haben sich im Laufe der Arbeit grundlegend verändert. Ich dachte damals naiverweise, dass vielleicht ein halber Tag in der Bibliothek genügen würde, um das Material zusammenzutragen, Material, aus dem dieser Vortrag dann leicht zu kompilieren wäre. Hierin habe ich mich grundlegend getäuscht.

Nach diesem halben Tag in der Bibliothek hatte ich den Eindruck, dass wir wohl die ersten seien, die sich dieser Frage überhaupt stellen. Erst zögerlich nach und nach stösst man auf Aussagen zu unserer Thematik, vieles bleibt dabei vage, unverbindlich. Die Frage wird jeweilen höchstens am Rande mit einigen Hinweisen behandelt, die Aussagen sind oft widersprüchlich. Oft hat man gar den Eindruck, die Frage werde mit Absicht ausgeklammert.

So präsentiert sich die Ausgangslage für diesen Vortrag. Sie ist schlecht, wenn wir abschliessende Wahrheiten erwarten. Wie es nun wirklich war und ist, kann ich Ihnen heute nicht sagen. Sie ist aber ausgezeichnet und ganz in meinem Sinne, denn nun kann die subjektive Vermutung Urständ feiern, und ihr hört man, glaube ich – vor allem in Feststimmung – weit lieber zu, als der trockenen Germanistik.

Ich werde also versuchen, Ihnen einige Ideen, einige Gedanken zu Bundesverfassung und Literatur mitzugeben. Sie sind vielleicht subjektiv, Thesen eben, die einer wissenschaftlichen Durchleuchtung nicht oder noch nicht haben standhalten müssen.

Ich beginne mit einer ersten These, welche zugleich eine Schlussfolgerung sein könnte: *Die Bundesverfassung von 1848 erscheint im Lichte der Literatur nicht. Jedenfalls nicht in jener Literatur des 19. Jahrhunderts, die*

wir heute noch kennen. Und jedenfalls nicht als Bundesverfassung. Den «Schweizerspiegel» dieser Zeit gibt es nicht. Die Nation Schweiz und ihre Entstehung aus den grossen Staatskrisen von 1798–1848 und darüber hinaus erscheint nicht.

Warum kommt in unserer Literatur das geschichtlich für die heutige Schweiz unbestritten bedeutendste Ereignis nicht vor? Warum wird es literarisch nicht reflektiert? Diese Frage möchte ich ansatzweise zu beantworten versuchen. Es sind zwar grosse und ernstzunehmende Versuche gemacht worden, diese Zeit in Literatur zu fassen. Vor allem ist Jakob Bührers Romantrilogie «Im roten Feld» zu nennen. Jakob Bührer hat sich in dieser Romantrilogie mit der Absicht getragen, diese Epoche darzustellen, aufzuzeigen, wie der Weg der Schweiz von 1770 bis 1848 verlaufen ist. Bezeichnenderweise erzählen die drei Bände dann aber nur die Zeit bis 1798, also nur die Anfänge. Bührer ist über den Anfang nicht hinausgekommen.

Zwar gibt es eine Literatur, welche sich intensiv und direkt mit 1848 auseinandersetzt, wie Rémy Charbon in der NZZ vom 27./28. Juni 1998 aufzeigt. Aber die Namen der damals angeblich vielgelesenen Autoren, wie Christian Wälti, Karl Knell, Reithard, Meyer-Merian, Wiederkehr sind heute völlig vergessen, man findet ihre Literatur nicht einmal mehr in einer Anthologie. Ich erspare Ihnen das Zitat der patriotischen Gedichte, die heute völlig unerträglich geworden sind.

Gehen wir von den beiden Beispielen aus, so kommen wir zum Schluss, dass es irgendwie nicht möglich scheint, die Entwicklungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in gültige Literatur, welche bleibt und die Zeiten überdauert, zu fassen. Die Literatur, die sich direkt mit der Entwicklung hin zur Bundesverfassung befasst, ist durch ihre Zeitbezogenheit längst vergessen, oder die Vorgänge haben sich – wie bei Bührer – als nicht darstellbar erwiesen. Oder die grossen Schweizer Weltliteraten dieser Zeit, Gotthelf, Keller und Meyer, machen bei der Darstellung des Politischen nicht Halt, sondern ihre Analyse geht tiefer.

Diese wenigen Beispiele müssen für den Moment genügen, um meine These, die Bundesverfassung erscheine im Lichte der Schweizer Literatur nicht, zu stützen. Es geht nun darum, den Versuch zu wagen, die Gründe für diesen Umstand ansatzweise zu erörtern.

Ich möchte dies wiederum mit zwei Thesen zu erläutern versuchen. Die erste lautet:

Das Werden der modernen Schweiz spielt im Bewusstsein unseres Volkes eine geringe Rolle. Die Vorgänge von 1798–1848 haben sich in unserem Bewusstsein nicht verankert.

Ausgangspunkt zur Erörterung meiner ersten These mag das eigene Erleben sein: Ich kenne, trotz einiger Semester Geschichtsstudium, die Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert nur sehr oberflächlich. Die Zusammenhänge sind mir nicht klar. Auch nach der Lektüre einschlägiger Kapitel ergeben sich immer wieder Unklarheiten. Man hat Mühe, die Vorgänge zu überblicken. Dagegen kennen wir die Urgeschichte der Schweiz, Wilhelm Tell, Rütlischwur, Morgarten, Sempach bis etwa zu den Burgunderkriegen, ganz hervorragend, da glauben wir das echte Schweizertum verkörpert, im Mittelalter wurzelt der schweizerische Geschichtsmythos, im Sagenhaften und Irrationalen, im – um es spitz zu sagen – frei Erfundenen. Ganz grosse Patrioten führen ihre Schweiz sogar noch auf den heldenhaften Kampf der Helvetier gegen Cäsar bei Bibrakte zurück und sehen in Divico einen ersten Schweizer Freiheitskämpfer.

Die Französische Revolution, die Revolutionen von 1830 und 1847/48 und die Gründung des Bundesstaates werden im geschichtsmythischen Bewusstsein der Schweiz ausgeblendet. Der Bundesbrief von 1291, nicht die Bundesverfassung, ist die Gründungsakte der modernen Schweiz. Der Geschichtsmythos erzählt nichts von Auseinandersetzungen und Staatskonzepten im 19. Jahrhundert, er wiederholt immer wieder die alten Chroniken, erzählt vom wehrhaften Kampf des kleinen Landes gegen die fremden Bedrücker.

Warum ist dies so? Die Gründe sind bestimmt vielfältig. Nur zwei seien genannt: Die ausgeblendete Periode wird von der grossen Niederlage der Alten Eidgenossenschaft eingeleitet. Die Entwicklungen, die zur Bundesverfassung von 1848 führen, werden von aussen angestossen, sind keine eigene Entwicklung. Daran erinnert man sich nicht gerne, und daran einen Geschichtsmythos zu knüpfen, wäre wohl einfach nicht passend. Das Werden der modernen Schweiz verläuft nicht geradlinig, viel daran ist auch nicht besonders ehrenvoll für die einen oder anderen. Viel ist aber auch heute schwer nachvollziehbar, gehört einer anderen Zeit an.

Die Schweiz suchte nach einem einfachen Mythos, nach etwas, das nicht komplex ist, woran man glauben kann. Die Vorgänge vom Ancien Régime zur Bundesverfassung sind nicht mythoswürdig und deswegen auch

Ausschnitt aus: Der Genius der Eidgenossenschaft (1886). Zeichnung nach der Sempacher Schlachtfeier von K. Jauslin.

nicht in Literatur gefasst worden. Sie vermitteln ein anscheinend zu wenig hehres Bild unserer Nation.
Die nachaufklärerischen Staatskonzeptionen genügten zur Bildung eines Nationalmythos und -gefühls nicht. An den Parteikämpfen und Geburtswehen der modernen Schweiz liess sich das Nationalgefühl nicht aufhängen. Dazu waren diese zu rational, zu sehr nachvollziehbar. Sie liessen sich schlecht idealisieren.
Die Notwendigkeit der Abgrenzung vom sich einigenden Deutschland ist bestimmt der Hauptgrund, warum sich dieser schweizerische Mythos gebildet hat. Diese Abgrenzung wird aber erst in den 70er Jahren nötig.
Die Zeit von 1848 dachte gar noch nicht an kulturelle Abgrenzung. Eine kulturelle Abgrenzung ist für die Schweiz erst mit der deutschen Einigung und der Gründung des zweiten Kaiserreiches von 1870 an wünschenswert und notwendig. Erst mit dem Staate Bismarcks und dem deutschen Mythos Richard Wagners sieht sich die Schweiz genötigt, sich nun auch als Nation abzugrenzen. In Klammern sei bemerkt, dass wir heute kaum einen Begriff mehr haben von der kulturellen Offenheit des alten Europa. Die enge kulturelle Beziehung zu Deutschland war bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts weit selbstverständlicher als heute. So hatten Gotthelf und Keller deutsche Verleger, und auch Maria Wasers Werk erschien nicht in der Schweiz, sondern in Deutschland.
Nun geschieht aber diese Abgrenzung nicht mit dem geschichtlichen Material von 1830 und 1848, sondern mit dem Mittelalter, mit Tell und Rütlischwur. Hier findet man einen mythischen Grund, der irrational genug ist, um nicht gleich ins Wanken zu geraten. Sehr wohl hätte auch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts Material zum Mythos geborgen. Immerhin war die 48er-Revolution in der Schweiz die einzige in Europa, welche zum Erfolg geführt hat!
Ungemein gefördert, ja bestimmt wurde diese Mythenbildung durch die Tatsache, dass der Mythos von der Gründung der Schweiz bereits meisterhaft in Literatur gefasst war. Ja, dieses Stück Literatur hat wesentlich dazu beigetragen, dass unser Nationalmythos mittelalterlicher Provenienz ist.
Ich meine Friedrich Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell». Die Bedeutung von Schillers Tell kann für die Bildung des schweizerischen Nationalmythos gar nicht überschätzt werden. In der Literatur der Weimarer Klassik findet die Schweizer Mythenbildung genau das ausgearbeitet, was sie braucht, ihre Urgeschichte wird auf eine einmalig adäquate Art interpre-

Kladderadatsch 12 (1859), Heft Nr. 53 vom 13. November 1859.

tiert und nationalmythisch aufbereitet. Zudem schreibt Schiller das Schauspiel von 1802 bis 1804 – in jener Zeit also, in der sich die Ideen der Französischen Revolution mit Napoleon in Europa auszubreiten beginnen. Die Uraufführung findet im Jahre der Kaiserkrönung Napoleons statt. Der Tell ist Schillers bewusste Antwort auf die Revolution – und diese, Schillers, des Weimarer Klassikers, Antwort auf die Revolution konstituiert wesentlich den Nationalmythos der Schweiz. «Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr.» Diese Verse haben sich so eingeprägt im Volke, dass wir sie für den Wortlaut des Bundesbriefes von 1291 halten.

Kein Nachdenken über die Literatur der Schweiz – sofern diese auch ihr Gegenstand ist – kommt um die Analyse dieser Verknüpfung von Fran-

zösischer Revolution und Sagenfigur des Mittelalters in Schillers Drama herum. Der Einfluss, der von Schillers Tell und mehr noch von dem darin vertretenen Denken auf die Schweizer Literatur ausgegangen ist, ist meiner Meinung nach enorm. Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» ist ein später Beweis dafür.

Es ist erstaunlich, dass der Nationalmythos der Schweiz auf einem Stück Literatur beruht, das in jener Zeit geschrieben wurde, welche die Schweiz so sorgfältig ausklammert.

Schauen wir aber Schillers Tell genauer an, zeigt sich auch warum das so ist. Gewiss ist Schillers Tell ein Freiheitsdrama, gewiss hat Tell und haben auch die Eidgenossen revolutionäre Züge. Aber es geht im Tell nicht um politische Freiheit. Tell ist nicht der Verwirklicher von Demokratie, von Freiheit im Sinne von Selbstverwaltung.

Tell ist bei Schiller ein grosser Einzelgänger. Er nimmt am Rütlischwur gar nicht teil, die politischen Freiheits- und Autonomiebestrebungen der Eidgenossen interessieren ihn explizit nicht. Mit dem Mord an Gessler ändert sich nämlich auf der politischen Ebene noch gar nichts. Die Waldstätten werden nicht frei vom Joch der Habsburger, wenn es denn eines war, durch den Tyrannenmord. Der Kaiser würde wohl einfach einen anderen Vogt schicken, und alles wäre wieder beim alten.

Es geht um eine höhere Form der Freiheit. Frei ist für Schiller immer nur, wer bereit ist, alles zu geben für die absolute Idee der Gemeinschaft und der Menschenwürde. Frei ist der, welcher ein absolutes Gesetz kompromisslos und ohne jede Bedingung vertritt, unter dem Einsatz seines Lebens. Freiheit ist für Schiller eine «Freiheit zu», freier Entschluss und Einsatz für die absolute Idee einer menschenwürdigen Gemeinschaft. Politische Freiheit wäre eine «Freiheit von» und damit ethisch weit weniger bedeutend als die «Freiheit zu». Hört man im Monolog in der Hohlen Gasse genauer hin, zeigt sich dies. Tell sagt zu Gessler:

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt,
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du – Er sandte dich in diese Lande,
Um recht zu sprechen – strenges, denn er zürnet –
Doch nicht um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen.
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Goethe: «Bei den Göttern, Freund – wie siehst Du aus?!»
Friedrich von Schiller, Lt. d. R.: «Excellenz, melde mich gehorsamst von meiner ‹Verherrlichung› im deutschen Reiche zurück.»
Aus Nebelspalter Nr. 19 vom 13. Mai 1905.

Mit dem Mord stellt Tell gleichsam jene göttliche Ordnung wieder her, welche Gessler zerstört hat. In einer sittlichen Gemeinschaft kann es keinen Gessler geben. Und Tell nimmt die Aufgabe auf sich, das Krebsübel Gessler, das den sittlichen Kosmos der Waldstätten beschädigt hat, zu entfernen. Der Mord an Gessler ist ein Akt der Freiheit zu Gunsten einer absoluten Idee von menschenwürdiger Gesellschaft.
Für Schiller ist diese Haltung Tells die Voraussetzung, dass in einem zweiten Schritt später auch politische Freiheit möglich sein wird. Aber die Grundlage eines freien Staates ist nicht die Organisation der Selbstverwaltung, sondern der freie Staat braucht die sittliche Grundlage, wie Tell sie in seiner Tat für die Gemeinschaft verwirklicht.
Auch die Eidgenossen müssen diese sittliche Höhe erreichen, damit ihr Staat jene Grundlagen hat, die allein letztlich die Existenzberechtigung eines Staatswesens ausmacht. Dies ist auf dem Theater in Handlung nicht mehr darstellbar, das Schauspiel endet deswegen in einer grossen Festspielapotheose, in der die sittliche Kraft Tells symbolisch an die Eidgenos-

sen übergeht. Der Staat der Waldstätten wird damit zur Allegorie eines idealen Staates, wie er unabdingbare Voraussetzung für den wirklichen Staat sein muss.
Schiller und Goethe – die Weimarer Klassik – haben die Literatur des ganzen 19. Jahrhunderts bis weit in unser Jahrhundert hinein massgeblich bestimmt, ja dominiert. Goethe war aber von der Französischen Revolution abgestossen, und alle seine dichterischen Versuche, dieses Ungeheuerliche zu gestalten, sind letztlich nicht gelungen. Schiller entrückt das Revolutionsgeschehen in eine philosophische Gegenwelt, die sich den praktischen Auswirkungen der Revolution nicht stellt.
Es fragt sich auch, ob das Menschenbild der Weimarer Klassik, das immerhin bis heute Bildung und Erziehung mitbestimmt hat, überhaupt in der Lage ist, sich in der Darstellung von Revolution und sozialen Fragen zu entfalten. Ist es doch wesentlich und ganz bewusst unpolitisch. Die Frage nach der unpolitischen deutschen Literatur, welche Geschichte nicht machen, sondern sie wachsen lassen möchte, würde hier zu weit führen, obwohl auch sie mit unserem Thema in engem Zusammenhang steht. Thomas Manns Riesenwerk «Betrachtungen eines Unpolitischen» ist ein später Beweis für diese Haltung in der deutschen Literatur, welche von Politik und Staatsorganisation nichts wissen will.
So – eben im Schillerschen Sinne – wollen oder wollten unsere Vorfahren in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Schweiz sehen: Die ideale Nation, die über allen Parteikämpfen steht, der Sonderfall Schweiz, der idealistische Kleinstaat, der in seiner Neutralität Hort ist der Humanität und der Freiheit. Carl Hilty ging ja gegen Ende des letzten Jahrhunderts sogar so weit, die Schweizer als das «auserwählte Volk» – ganz in alttestamentlichem Sinne – zu bezeichnen, das Volk, das auserwählt und aufgerufen ist, Gott bei der Verwirklichung seines Heilsplans zu helfen. Hilty prägte auch den Begriff der «Willensnation Schweiz», jener Nation, die durch ihre sittliche Vollkommenheit und hohe Moral besteht. Dieses Bild der Schweiz hat z.B. durchaus noch meine Kindheit und auch meine Mittelschulzeit geprägt. Eine solche geschlossene und anspruchsvolle philosophische Staatsidee im Bewusstsein des Volkes zu verankern, wäre mit den Ereignissen von 1848 nicht möglich gewesen.
Unter dieser Idealisierung leidet die Schweizer Literatur bis in unsere Tage – und nicht nur die Literatur. Schweizer Literatur konstituiert und definiert sich geradezu an dieser Idealisierung. Sie macht sie entweder mit oder

Ferdinand Hodler: Gesslers Tod. Entwurf für den Wettbewerb des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, 1896.

geht zu ihr in Opposition. Was sich mit der Idealisierung unseres Staates befasst, zustimmend oder ablehnend, wird zur Schweizer Literatur gezählt. So käme zum Beispiel niemand auf die Idee, Hermann Hesses Werk zur Schweizer Literatur zu zählen, obwohl es zum allergrössten Teil in der Schweiz geschrieben worden ist, zudem von einem Schweizer Bürger, der Hesse von 1924 an war.

Ist diese hartnäckige Idealisierung einer Geschichte, die mit der modernen Schweiz wenig zu tun hat, nicht auch ein Grund für die grossen Imageprobleme, welche die Schweiz heute hat – vor allem in den USA? Hätte man sich im Selbstverständnis eher auf die Wurzeln der modernen Schweiz berufen, fiele uns wohl auch die Bewältigung der Weltkriegsvergangenheit leichter, da wir gewohnter wären, pragmatisch zu denken.

Die Idealisierung verstellt den Blick auf die Wirklichkeit! Unter der Feder von vielen Schweizer Literaten des ausgehenden 19. Jahrhunderts wird die idealisierte Schweiz vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Bergler-Idealstaat, dem der böse Fortschritt fremd und alles Städtische und Weltoffene suspekt ist. Es wird die alpine Bergwelt, die von den Krankheiten der Zivilisation noch nicht angesteckt ist, immer wieder beschworen. Die Heimat wird als gesund und einfach gepriesen. Erstaulicherweise wird gera-

de Gottfried Kellers ironischstes Werk «Die Leute von Seldwyla» als Massstab genommen für vorbildliches Bürgertum.
So gesund und einfach wie die Romane von J. C. Heer und Ernst Zahn, die übrigens alle in Deutschland erschienen, die Schweiz darstellten, war sie lange nicht mehr. Von 1888–1910 sank der Anteil der ländlichen Bevölkerung von 41% auf 29%. Auch die Verstädterung schritt rasch voran: Zürich hatte 1880 24000 Einwohner, 1900 waren es bereits 150000. Die Industrialisierung der modernen Schweiz schritt sehr rasch und konsequent voran – aber in der Literatur gibt es die Schweiz der Industrialisierung mit der zu langen und schlecht bezahlten Fabrikarbeit noch lange nicht.
Es ist zwar – wie bereits gesagt – eine Besonderheit der ganzen deutschen Literatur, dass in ihr Fortschritt und technische Entwicklung, auch die Notwendigkeit des Geldverdienens, die Niederungen der Alltäglichkeit also, so gut wie gar nicht reflektiert werden. Nietzsche hat dies so ausgedrückt: «Die Deutschen haben keine Kultur, sie wollen die Blume ohne die Wurzel.» In der Schweizer Literatur ist diese Abneigung dem Fortschritt und der Entwicklung gegenüber besonders hartnäckig.
Eduard Korrodi – der Feuilletonchef der NZZ – hat dies 1918 in seinen «Schweizer Literaturbriefen» sehr deutlich gesagt. Er sagt, es könne nicht sein, dass die Schweiz so glücklich sei wie in ihrer Literatur. Sei sie dies aber nicht, dann sei ihre Literatur unzeitgemäss. Die Schweizer Literatur müsse sich endlich lösen vom «Seldwylergeist». Der Älpler und der Bauer seien längst nicht mehr die typischen Schweizer. Man solle sich an Kellers Geist, nicht aber an den Seldwylergeist halten.
Auch die Zeit der geistigen Landesverteidigung in den Jahren vor und während des Zweiten Weltkriegs bedient sich wieder dieser Motive. Auch hier wird die Schweiz als Heimat nicht konstituiert durch die grossen Leistungen eines General Dufour, nicht ist die Rede von ersten Bundesräten, von jenen Männern, die zum Beispiel die Schweizerischen Bundesbahnen geschaffen haben, welche als Verkehrsmittel zur Grundlage unseres Wohlstands gehört haben. Nein, auch die geistige Landesverteidigung verankert den Wehrwillen wieder im Mittelalter, nicht in der Neuzeit.
Erst die Bewegungen nach 1968 beginnen, den Blick frei zu geben auf eine andere Möglichkeit, die Schweiz zu betrachten. Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» von 1970 ist ein gutes und repräsentatives Beispiel für diese neue Sicht.

Das war der Versuch einer Begründung meiner ersten These. Ich komme nun zu meiner zweiten These.

Die grossen Dichter der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Keller, Gotthelf und Meyer haben sich zwar immer wieder und mit grosser Vehemenz zur Politik geäussert. Aber die Nation Schweiz ist nie Gegenstand ihres Werks. Sie erörtern das Politische – wie noch zu zeigen sein wird – aus einer weit höheren Warte als der nationalen. Sub specie aeternitatis gleichsam.

Ausgangspunkt dieser Erörterung ist wiederum die Mythosfigur Tell: Schauen wir, wie Gottfried Keller mit dem Tell umgeht. Nichts von Idealisierung, nichts von Mythos: Im «Grünen Heinrich» gestaltet die Dorfgesellschaft eine Aufführung von Schillers Tell, dies aber nicht auf einer Bühne, sondern direkt in der Landschaft. Es wäre dies eine wunderbare poetische Schweizer Umsetzung des Tell-Mythos. Der Tell – im Sinne Schillers – wird nicht in der Illusion des Theaters gegeben, sondern in der Wirklichkeit der Landschaft und der Dorfgemeinschaft und verbindet sich dadurch gleichsam mit der Scholle. Zwar sagt Keller, dass der Tell «auf eine wunderbare Weise die Gesinnung der Leute ausdrücke», doch zerstört er seine Tell-Interpretation immer wieder durch seine Ironie. In der Apfelschussszene, dem patriotischen Höhepunkt des Spiels, kommt plötzlich ein Dutzend Narren daher, welche sich ihre Hemden mit Senf verschmieren, die Aufführung wird unterbrochen von Dorfpolitik, die wenig zu tun hat mit dem Schillerschen Geist, am Schluss geraten sich die «barmherzigen Brüder» in die Haare über die Frage, ob die Radikalen den Wein verteuert hätten, so dass den Konservativen der Vorzug zu geben sei. Der Tell im «Grünen Heinrich» endet zwar auch in einem allgemeinen Jubel, doch ist er eher feucht-fröhlich, denn apotheotisch. Die Tell-Kapitel entstehen genau in den Jahren der Entstehung des Bundesstaates, nämlich 1846–1850.

Dieselbe ironische Tell-Behandlung gibt Keller in einem Aufsatz mit dem zweideutig-schillernden Titel «Am Mythenstein». Er berichtet darin über die Feier zur Einweihung des Schillersteins am Vierwaldstättersee 1859 und nennt Schiller einen Dichter, der, ohne die Schweiz je gesehen oder ohne selbst ein Schweizer zu sein, aus reiner Intuition heraus ein Stück schafft, das von den Schweizern als echtes Abbild einer zwar sagenhaften, aber doch als wahr empfundenen Wirklichkeit geglaubt wird. «Welt und Leben mit einer sicheren Ahnung, mit einem Hellsehen zu erfassen, enthebt den Dichter einer nur nationalen Bindung.» Keller reklamiert den

Tell keineswegs für die Schweiz, im Gegenteil, Tell ist für ihn ein Freiheitsdrama, das für alle gilt. Deshalb auch die ironische Beschreibung der Schillerstein-Einweihung, in der die Schweiz in seinen Augen Schiller und Tell für sich in Anspruch nehmen will.

Gottfried Keller sieht einfach keinen Grund, in seinem Werk *eine Nation* zu verherrlichen. Zwar spricht er immer wieder von seinem Volk, stellt seine Stärken und Schwächen dar, in den «Leuten von Seldwyla» besonders, aber es geht dabei nie um *den Staat* Schweiz. Es geht ums Vaterland Schweiz, um die Schweizer Landschaft, um die Schweizer als Menschen, um den Charakter unseres Volkes, aber um den Staat und damit um die Bundesverfassung und ihren politischen Wert geht es nie. Für Gottfried Keller als Dichter ist die Schweiz ein kultureller Begriff, eine kulturelle Vorstellung, der politische Begriff Schweiz steht seiner Literatur fern. Gottfried Keller hätte auch für den Begriff der «Schweizer Literatur» ein blosses verständnisloses Kopfschütteln übriggehabt. Schweizer zu sein und zugleich auch Deutscher in einem kulturellen Sinn war für Keller kein Widerspruch.

Dasselbe gilt auch mutatis mutandis für Jeremias Gotthelf. Auch er sieht in der Schweiz nicht in erster Linie etwas Politisches, sondern etwas Kulturelles. Und seine bedingungslose Ablehnung der radikalen Bundesverfassung ist nicht politischer, sondern religiöser, weltanschaulicher Art. Politik ist für Gotthelf – ein wenig vereinfachend gesagt – ein Synonym für Dekadenz, ein Sammelbegriff für jene Lebenshaltung, die nicht durchdrungen ist von christlichem Denken.

Wir zitieren aus dem Roman «Zeitgeist und Berner Geist»: «Was ist Politik? Im weitesten Sinne und objektiv genommen, ist es das äussere Verhältnis der Länder, der Stände, der Menschen untereinander, subjektiv bedeutet es die Ansichten des einzelnen über diese Verhältnisse. In guten Zeiten, wenn es christlich geht, so gut es hier auf diesem Erdboden möglich ist, wo weder Selbst- noch Genusssucht vorherrschen, jeder dem anderen das Seine gönnt, und ein Genügen hat, an dem, was Gott ihm beschert, wo überhaupt das Verhältnis zu Gott das eigentliche Leben des Menschen ist, da gibt es wenig, oder keine Politik im gemeinen Leben und in der Praxis der Menschen. (...) Werden aber die Verhältnisse in Frage gestellt, ob sie recht oder unrecht seien, entstehen darüber verschiedene Ansichten, entstehen Parteien, an welchen wir jetzt so übel leben.»

Politik ist Krankheit – «eine wüste Cholera, über welche niemand Macht

hat, als Gott alleine». Politik ist also ein Zustand, der überwunden werden muss. Es gibt eine höhere Ordnung, eine göttliche Ordnung, welche das regelt, was für das Zusammenleben der Menschen von Bedeutung ist. Politik entsteht erst dort, wo die christliche Ordnung den Menschen nicht mehr genügt, wo diese mutwillig die christliche Ordnung zerstören. Dadurch wird Politik zu einer «Lebens- und Weltanschauung, die alle Verhältnisse einfasst, der ganzen Menschheit sich bemächtigen will». Politik ist eine Weltanschauung gegen Gott.

Gotthelfs ganzes Werk beschreibt im Grunde immer wieder die Welt, in der die Gesetze des Menschen die Gesetze Gottes bedrohen und verdrängen, sein Werk handelt immer wieder von der Welt, in der gekämpft wird um die Synthese von Christentum und Leben. Das analysiert er immer wieder: In den Uli-Romanen, in der «Käserei in der Vehfreude», welche viele Anspielungen enthält auf die Tages-Politik seiner Zeit – erstaunlicherweise vor allem derjenigen Deutschlands. Der Roman «Zeitgeist und Bernergeist» redet von nichts anderem als von der Gesellschaft, welche durch den Verlust der christlichen Lebensweise verkommt.

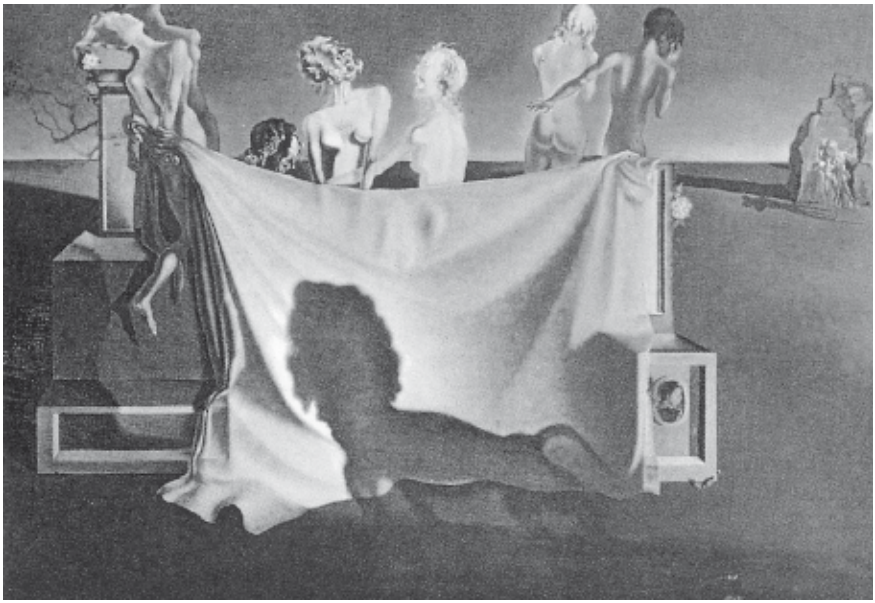
Der radikale Staat ist für Gotthelf ein Staat, der von Politik ohne christlichen Geist allein bestimmt ist. In ihm herrschen nur noch Menschengesetze, er ist im eigentlichen Sinne gottlos. Aus diesem Denken heraus sind Gotthelfs unversöhnliche Angriffe auf die Radikalen und ihre Ideen und Einrichtungen zu verstehen. Er sah die Radikalen als Menschen ohne christlichen Geist, als Geldmenschen, wie der Dorngrüttbauer in «Geld und Geist» einer ist. Dass er in diesen Angriffen oft zu weit ging und unbegründete Vorwürfe erhob, gehört zu Gotthelfs Tragik. Es wäre aber höchst interessant, diese Vorwürfe und Ausfälle nicht mehr auf dem Hintergrund der Schweiz von 1850 zu beurteilen, sondern aus der heutigen Sicht. Ich denke, dass man Gotthelf in vielem geradezu als Propheten bezeichnen müsste. Übrigens beurteilt auch Gottfried Keller in seinem letzten Roman, dem Martin Salander, die kapitalistische bürgerliche Gesellschaft gegen Ende des Jahrhunderts ähnlich pessimistisch.

Dieses Denken hat mit der Schweiz als Nation nichts zu tun, obwohl die Menschen der Schweiz, die schweizerische Gesellschaft zentral davon betroffen sind. Nichts und doch alles zugleich. Gotthelf blickt tiefer. Er sieht in den Entwicklungen seiner Zeit – er lebt von 1797–1854, sein Leben deckt sich mit dem Werden der modernen Schweiz vollkommen – etwas, das weiter reicht als bis zur organisatorischen Gründung des Staates. Er

Aus: Woche, Berlin, 12. 4. 1913.

sieht in den Entwicklungen die universellen Veränderungen und Umwälzungen, welche den Menschen verändern. Er spürt die Moderne und ihre Probleme. Diese polarisieren sich für ihn vor allem in der Loslösung des gesellschaftlichen Lebens vom Christentum. Aber nicht nur: Er sieht die Folgen der Industrialisierung voraus, er spürt – in seinem Roman «Jakobs Wanderungen» –, dass die soziale Frage und ihre Lösung eines der grossen Probleme der kommenden Zeit sein wird. Gotthelfs Blick geht tiefer, es ist ein Weitblick in unser Jahrhundert hinein.

Ich komme zum Schluss und zu einer Zusammenfassung meiner Gedankengänge. Ich bin ausgegangen von der These, dass die Entwicklung der modernen Schweiz in der Literatur nicht reflektiert werde. Ich habe weiter versucht, diese Tatsache, die Sie mir haben glauben müssen, zu begründen mit der These, dass die erste Hälfte des letzen Jahrhunderts in unserem Bewusstsein eine geringe Rolle spiele, vor allem weil unser nationales Verständnis nicht in dieser Zeit wurzelt, sondern seinen Ursprung in der Schweizer Urgeschichte findet.



Salvador Dalì: La vieillesse de Guillaume Tell (1931).

Ich habe weiter behauptet, dass im Werk der grossen Schweizer Erzähler des 19. Jahrhunderts – vor allem bei Gotthelf und Keller – zwar die Entwicklung der modernen Schweiz sehr präsent ist, dass aber beide Dichter die Vorgänge weit universaler sehen, weit mehr als Entwicklungen der Gesellschaft in eine neue Zeit hinein deuten, denn als Gründung eines Staatswesens.
Vielleicht gelingt es einem grossen, noch nicht bekannten Schweizer Dichter in der Zukunft, die universale Sicht Gotthelfs und Kellers zu verbinden mit einer Analyse der Ereignisse und Geburtswehen der modernen Schweiz. Vielleicht ist das Jubiläumsjahr Anlass dazu. Ich denke, wir alle könnten nur gewinnen.

Illustrationen aus: Paul Utz, Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers «Wilhelm Tell». (Hochschulschriften/Literaturwissenschaft 60) Königstein/Ts 1984.

Vortrag gehalten am 22. August 1998 im Kunsthaus Langenthal, anlässlich des Stadtfestes 1998.

Oberaargauer Offiziere im Bundesstaat

Die OG Langenthal von der Gründung bis zum 1. Weltkrieg

Simon Kuert

1. Die Anfänge einer Offiziersbewegung in Langenthal

Langenthal ist mit der Offiziersbewegung eng verbunden. Schon elf Jahre vor der Gründung der Bernischen Offiziersgesellschaft empfing der Ort anlässlich des grossen eidgenössischen Offiziersfestes von 1822 Offiziere aus der ganzen Schweiz. Oberst Luternau, der 1815 die bernische Artillerie kommandierte, rühmte den eingeladenen Gästen den Festort:
«*Der schöne Flecken Langenthal befindet sich in einer anmutigen Lage, acht Stunden von Bern entfernt, und ist bekannt durch seine Betriebsamkeit, seinen Wohlstand und durch die Gastfreundschaft seiner Einwohner.*»[1]
Aus allen Kantonen ritten die Offiziere am 17. Juli 1822 an und versammelten sich in der grossen Tuchhalle im Kaufhaus an der Marktgasse. Mit Transparenten und Fahnen wurden sie dort empfangen. Auf einem der grossen aufgehängten Plakate lasen sie ein Gedicht, welches den Geist atmete, den die Versammlung prägen sollte:

«*Schweizermuth und Schweizerhöhe*
müssen ewig fortbestehen,
denn der Herr hat sie gebaut.
Und was einst der Ahn' errungen,
hält der Engel fest umschlungen,
ewig, weil er Gott vertraut.
Unbeweglich in Gefahren,
unbesiegbar in dem Streit
alles, was sie wollten, waren
Schweizer stets durch Einigkeit».[2]

Nach der Begrüssung übergab der Tagesoffizier, Oberst Mai von Büren, die Bundesfahne vor dem Kaufhaus einem Berner Hauptmann, und die 22 Kantonsfahnen übernahmen Soldaten in alten Uniformen. Sie formierten sich zum Umzug. Die 570 angerittenen Offiziere schlossen sich zusammen mit den aufgebotenen Mannschaften aus dem Oberaargau (25 Artilleristen, 33 Dragoner und 121 Infanteristen) dem Zug an. Eine Abteilung der Berner Artillerie war mit vier Sechspfündern eingerückt. Auch 33 Musikanten waren aufgeboten worden und gaben dem Zug eine feierliche Note. 9000 Zuschauerinnen und Zuschauer sollen die Strassen im Dorf gesäumt haben, als sich der bunte Zug vom Kaufhaus zum Fest zelt auf den Hinterberg bewegte. 24 Jahre nach dem Untergang des Alten Bern, 24 Jahre nach einer Zeit, in der die Eidgenossenschaft noch gespalten war, hielt auf dem Hinterberg Oberst Mai eine flammende Rede, welche die neu gefundene Einigkeit in der Eidgenossenschaft ansprach:
«Sollte uns die Aufgabe aufbehalten sein, die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft, die mit so vielem, so theurem Blute der Väter erkaufte heilige Freiheit mit dem Schwerte zu verteidigen, so werden wir der Welt beweisen, dass in unseren Adern unverfälscht das Blut der Väter wallt.
Siegen oder für die Freiheit untergehen, sei der Eidgenossen Wahlspruch.»[3]
Nach der Rede zogen 23 Mädchen durch die Festhalle. Das vorderste mit einem Strauss von roten und weissen Blumen. Die Bundesfarben. Die Mädchen verbeugten sich vor dem Festpräsidenten, Oberst Rudolf Emanuel Effinger, und während das Blumenmädchen seinen Strauss dem Obersten übergab, verlas ein einheimischer Offizier das Grusswort der Langenthaler:
«Von den Bewohnern Langenthals sind diese Blumen dem edlen Vereine der Vaterlandsverteidiger mit Hochschätzung und Herzlichkeit geweiht. Wenn schon Tage und Jahre verflossen sind, wenn Thäler und Gebirge uns trennen, so werden wir doch gewissenhaft mit liebevoller Sehnsucht an den frohen Augenblick, da Sie uns mit ihrer Gegenwart beehrten, denken und sprechen: Segne sie alle, Allvater! Segne sie mit den Strahlen deines seligen Glückes!»[4]
So erinnern wir uns noch heute an diesen «frohen Augenblick», da erstmals eidgenössische Offiziere den Oberaargau mit ihrem Besuch beehrten.

Eine Szene im Festzelt des Offiziersfests inspirierte den Maler Friedrich Traffelet. Er hielt das Ereignis auf einem Fresko im Traffelet-Saal des Hotel Bären fest (Ausschnitt).

Zwei Jahrzehnte später hatte Langenthal nochmals die Ehre, ein eidgenössisches Offiziersfest durchzuführen. 1842 trafen 250 Offiziere aus dem ganzen Land in Langenthal zusammen, 9 Jahre nachdem die Kantonal-Bernische Offiziersgesellschaft gegründet worden war.
Langenthal war also unter Offizieren ein Begriff – und so verwundert es nicht, dass die erste Sektion der Bernischen Offiziersgesellschaft im Oberaargau entstand. Bevor wir uns erinnern, wie das 1848 geschah, werfen wir einen Blick auf die militärischen Verhältnisse, die unseren Kanton in jenen Jahren prägten. Die Militärstatistik des Kantons Bern von 1839 gibt Auskunft:
«Die Staatsform des Kantons Bern ist demokratisch-repräsentativ. Der Grosse Rat, als oberste gesetzgebende Landesbehörde, hat 200 von ihren Bezirksversammlungen ernannte Mitglieder, welche dann weitere 40 wählen. Der Regierungsrath ist oberste vollziehende, das Obergericht oberste richterliche Behörde. – Unter den sieben Hauptkollegien des Regierungsrates ist das Militärdepartement die leitende Militärbehörde, es teilt sich in die Zeughaus- und die Werbekommission, welch letztere die Geschäfte des auswärtigen Kriegsdienstes besorgt. Unter dem Militärdepartement stehen der Oberst-Milizinstruktor als oberster Administrativ-Beamter, der Kantons-Kriegskommissär, die Zeughausverwaltung und der Oberfeldarzt. – Die Chefs der 8 Auszügerbataillone sind zugleich Kom-

mandanten der betreffenden Militärkreise. In jedem der 8 Militärkreise sind zwei bis vier Kreisadjutanten, mehrere Kreisärzte und eine Anzahl Instruktoren (Offiziere und Unteroffiziere) aufgestellt. Jeder der 8 Militärkreise stellt zum Auszug 1 Kompagnie Artillerie nebst Train, 1 Kompagnie Scharfschützen und 1 Bataillon Infanterie, bestehend aus 2 Jäger- und 4 Füsilierkompagnien; die übrigen Waffen werden ohne Unterschied aus dem ganzen Kanton ergänzt.»[5]

So war also der Kanton militärisch organisiert, als sich im Dezember 1848 Offiziere des 7. Bernischen Militärkreises daran machten, sich zu organisieren. War es Zufall, dass man dazu das Jahr der ersten Bundesverfassung wählte? Ich glaube, dass es da innere Zusammenhänge gibt. Die Träger des Gedankens, im Oberaargau einen Offiziersverein zu gründen, gehörten zu jenen Kreisen, die massgeblich die erste Bundesverfassung mittrugen.

Von dieser schwärmte der «Vaterländische Pilger», eine im Oberaargau erscheinende Wochenzeitung, schon vor ihrer Annahme:

«Bürger! Es bricht nächstens ein grosser Tag an fürs Vaterland, für welchen seit einem Menschenleben die edelsten Geister Helvetiens gewirkt. Es bricht der Tag an, an welchem die Schweizer – nicht bloss am Wirtstische und auf Rednerbühnen, in Wahrheit und Wirklichkeit ein Brudervolk werden.»

Für den Kommentator war klar: Das «*Von Gott und Natur zur Freiheit erkorene*» Stimmvolk wird die neue Verfassung annehmen und die Schweiz zu einer «*Gotteskapelle*» machen, «*nach welcher alle aus Europa vertriebenen Friedensengel wallfahrten*» werden.[6]

Beim jahrzehntelangen Aufbau dieser «Gotteskapelle», wie der Vaterländische Pilger die Schweiz der neuen Bundesverfassung nennt, haben Persönlichkeiten mitgewirkt, denen es gelungen war, aus dem geschlossenen System des Ancien Régime herauszutreten. Es waren ausserhalb der alten Machtzentren wirkende Handelsleute, Textilfabrikanten, Bankiers, Wirte, Ärzte und Juristen, die sich der mit der Helvetik eingewanderten Freiheitsgedanken bedienten und als liberal und radikal denkende Persönlichkeiten die neue Schweiz erschufen. Genau zu solchen Persönlichkeiten gehörten auch die Offiziere, die am Anfang der Geschichte der Langenthaler Offiziersgesellschaft stehen.[7] Deshalb der vermutete innere Zusammenhang zwischen der ersten Bundesverfassung und der Gründung des Offiziersvereins.

Die vier Kameraden, von links nach rechts: Art.-Major Hector Egger, Langenthal, 1852–1901; Kav.-Major Arnold Gugelmann, Langenthal, 1852–1921; Inf.-Major Friedrich Geiser, Langenthal, 1852–1899; Inf.-Major Friedrich Lehmann, Langenthal, 1850–1892.

Es war der Notar und Gerichtschreiber von Aarwangen, Daniel Flückiger[8], der als Jägerhauptmann an den freisinnigen Grossrat und Artillerieleutnant Samuel Rudolf Hektor Egger[9] mit der Absicht herantrat, im 7. Bernischen Militärkreis einen Offiziersverein zu gründen. Die Offiziere wurden zur Gründungsbesprechung auf den 10. Dezember 1848 in die «Sonne» Herzogenbuchsee eingeladen:

«*Behufs Gründung eines Kreisoffiziersvereins ist eine Versammlung angeordnet auf Donnerstag, den 10. dieses nachmittags, 1 Uhr, im Gasthof ‹Zur Sonne› in Herzogenbuchsee, wozu Sie, wie alle Offiziere im 7. Mi-*

litärkreis höflich und angelegentlichst eingeladen werden.»[10] Eine Anzahl Offiziere folgte dieser Einladung, und am 7. Januar 1849 fand die konstituierende Versammlung statt.

2. Die ersten 50 Jahre, 1848–1898

Unter dem Vorsitz des ersten Präsidenten Johann Rudolf Vogel von Wangen konnte die Vereinstätigkeit beginnen. Am Anfang standen vor allem Bildungsvorträge. Die beiden Initianten stammten aus Aarwangen, die Gründung folgte in Herzogenbuchsee, und für die anschliessende Tätigkeit wurden die Ortschaften Langenthal–Herzogenbuchsee–Wangen–Aarwangen abwechslungsweise als Veranstaltungsorte gewählt.
Die Themen der Vorträge betrafen die militärische Weiterbildung. Da wurde etwa die Waffe der Infanterie behandelt, oder man informierte sich über die Aufgabe der Scharfschützen. Man erörterte den Pionierdienst und veranstaltete eine allgemeine Waffenkunde.
Da die Schweiz auch in den Augen der Liberalen eine «Gotteskapelle» sein sollte, die es zu schützen galt, durfte als eines der ersten Themen auch die Frage nach der Stellung des Feldpredigers in der Armee nicht fehlen.
Der Offiziersverein trat als erste Sektion im kantonalen Offiziersverein bald auch mit besonderen Bittschriften hervor. So forderten die Oberaargauer Offiziere bereits 1849 die Revision des bernischen Militärwesens, besonders die Anstellung eines tüchtigen Oberinstruktors sowie die Beförderung der Offiziere nicht nach ihrer Herkunft, vielmehr nach ihren Fähigkeiten. Ein Jahr später betraf eine Petition den militärischen Gesang. Der Grosse Rat beabsichtigte, die bisher obligatorischen Gesangsübungen vor der Rekrutenschule mittels eines Gesetzes abzuschaffen. Damit war man im sängerfreundlichen Oberaargau gar nicht einverstanden:
«Der Gesang ist das Mittel, wodurch die Truppen vom besten Geist beseelt und mit feurigem Mut begabt werden; es ist ferner bekannt, wie vorteilhaft der Gesang auf Märschen wirkt und wie er oft die Soldaten vom Bösen und Fehlbaren abzuhalten vermag und wie er ganze Massen zu disziplinieren im Stande ist. Der Gesang war auch schon bei unseren Ahnen, wenn sie in den Kampf zogen, eingeführt und hat sie lobenswert begeistert. Und dieses Mittel, das so viele Verdienste hat, will man nun

abschaffen; o! wer dieses beantragen kann, ist gewiss nicht, oder doch wenigstens kein guter Militär.»[11]

Die Vortragstätigkeit und praktischen Übungen wurden vor allem durch eigene Mitglieder bestritten. Beeinflusst wurden die Aktivitäten auch durch die Parteipolitik jener Jahre, durch die scharfen Kämpfe zwischen den Radikalen und den Konservativen. Die Oberaargauer Offiziere neigten wie erwähnt dem freiheitlichen Radikalismus zu – Handelsmänner, Ärzte und Juristen prägten ihn. Diese wandten sich gegen konservative Einschränkungen und stellten sich etwa auch im Kirchberger Handel von 1851 auf die Seite der Radikalen[12], die sich gegen den von Bern her kommenden konservativen Einfluss auf Personalentscheidungen im Offizierscorps wandten.

In den ersten 25 Jahren organisierte der Verein 68 ordentliche Versammlungen. 23 in Langenthal, 19 in Herzogenbuchsee, 13 in Wangen, 12 in Aarwangen und eine in Murgenthal. Im Zentrum standen die insgesamt 70 Vorträge in den Jahren 1848–1873. Nicht selten dauerten diese mehrere Stunden und zogen in der Regel über hundert Zuhörer in ihren Bann. Gemessen an der damaligen Mitgliederzahl ein über 100%-iger Besuch! Daneben traf man sich auch zu Schiessübungen mit Gewehr und Revolver, bei Probeschiessen wurden verschiedene Gewehrmodelle getestet, und in einem Kurs wurde das Fechten geübt. Die Gründungspersönlichkeiten haben damals die Versammlungstätigkeit stark geprägt. Vor allem auch mit eigenen Vorträgen:

- Hektor Egger (Aarwangen/Langenthal): 7 Vorträge, dann
- die beiden Herren Roth[13], Alfred und Adolf aus Wangen (je 5 Vorträge), dann auch
- Daniel Flückiger aus Aarwangen mit ebenfalls 5 Vorträgen.

In den zweiten 25 Jahren änderte sich an diesem Bild wenig. Auch in dieser Zeit stand das Vortragswesen an der Spitze. Die eigenen Mitglieder befruchteten die Versammlung mit ihren Beiträgen, meistens aus ihrem jeweiligen militärischen Umfeld. Aber auch die jüngste Militärgeschichte und die Heeresorganisation waren immer wieder ein Thema.

Besonders hervor taten sich in diesen Jahren (1873–1898) Oberstbrigadier Alfred Roth aus Wangen und Oberst Arnold Gugelmann[14] aus Langenthal. Ihm war die wehrtechnische Vorbereitung der Jugend ein Anliegen.

Ein Blick auf die Themen (Auswahl) zeigt, in welcher Richtung sich damals die Offiziere weiterbildeten:

Oberstbrigadier Arnold Gugelmann, 1852–1921

«Gefechtshandlung mit Karten und Signaturen» (1876; Oberst Albert Walther, Kreisinstruktor 3. Division); «Die Wirkung der heutigen Geschosse» (1877; Sanitätsmajor Kummer, Aarwangen); «Manöverleitung im Regiments- und Brigadeverband» (1878; Oberstleutnant Emil Moser); «Aufgabe und Dienst der heutigen Kavallerie» (1879; Hptm Arnold Gugelmann); «Die Manöver der 4. Division 1882» (1882; Oberstleutnant Alfred Roth); «Das Eisenbahnwesen im Kriegsfall» (1888: Oberstleutnant Hunziker; Bern); «Die Konstruktion des neuen Schweizerischen Repetiergewehrs Modell 1889 und die neuesten Gewehrkonstruktionen anderer Staaten» (1891; Oberst R. Schmidt, Direktor der schweiz. Waffenfabrik und Erfinder des neuen Gewehres); «Die Bedeutung des Roten Kreuzes» (1893; Oberst Kummer); «Die Entwicklung der Artillerietechnik» (1895; Hptm Carl Imboden); «Die Heereseinrichtung rückwärts der Armee» (1896; Oberstleutnant Ernst Reichel); «Die Schusswirkung des kleinkalibrigen Gewehres und der Schrapnellkugeln» (1898; Oberstkorpsarzt Bircher, Aarau).

Die Gewehrfrage wurde immer wieder diskutiert. Vor allem, nachdem der Direktor der Waffenfabrik, Oberst Schmidt, das Repetiergewehr 1889 mit Kaliber 7,5 mm, einem Kastenmagazin und einer Visierstellung bis zu 2000 Meter erfunden hatte. Auf dem Hinterberg fanden mit diesem neu-

en Gewehr auch Demonstrationen statt, etwa im Anschluss an den Vortrag von Oberst Bircher. Das Protokoll vermerkt:
«Auf dem Hinterberg fanden interessante Demonstrationen statt: Es wurde auf Pferdekadaver, Knochen, Blasen und Kasten mit Wasser gefüllt, geschossen.»[15]
Auf Anregung des Oberinstruktors Oberst Albert Walter wurde 1895 erstmals auch eine Kriegsspielübung durchgeführt. Zunächst als trockene Stabsübung im Saal des Hotel Bären, später als praktische Übung im Juragelände von Klus. Der Oberaargau umfasste im 19. Jahrhundert die Bataillonskreise 37 und 38. Eine Statutenrevision von 1883 ermöglichte auch den Einbezug der Offiziere aus dem Kreis 39 (Huttwil und Umgebung).
Die Öffnung des Offiziersvereins auch für Unteroffiziere und die Umwandlung in einen Wehrverein wurde bereits 1877 diskutiert – bei der erwähnten Statutenrevision allerdings verworfen.
1894 brachte Oberst Arnold Gugelmann die Frage des militärischen Vorunterrichtes zur Sprache:
«Es gilt, unsere Jugend für den Wehrdienst vorzubereiten. Zürich, sowie Bern und Umgebung sind schon seit Jahren an der Arbeit; nun dürfte auch für den Oberaargau die Stunde geschlagen haben.»[16]
Gugelmann fand Beifall, und in der Folge wurden in den Oberaargauer Ortschaften Sektionen gegründet, die von jüngeren Offizieren betreut und geleitet wurden.

Persönlichkeiten, welche den Offiziersverein bis zum Ersten Weltkrieg prägten (alphabetisch geordnet)

1	Egger, Samuel Rudolf Hektor	1821–1884, ab 1858 in Langenthal. Als Artillerieleutnant im Sonderbundsfeldzug. Vertreter der Freisinnigen Partei im Grossen Rat. Freund und Mitstreiter von Bundesrat Stämpfli. Ehrenmitglied des Offiziersvereins 1879.
2	Flückiger, Daniel	1820–1893, Notar und Gerichtschreiber in Aarwangen. Als Kdt 1863–1865 Präsident des kantonalen Offiziersvereins. Kommandant einer Infanteriebrigade in der Grenzbesetzung 1870–1871. Nationalrat 1870–1875. Gründungsvizepräsident als Hptm.
3	Geiser, Abraham Friedrich	1797–1870, Kreuzwirt in Langenthal. Im Sonderbundskrieg Oberstleutnant und Kdt eines Emmen-

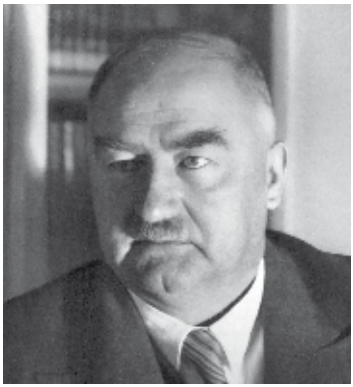
		taler Bataillons der 3. Division. 1848 eidgenössischer Oberst. Erster Sekretär als Oberstleutnant.
4	Gugelmann, Arnold	1852–1921, nach dem Tode seines Vaters Johann Friedrich Gugelmann, alleiniger Leiter der Fa. Gugelmann und Co. (Langenthal, Roggwil, Felsenau Bern). Gemeindepräsident. 1902–1917 Mitglied des Nationalrates. 1894 Oberst. 1894–1902 Kdt der Kavalleriebrigade 2. 1896 Präsident der kantonalen Offiziersgesellschaft. Ehrenmitglied 1899.
5	Imboden, Carl	1861–1928, Fabrikant in Murgenthal. 1891 Hauptmann; 1906 Oberstleutnant. 1912 Oberst und Kdt der Art. Brigade 4. 1911 Ehrenmitglied.
6	Kummer, Jakob Dr.	1834–1908, Arzt in Aarwangen. Viele Jahre Präsident der Schulkommission. 1877 Sanitätsmajor; 1893 Oberst und Armeekorpsarzt. Ehrenmitglied des Offiziersvereins.
7	Lüscher, Albert	1830–1881, Handelsmann. Kam 1865 von Aarburg nach Langenthal. Grenzbesetzung 1870/71 Kdt von einem Bataillon. 1875 Oberstleutnant. 1867–1869 Präsident des Offiziersvereins.
8	Mezener, Friedrich	1822–1878, von Biel. Uhrmacher. 1854 Eintritt ins Instruktionskorps als Wachtmeister. 1862 Unterleutnant. 1864 Hauptmann, 1866 Major im eidg. Stab. 1867 Oberinstruktor der bernischen Infanterie. 1870 Oberstleutnant. 1870 Kdt einer Schützenbrigade. Ehrenmitglied des Offiziersvereins.
9	Moser, Emil	1837–1913, von Herzogenbuchsee. Direktor der Seidenbandweberei. Eintritt in den Offiziersverein 1862 als Unterleutnant; 1870 Aide-Major; 1874 Kdt; 1876 Oberstleutnant und Regimentskdt und 1880 Oberst. Führende Persönlichkeit des Freisinns. Nationalrat von 1893–1902. Ehrenmitglied des Offiziersvereins 1882.
10	Reichel, Ernst	1858–1922, Fürsprecher in Langenthal. 1904–1922 Mitglied des bernischen Obergerichts. 1903 Oberst. 1912 Oberauditor. Ehrenmitglied 1905.
11	Roth, Adolf	1834–1893, Inhaber der Roth und Co. in Wangen. 30 Jahre Gemeindepräsident. 1878–1893 Mitglied des Grossen Rates. 1891 Nationalrat. 1872 Oberstleutnant der Artillerie. 1862–1866 Präsident des Vereins.

12	Roth, Alfred	1838–1915, von Wangen. Landwirt und Mitinhaber der Firma «Pferdehaarspinnerei Roth und Co». Später Seniorchef der Firma. Einige Jahre Gemeindepräsident. Mitglied des Grossen Rates von 1893–1915. 1858 Eintritt in den Offiziersverein als Scharfschützenleutnant. 1872 Major. 1886 Oberstbrigadier. Militärische Abkommandierungen nach Deutschland. 1874–1876 Präsident des Offiziersvereins.
13	Steiner, Jakob	1813–1865, Fürsprecher in Langenthal. Gerichtspräsident in Büren und Wangen. 1846 Oberrichter. 1854–1857 Regierungsrat und Militärdirektor; dann wieder Fürsprecher in Langenthal. 1857–1858 Präsident des Offiziersvereins. 1858 eidg. Oberst. Nationalrat von 1855–1865.
14	Vogel, Johann Rudolf	…–1871, Fabrikant in Wangen a. A. Kavalleriemajor im Stabe Ochsenbeins im Sonderbundsfeldzug 1847. Als Präsident der Kavallerie 1851 Präsident des kantonalen Offiziersvereins. 1848–1869 Nationalrat. Gründungspräsident als Kavalleriemajor.
15	Wieland, Hans	1825–1864, von Basel. Redaktor der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift. 1858–1964 eidg. Oberinstruktor. Ehrenmitglied des Offiziersvereins.

3. Der Offiziersverein um die Jahrhundertwende, 1898–1918

Die Zeit von 1900 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war für den Offiziersverein Langenthal äusserst fruchtbar. In diesen Jahren fanden 43 Vereinsversammlungen statt, die praktisch alle militärpolitischen Themen gewidmet waren. Zum einen waren es Vortragsversammlungen, zum andern auch Gesprächsrunden, an denen man Bücher besprach, die damals hohe Offiziere erscheinen liessen.
Aber auch viele praktische Übungen hatten ihren Platz; Kriegsübungen, in denen Erkenntnisse aus dem deutsch-französischen Krieg des vorigen Jahrhunderts umgesetzt wurden. Auch das Pistolenschiessen und der Reitsport, beides Aktivitäten, die schon in früheren Jahrzehnten regelmässig auf dem Programm standen, fanden stets Zuspruch.

Die Richtung der Gespräche, die damals im Offiziersverein geführt wurden, gab das Buch von Emil Sonderegger an, welches 1898 erschien: «*Ein Wendepunkt in unserer militärischen Entwicklung*»[17].
Einer dieser Wendepunkte waren die neuen Möglichkeiten der Artillerie. Diese hatte die Kavallerie und die Infanterie im Angriffskrieg zu unterstützen. Entsprechend war auch die im Offiziersverein diskutierte Literatur:
«*Die Verwendung unserer Kavallerie*» oder «*Der ungebremste Infanterie-Angriff*» – «*Die Gefechtsaufgabe der Artillerie*».[18]
Die neuen Möglichkeiten koordinierter Kriegsformen erforderten auch ein neues Denken unter den Soldaten. So war es nur eine logische Folge der militärischen Publikationen, wenn der Kdt des Füs Bat 31, Major Prisi eine Schrift zur «*Soldatischen Dienstauffassung und Dienstbetrieb*»[19] veröffentlichte.
Gerade diese Schrift gibt einen guten Einblick in das Denken, das die Offiziersgeneration vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges prägte:
«*Die angestammte Scholle, die Heimat war stets das Teuerste, was die Völker besessen, um das sie gesorgt, gebangt, gelitten, gekämpft und geblutet haben. Das ist auch in der Gegenwart nicht anders, und die Zukunft wird daran auch nichts ändern. Und Heil dem Volk, das diese idealen Werte hochhält, hütet und bewahrt!*»[20]
Die richtige Dienstauffassung sieht Prisi in der «*klaren Erkenntnis*», dass jeder Soldat seinen Teil für diese «*nationale Pflicht*» beizutragen hat.
Ein deutliches Bekenntnis zur bewaffneten Neutralität in einer Zeit, in der in Europa gewaltige Umwandlungsprozesse im Gang waren. Zu denken ist etwa an die Besetzung Ägyptens durch England oder an die Annexion von Bosnien-Herzegowina durch Österreich. Dieses Wetterleuchten brachte Europa an den Rand eines Krieges. Major Prisi erklärte fünf Monate vor dem Ausbruch des Krieges:
«*Das Gewitter liegt in der Luft. Ein Zufall kann es zur Entladung bringen.*»
Der Zufall liess nicht lange auf sich warten. Schon am 28. Juli 1914 funkte es im Pulverfass mit dem Fenstersturz in Sarajewo. Der Erste Weltkrieg war ausgebrochen.
Die Diskussion mit Major Prisi hatte die Offiziere im Langenthaler Offiziersverein darauf vorbereitet. Sie standen zur bewaffneten Neutralität, die sich seit 1815 in einem Jahrhundert mühsam entwickelt hatte. Sie waren bereit, mit ihren Truppen die Werte ihrer Heimat zu verteidigen.



Paul Georg Kasser, 1876–1945

Durch die neue Militärorganisation von 1907 und die entsprechende Truppenordnung von 1911 waren die Voraussetzungen geschaffen worden um «*einen Eindringling mit allen Mitteln und mit aller Kraft anzugreifen und zurückzuwerfen*»[21] – wie es 1911 Oberst Egli in einem Vortrag vor dem Offiziersverein formulierte.
Die zahlreichen Vortragsversammlungen waren in diesen Jahren gut besucht. Die Motivation, sich wehrtechnisch und wehrpolitisch weiterzubilden, war vor dem Ersten Weltkrieg unter den Offizieren hoch.
Als 1904 Oberstdivisionär Ulrich Wille, der damals als Kommandant der sechsten Division vorstand, im Bärensaal über die Notwendigkeit einer Reorganisation des Wehrwesens sprach, füllten über 250 Mann den Saal und «*lauschten gespannt den mehrstündigen Ausführungen des bekannten hohen Offiziers*».[22]
Prominenter Redner vor dem Offiziersverein war in diesen Jahren der einheimische Gerichtspräsident Paul Kasser[23] aus Aarwangen. Der Jurist, Historiker und spätere Bundesrichter hatte als Generalstabsoffizier Manöver der deutschen Armee besucht und so deren Vorbereitungen für den Ernstfall kennengelernt. Seine Erkenntnisse gab er in Vorträgen seinen Mitoffizieren im Offiziersverein weiter. Auch organisierte er einen gut besuchten Vortragszyklus über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71.
Neben Paul Kasser ist der spätere Bundesrat Markus Feldmann zu erwähnen. Mehrmals besuchte der Thuner die Oberaargauer Offiziere und bereicherte ihr Vereinsleben mit historischen Vorträgen. Neben historischen

Themen der Kriegsgeschichte aus der Zeit vor dem Wiener Kongress und der Zeit des deutsch-französischen Krieges beschäftigt sich der Offiziersverein auch mit der Entwicklung und dem optimalen Einsatz der einzelnen Waffengattungen. So mit der Entwicklung der Artillerie oder mit der schweizerischen Militäraviatik. Wem die technischen Daten heutiger Militärluftfahrt, etwa diejenigen des FA-18, vertraut sind, wird über die rasante Entwicklung in den vergangenen 8 Jahrzehnten staunen, wenn er hört, was Oberst Moritz von Wattenwyl am 9. März 1913 vor einer grossen Versammlung im Hotel Bären über die Luftfahrt vor dem Ersten Weltkrieg ausführte:

«*Die Luftfahrzeuge und Lenkballone müssen in erster Linie als militärische Hilfsmittel betrachtet werden. Sie können in der Nah- und Fernaufklärung ganz hervorragende Dienste leisten. Die österreichischen Militärflugzeuge legen in der Stunde 100 km zurück; sie können ohne zu landen 4–5 Stunden in der Luft bleiben…*»[24]

Wie bereits im Zusammenhang mit der Diskussion von wehrpolitischer Literatur erwähnt, wurde im Offiziersverein auch intensiv über koordinierte Gefechtsführung zwischen Artillerie und Infanterie diskutiert. Der Murgenthaler Oberst und Kdt der Artilleriebrigade 4, Carl Imboden[25], war dafür ein ausgewiesener Spezialist. Er referierte wiederholt über die notwendige Zusammenarbeit der beiden Waffengattungen.

«*Die Infanterie kommt ohne die Artillerie nicht aus, umgekehrt hat die Artillerie ohne die Infanterie keinen Sinn*» – meinte der Experte in einem Vortrag von 1909.

Der Offiziersverein selber übte dieses Zusammenspiel auch im Felde. Etwa 1911 im Gelände zwischen Solothurn und Biel unter der Leitung von Oberstdivisionär Wildbolz und 1913 in der Gegend von Affoltern unter der Leitung von Oberstlt Spychiger.

Bald allerdings wurde aus der Übung mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ernst. Am 1. August 1914 wurde die Generalmobilmachung angeordnet. Zwei Tage später wählte die Bundesversammlung Oberstkorpskdt Ulrich Wille zum General und Oberstkorpskdt von Sprecher zum Generalstabschef. Bereits am 5. und 6. August waren die Truppenkörper marsch- und transportbereit und bezogen die Mobilmachungsstellungen. Am 9. August, als die Truppen der Kriegsführenden zwischen Rhein und Vogesen aufeinanderstiessen, war der Jura bis hinaus in die Ajoie von eidgenössischen Truppen besetzt. Im Westen und Osten prallten Riesenhee-

re aufeinander und der Bewegungskrieg ging bald in einen abnützenden Stellungskrieg über. Die Schweizer Divisionen hielten derweil an den Grenzen Wacht – bereit, auf mögliche Grenzverletzungen zu reagieren. Während des Krieges kam die ausserdienstliche Tätigkeit der Offiziersvereine zum Stillstand. Die Weiterbildung wickelte sich nun draussen auf dem Felde ab – aus dem Kriegsspiel war Ernst geworden. Zwar hoffte in einem der wenigen Vorträge zwischen 1914–1918 Oberstdivisionär Wildbolz vor über 350 Zuhörern im Bärensaal, dass unser Land nicht in den Kriegsstrudel hineingerissen werde, «*aber, lassen wir uns nicht betören, denn die Kriegsgeschichte lehrt, dass das Unmögliche möglich werden kann. Wenn es aber dazu kommt, wenn unsere Grenze verletzt werden sollte, dann werden wir gerüstet sein und wie ein Mann zusammenstehen. Unsere Soldaten sind Krieger geworden; sie werden kämpfen, mutig und tapfer, wie die alten Eidgenossen.*»[26]

Die Präsidenten der OG von 1848–1920

Amtszeit	*Name*	*Grad*	*Wohnort*
1848–1852	Vogel, Johann Rudolf	Kavalleriemajor	Wangen a.A.
1853–1854	Flückiger, Daniel	Jägerhauptmann	Aarwangen
1855–1856	Vogel, Johann Rudolf	Kavalleriemajor	Wangen a.A.
1857–1858	Steiner, Jakob	Oberstleutnant	Langenthal
1859–1861	Gugelmann, Johann	Aide-Major	Langenthal
1862–1866	Roth, Adolf	Artilleriehauptmann	Wangen a.A.
1867–1869	Lüscher, Albert	Major	Langenthal
1870–1871	Röthlisberger, Mathias	Major	H'buchsee
1872–1873	Spychiger, Siegfried	Major	Langenthal
1874–1876	Roth, Alfred	Schützenmajor	Wangen a.A.
1877–1881	Lehmann, Fritz	Hauptmann	Lotzwil
1882–1883	Geiser, Friedrich	Hauptmann	Langenthal
1884–1885	Müller, Otto	Major	Niederbipp
1886–1887	Luginbühl, Fritz	Hauptmann	Langenthal
1888–1891	Geiser, Friedrich	Major	Langenthal
1892–1893	Jäklin, Hans	Hauptmann	Eriswil
1894–1895	Roth, Jakob	Schützenoblt	Wangen a.A.
1896	Hellmüller, Theodor	Hauptmann	Langenthal
1897–1900	Imboden, Carl	Major	Murgenthal
1901–1902	Roth, Jakob	Schützenmajor	Wangen a.A.
1903–1904	Spychiger, Arnold	Major	Langenthal
1905	Schneeberger, Fritz	Major	Langenthal
1906	Rikli, August	San-Major	Langenthal
1907–1913	Kasser, Paul	Major	Aarwangen
1913–1920	von Erlach, Fritz	Oberstleutnant	Langenthal

Anmerkungen

1 Langenthaler Heimatblätter, 1939, hier zitiert nach: Die Offiziersgesellschaft Langenthal und Umgebung 1848–1948, Langenthal 1948 (= 100 Jahre OGL), Seite 10
2 ebd. Seite 11
3 100 Jahre OGL, Seite 12
4 ebd. Seite 13
5 100 Jahre OGL, Seite 36
6 vgl. Alfred Kuert: «Wie die Schweiz erfunden wurde», in: Neue Mittelland Zeitung, Dossier vom 2. März 1998
7 vgl. die 15 Kurzbiographien der «Väter» des Offiziersvereins Oberaargau, hier Seite 65–67
8 vgl. Nr. 2 in der Tabelle der Gründungspersönlichkeiten
9 vgl. Nr. 1 in der Tabelle der Gründungspersönlichkeiten
10 100 Jahre OGL, Seite 29
11 100 Jahre OGL, Seite 36
12 Zum Kirchberger Handel: Der konservative Militärdirektor Stoos hatte eigenmächtig den radikal-freisinnigen Hauptmann Seiler aus Bönigen abgesetzt. In Kirchberg protestierten 227 radikale Offiziere gegen diesen Personalentscheid, denn Wahlbehörde der Offiziere war der Gesamtregierungsrat. Aus der Stadt kamen 60 konservative Offiziere nach Kirchberg, welche dem Militärdirektor Schützenhilfe geben wollten. Die Versammlung, unterstützt von vielen Offizieren aus dem Oberaargau, verabschiedete eine Protestnote an den Regierungsrat, welche dieser aber als Provokation empfand und dem Offiziersverein Massnahmen androhte.
13 vgl. Persönlichkeiten Nr. 11 und 12
14 vgl. Persönlichkeiten Nr. 4
15 100 Jahre OGL, Seite 61
16 ebd. Seite 68
17 ebd. Seite 73
18 ebd. Seite 74
19 «Soldatische Dienstauffassung und Dienstbetrieb» – von Major Fritz Prisi, Kommandant des Füs Bat 31
20 zit. nach 100 Jahre OGL, Seite 74/75
21 Oberst i Gst Karl Egli: Welche Forderungen stellt der Krieg an unsere Armee? – Vortrag vor dem Offiziersverein, 1911; zit. nach 100 Jahre OGL, Seite 86
22 100 Jahre OGL, Seite 78
23 vgl. seine Biographie von Ernst Schürch in: Geschichte des Amtsbezirks Aarwangen, Merkur Druck 1953
24 100 Jahre OGL, Seite 95
25 Carl Imboden; vgl. Persönlichkeiten, Nr. 5
26 100 Jahre OGL, Seite 102

Elisabeth Tschumi 1859–1949 die Frau des letzten Grosswesirs

Eine Liebesgeschichte aus Wolfisberg auf türkisch

Andrea Fiedler

Afife ist blond und blauäugig. Eigentlich heisst sie Elisabeth und kommt aus einem kleinen Dorf in der Schweiz. Ihr Nachname war einmal Tschumi gewesen. Aber den hat sie abgelegt, denn im Osmanischen Reich gibt es keine Nachnamen. Das ist so, seit sie Tewik geheiratet hat und Osmanin geworden ist.
Die Geschichte klingt wie ein Märchen aus 1001 Nacht. Sie handelt von einer starken Frau, einem ebenso starken Mann und beider eigentümlicher Liebe. Sie handelt davon, wie eine Frau gesellschaftliche Barrieren überspringt, vom einfachen Landmädchen bis zur Frau eines osmanischen Würdenträgers. Und sie handelt davon, wie das Paar eine Verbindung schafft über die Grenzen zwischen protestantischem Abendland und muslimischem Morgenland hinweg.

Das Leben ist hart im Wolfisberg des 19. Jahrhunderts

Die Geschichte beginnt am 24. Juni 1859 in Wolfisberg. An jenem Tag nämlich hält der Landjäger Jacob Tschumi seine neugeborene Tochter zum ersten Mal auf dem Arm. Elisabeth ist sein neuntes Kind. Und eigentlich hätten er und seine Frau lieber einen Sohn gehabt, der schnell mitarbeiten und zum Unterhalt der Familie beitragen kann. Nicht im entferntesten ahnt Jacob Tschumi, dass aus diesem kleinen Persönchen später «Ihre Exzellenz» werden soll.
Im kleinen Wolfisberg am Südhang der ersten Jurakette ist das Leben Mitte des 19. Jahrhunderts hart. 250 Menschen kämpfen hier oberhalb von Niederbipp und Wiedlisbach um ihr tägliches Brot. Schon zwei Jahrhunderte zuvor haben sich die Wolfisberger bei ihren Nachbarn einen wenig schmeichelhaften Namen gemacht, als Holzfrevler. Ein Stück Land

Elisabeths Vater Jacob Tschumi, der Landjäger von Wolfisberg, der «sich wohl nie erträumt hatte, dass sein Nesthäkchen einmal ‹Ihre Excellenz›, die Frau des osmanischen Grosswesirs, und später die Schwägerin des Sultans werden würde». (Sefik Okday, Elisabeths Enkel, 1991)

und etwas Vieh hat zwar fast jeder. Zum Reichwerden ist das aber zuwenig. Kinder und Frauen gehen im Sommer und Herbst Beeren sammeln. Schon früh morgens machen sie sich zu Fuss auf den weiten Weg nach Niederbipp oder Herzogenbuchsee, um auf dem Markt oder bei wohlhabenderen Leuten ein Zubrot zu verdienen. Auf der sogenannten Duftmatt werden Tuffsteine abgebaut. Und dann gibt es in der Klus noch einen wichtigen Brotgeber, die Von-Roll-Fabrik. Die Wolfisberger nennen das Stahl-Werk «Schmelzi». Sommers wie Winters, sechs Tage die Woche, nehmen die Arbeiterinnen und Arbeiter den Weg unter die Füsse von Wolfisberg über Walden auf die Waldenalp. Die Erlinsburg lassen sie rechts liegen und marschieren der linken Seite des Leuentälis entlang durch den Wald. So gelangen sie auf das Älpli oberhalb der Klus. Von dort steigen sie hinunter zur Fabrik, wo sie einen langen arbeitsreichen Tag in der Hitze des Feuers verbringen. Verschwitzt, mit geschwärzten Gesichtern und schwieligen Händen, machen sie sich abends auf den selben Weg zurück nach Hause. Abwechslung bietet sich im Gesangsverein und bei so manchem überschäumendem Dorffest.
In dieser Umgebung lernt das Nesthäkchen der Familie Tschumi bald, was

Hochstudhaus an der Bergstrasse Nr. 10 in Wolfisberg. Hier lebte die Familie des Landjägers Jacob Tschumi. Bleistiftzeichnung von Peter Graber, Wolfisberg.

Arbeit heisst. Zusammen mit ihrem Hund treibt Elisabeth bereits mit fünf Jahren die Kühe aus dem Stall. Sie sammelt Brennholz, schaufelt Schnee und hilft im Haus und auf dem Hof.
Zusammen mit achtzig Schulkolleginnen und -kollegen drückt Elisabeth daneben die Schulbank. Wolfisberg besitzt ein eigenes Schulhaus. Dort werden im Frühling und im Herbst morgens von sieben bis neun Uhr die Grossen unterrichtet, und abends von halb sechs bis sieben Uhr kommen die jüngeren Schüler an die Reihe. Insgesamt sieben Jahre dauert die Schulzeit. Allerdings nehmen es viele Eltern mit der Schule nicht so genau. Immer wieder muss die Schulkommission die Väter ermahnen, weil die Kinder kaum während der Hälfte ihrer Schulzeit im Klassenzimmer erscheinen. Die Kinder sollten lieber zu Hause helfen; zuviel Schule erzeuge nur Faulenzer und Bettler, lautet die einhellige Meinung. So mancher Vater muss eine Busse bezahlen, weil er deshalb beim Gerichtspräsidenten in Wangen angezeigt wurde. In der Schule fehlen dürfen die Kinder nur, wenn sie krank sind – Johann Tschumi vom «Einschlägli» etwa wird dispensiert, weil er ausgezehrt ist und ihm die Kraft fehlt – oder wenn das Wetter schlecht ist. Gegen die klirrende Kälte können sich nämlich viele Kinder nicht schützen, weil sie zu wenig warme Kleidung besitzen.

Eine Reise mit Folgen

So wird Elisabeth siebzehn Jahre alt. Sie hat sich zum quicklebendigen, gertenschlanken Backfisch gemausert. Statt sich aber wie ihre Freundinnen auf erste Liebesabenteuer einzulassen, sitzt sie häufig auf der Bank vor ihrem Elternhaus und träumt in die Ferne. Bei klarem Wetter sieht sie über die Ostschweizer-, die Innerschweizer-, die Berner- und die Westschweizeralpen bis zum französischen Mont Blanc. Ihre Gedanken und Träume fliegen aber noch viel weiter.
Eines Tages kommt eine alte Bekannte in die Ferien nach Wolfisberg. Als Kindermädchen ist sie in Athen in Stellung. Wie ein ausgetrockneter Acker den langersehnten Sommerregen aufsaugt, so begierig hört Elisabeth den Erzählungen der Bekannten von einem besseren Leben zu. Grossstadt, glitzernde Lichter, herrschaftliche Equipagen, wunderbares Essen – Elisabeth ist beeindruckt: kein Brennholz schleppen, keine Kühe melken. Für die schmutzige Wäsche und das gebrauchte Geschirr ist anderes Personal

da. Stattdessen mit den Kindern spielen und spazierengehen – Elisabeth glaubt es kaum. Richtig schwindlig wird ihr, als die Bekannte von ihrem Lohn erzählt. Künftig sitzt Elisabeth noch viel länger vor dem Haus und träumt: «Ich will hier weg – weit, weit weg», darum dreht sich ihr ganzes Sinnen. Zum Glück hat ihr Vater Jacob das Herz auf dem rechten Fleck, als er merkt, was in seiner Tochter vorgeht. Er bittet die Bekannte, in Athen auch für Elisabeth nach einer Stelle Ausschau zu halten. Nicht lange darauf kommt der ersehnte Brief: Der englische Gesandte suche ein Kinderfräulein. Ein Scheck und damit das Geld für die Vorbereitungen und die Reise liegt dem Brief schon bei.

Die Würfel sind gefallen. Im Dirndlkleid, mit dem Strohhut, dem Regenschirm und einem kleinen Koffer steigt Elisabeth in Bern in den Zug. Als dieser in Athen hält, schlägt ihr das Herz bis zum Hals. Siebzehn Jahre ist sie alt. Bisher kennt sie nur die kleine Welt von Wolfisberg. Und jetzt hier, auf diesem Bahnhof: ein unbeschreibliches Treiben, fremde Menschen, eine fremde Sprache und eine völlig ungewisse Zukunft. Damit sie selbst zu finden ist, schwenkt sie ihren Strohhut durch die Luft – so ist es im Brief abgemacht. Ein sehr feiner Herr tritt auf sie zu: «Sind Sie Fräulein Tschumi?» Das muss mein neuer Arbeitgeber sein, denkt sie und macht einen tiefen Knicks. Es ist der Kutscher. Das Herz rutscht ihr in die Rocktasche: «Wie fein muss dann erst der Gesandte sein?»

Auf der breiten Marmortreppe der Gesandtschaft stürmen ihr ein zehn- und ein zwölfjähriges Mädchen entgegen. Das Eis, auch gegenüber den Eltern, ist schnell gebrochen: Elisabeth hat ein neues Zuhause gefunden. Sie schläft im grossen Schlafzimmer, zusammen mit den beiden Mädchen, und isst mit der Herrschaft an einem Tisch. Auch wenn Freunde des Hauses zu Gast sind, ist sie dabei.

Der Gast ist osmanischer Botschafter

Eines Abends sitzt ein Gast mit am Tisch, der sie in tiefste Verwirrung stürzt. Sie kann hinschauen, wo sie will, andauernd schaut er sie an. Andauernd wird sie rot. Aber geschmeichelt fühlt sie sich doch. Kurz bevor sie ins Schlafzimmer zu den Kindern geht, in einer unbeobachteten Sekunde, flüstert er ihr zu: «Morgen um vier Uhr im Café. Sie müssen kommen, ich warte auf Sie.»

Elisabeth Tschumi in jungen Jahren.

Er heisst Tewik und ist osmanischer Chargé d'Affaires. Geboren wurde er am 11. Februar 1843 in Istanbul. Sein Vater ist Kavalleriegeneral und Kommandant des Donaubeckens. Seine Mutter stirbt kurz nach seiner Geburt. Deshalb erzieht ihn seine Tante, die Schwester des Vaters, eine sehr modern denkende Frau. Nicht nur arabisch und persisch soll der kleine Tewik lernen; die Tante schickt ihn zudem zu einer französischen Lehrerin. Tewik ist auch nicht in den Schalwar gekleidet – jener Art Pumphosen, wie ihn die anderen gesitteten Osmanen tragen. Nein, wie westeuropäische Jungen geht er in kurzen Hosen zum Unterricht.
Später absolviert er die Kadettenschule bis zum Oberleutnant der Kavallerie. Als Chef der Schreibkammer des Aussenministeriums tritt Tewik mit 22 Jahren in den Dienst der Regierung. In nur wenigen Jahren erklimmt er die Karriereleiter. Er arbeitet als Zweiter Sekretär in den osmanischen Botschaften in Rom, Wien und Berlin und wird dann Erster Sekretär in Athen. Bereits mit 32 Jahren wird er als Chargé d'Affaires nach Petersburg versetzt. Vier Jahre später wird Tewik nach Athen versetzt.
Trotz dieser Karriere macht sich seine Tante Sorgen um ihren Schützling: Er ist immer noch nicht verheiratet. Als Mann, der zwar seine Wurzeln in

Tewik Pascha
als Botschafter, in Galauniform, 1888.

der türkischen Kultur hat, gleichzeitig aber geprägt ist von der europäischen Gedankenwelt des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hat Tewik seine festen Vorstellungen von seiner zukünftigen Frau: Lebenslustig soll sie sein und blond und blauäugig. Wie eine Traumgestalt muss ihm da das Kinderfräulein aus der Schweiz am Tisch des englischen Gesandten vorgekommen sein.

Pünktlich um vier Uhr des nächsten Tages geht Elisabeth ins Café. Ist es Abenteuerlust, Neugierde oder das Gefühl, geschmeichelt zu sein? Tewik wartet schon. Er ist 36 Jahre alt und Elisabeth 20. Er ist der gewandte Osmane von Welt, sie das lebenslustige Landmädchen aus der Schweiz. Ein ungleicheres Paar hätte kaum beieinander sitzen können. Dennoch bleibt dieser Nachmittag im Café nicht der letzte. Immer öfter gehen sie zusammen spazieren. Elisabeth besucht Tewik in der osmanischen Gesandtschaft. Ende des Jahres 1879 eröffnet Tewik Elisabeth, er wolle sie heiraten. An den Altersunterschied hat sich Elisabeth gewöhnt, und eigentlich hat sie mit dem Antrag auch gerechnet. Schwer nimmt sie es allerdings mit der Vorstellung, dass Tewik als Muslime bis zu vier Frauen gleichzeitig nebeneinander haben darf. Hoch und heilig muss Tewik Elisabeth ver-

sprechen, dass sie die Einzige bleiben wird. Das Versprechen gibt er ihr und er wird sich ein halbes Jahrhundert bis zu seinem Tod daran halten. Auch Tewik hat einen Wunsch an Elisabeth: Als höherer osmanischer Beamte möchte er, dass Elisabeth zum Islam übertritt. Elisabeth reagiert bitterböse: «Wenn Du mich liebst und heiraten möchtest, dann musst Du mich nehmen, wie ich bin.» Bei dieser Einstellung bleibt sie. Obwohl sie nie besonders fromm war und selten in die Kirche gegangen ist, lehnt sie es doch kategorisch ab, ihren protestantischen Glauben aufzugeben. – Elisabeth und Tewik heiraten in Athen und feiern in kleinstem Kreis.

Die Angst um das Seelenheil der Söhne

Einem Wunsch Tewiks kommt Elisabeth aber doch nach: Sie legt ihren Namen Elisabeth ab und heisst fortan Afife. Das ist ein türkischer Name arabischen Ursprungs und bedeutet die Saubere, die Ehrbare. Noch eine weitere Konzession macht Afife. Wie andere Osmaninnen in der Türkei trägt sie auf der Strasse den türkischen Tscharschaf. Ihr Kopf ist damit bedeckt, aber ihr Gesicht verschleiert sie nicht. In der Wohnung jedoch trägt sie ihren Kopf unbedeckt und kleidet sich europäisch. Mit ihrem Mann, Tewik, spricht sie französisch. Wenn sie allerdings wütend ist, schimpft sie auf griechisch.

Am 2. Oktober 1881 bringt Afife ihren zweiten Sohn zur Welt, Ismail Hakki. Ihr erster Sohn war kurz nach der Geburt gestorben. Am 28. März 1883 kommt Sohn Ali Nuri zur Welt. Als die Söhne zwei und drei Jahre alt werden, fragt Afife ihren Mann, wann denn die beiden getauft würden. Tewik – mittlerweile ist er zum Gesandten ernannt worden und trägt den Titel Pascha – lacht. Bei den Muslimen gebe es keine Taufe, dafür die Beschneidung, klärt er seine Frau auf. Afife aber macht sich Sorgen um das Seelenheil ihrer beiden Kinder. «Wie sollen sie in den Himmel kommen, wenn sie nicht getauft sind?», fragt sie sich und beschliesst selbst zu handeln. Der deutsche Geistliche in Athen will ihr ohne das Einverständnis des Vaters nicht weiter helfen. Afife hat nichts dagegen einzuwenden, dass ihre Söhne gute Muslime werden sollen. Aber trotzdem müssen sie getauft werden, sagt sie sich. Ihr Kindermädchen Victoria hilft ihr schliesslich weiter. Sie ist Griechin und gehört der griechisch-orthodoxen Kirche an. Für 25 Goldpfund erklärt sich der Pope zur Taufe bereit.

Auf ihr Hauswappen war Elisabeth Tschumi stolz.
Ihr Stammbaum lässt sich bis 1398 zurückverfolgen.

1884 vermerkt Afife heimlich in ihrer Bibel: «Isidor (alias Ismail) und Alexander (alias Ali) heute getauft.» Der Pope hat es nämlich abgelehnt, Kinder mit islamischen Namen zu taufen.
Afifes Stolz ist ihr Familienwappen der Tschumis. In einem Holzrahmen hat sie es in ihrem Boudoir hängen. Es zeigt drei Tannen, die auf einem Hügel stehen und zwei Sterne am Himmel fast erreichen. Die Tschumis gehören zu den ältesten Familien Wolfisbergs und sind seit 1398 schriftlich belegt.
Zu jener Zeit beginnt mit Osman I. auch der Aufstieg des Osmanischen Reichs vom Kleinstaat zur Grossmacht. Das Ende dieses glanzvollen Weltreichs sollen Afife und Tewik Pascha – er als Grosswesir – selbst miterleben und mitgestalten.

Afife, geb. Tschumi,
in türkischer Kleidung,
mit Tochter Naile.

Das Osmanische Reich – eine Weltmacht

Mitte des 16. Jahrhunderts unter Süleyman dem Prächtigen steht das Osmanische Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht. Seine Hauptstadt ist Konstantinopel, das heutige Istanbul. Süleymans Truppen stehen vor Wien; die osmanische Flotte beherrscht das Mittelmeer; der Balkan, Albanien, Griechenland, Südrussland, die Krim und Teile des Kaukasus gehören zum Reich, sowie nach heutigen Namen: Libanon, Syrien, Israel, Saudiarabien, Jordanien, Ägypten, der Irak und Iran. In den folgenden Jahrzehnten werden die heiligen Städte Mekka und Medina, der Jemen, Bagdad und die Staaten Nordafrikas dem Osmanischen Reich in lockerer Form angegliedert. Süleyman legt eine grosse Gesetzessammlung an, die Kanunname, die bis zum Ende des Reichs in Kraft bleibt. Der osmanische

Sultan ist als Kalif gleichzeitig Oberhaupt aller Muslime. Das Reich ist ein einheitlich sunnitischer Staat, der vom Grosswesir zentralistisch verwaltet wird. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts gerät das Osmanische Reich zunehmend unter den Einfluss Europas. Insofern ist Tewiks prowestliche Erziehung durchaus typisch für die allgemeine Entwicklung innerhalb des Reichs.

Russland ist zum Hauptgegner der Osmanen geworden, auf dem Balkan, weil sie dort den orthodoxen Christen gegen die Muslime zu Hilfe gekommen sind und am Mittel- sowie am Schwarzen Meer, weil die Russen Zugang zu diesen Gewässern suchen. Gegenüber den russischen Absichten bietet Westeuropa den Osmanen zunehmend Schutz. Trotzdem verlieren die Osmanen mit dem russisch-türkischen Krieg 1877–78 die meisten europäischen Gebiete. Die Kriegserklärung hat übrigens Tewik von Zar Alexander II. entgegengenommen. Das war während seiner Zeit als Charge d'Affaires in Petersburg, noch bevor er Afife kennengelernt hatte.

Auch wegen der aussenpolitischen Schwierigkeiten kriselt es im Osmanischen Reich. Bereits seit 1860 sammelt sich eine Opposition aus Studenten und Offizieren, die sogenannten Jungtürken, gegen die Autokratie und ausländische Bevormundung. Sultan Abdül-Hamid II reagiert mit der Unterdrückung der liberalen Kräfte und hebt die Verfassung auf.

Ein Jahr nach der heimlichen Taufe ihrer beiden Söhne, im Jahr 1885, zieht die Familie von Afife nach Berlin um. Tewik Pascha wird dort Botschafter. Afife freut sich, in ein Land zu kommen, wo ihre Muttersprache gesprochen wird. Anfangs nimmt sie an der Seite von Tewik freudig an allen offiziellen Anlässen teil. Aber schnell merkt sie, dass hier zwar deutsch gesprochen wird, es aber dennoch eine andere Sprache ist: Von der hohen Schule der Diplomatie hat sie keine Ahnung, von militärischen Fragen noch weniger, und die gehobene Salonsprache liegt ihr nicht. Vom öffentlichen Leben zieht sie sich zurück. Tewik hat offiziell zwar die Ausrede, bei den Muslimen habe die Frau zuhause zu bleiben, aber Afife fühlt sich einsam – trotz Glanz, Equipagen und Dienerschaft.

Afife konzentriert sich jetzt voll und ganz auf ihre hausfraulichen und mütterlichen Pflichten. Zwei Töchter bringt sie zur Welt: Zehra und Naile. Über die männlichen Mitglieder ihrer Familie ärgert sie sich, weil keiner von ihnen «etwas Produktives» tut. Tewik palavere nur mit Kollegen, meint sie. Und ihre Söhne gehen in den Kindergarten und hecken ansonsten nichts als dumme Streiche aus. Sie, die gelernt hat, jeden Rappen

dreimal umzudrehen, bevor sie ihn ausgibt, nimmt jetzt auch ihre Söhne ins Gebet – mit Erfolg. Jeden Tag sehen Ismail und Ali bunte Bilder, ausgestellt in einer Buchhandlung. Aus Vaters gebundenen Illustriertenbänden kennen sie ähnliche Bilder. Nichts liegt also näher, als diese Bilder auszuschneiden und damit einen Handel zu beginnen. Dieser Handel floriert ganze zwei Tage, dann wird ihm von einem Botschaftssekretär ein jähes Ende gesetzt. Die Standpauke von Tewik Pascha kommt umgehend: «Kein Botschaftersohn, vor allem nicht der eines Kaiserlich Ottomanischen, kann sich so etwas erlauben.» Seinen Zorn zu spüren bekommt auch Afife. Sie erwidert, diese langweiligen Bände nehme sowieso niemand in die Hand. Die Buben hätten also gut getan, daraus Kapital zu schlagen. Ja, Osmanen der Ober- und Mittelschicht ist es zu dieser Zeit unmöglich, einem Gewerbe nachzugehen. Das ist einzig den Minoritäten vorbehalten, den Armeniern, Griechen und Juden.

Hoher Besuch in Wolfisberg

Nach Wolfisberg zieht es sie in all den Jahren kaum. Nie hat sie dort enge Freundschaften geschlossen. Trotzdem fährt sie 1889 hin. Als Frau Exzellenz mit ihren beiden Söhnen und einem livrierten Diener zieht das Nesthäkchen der Familie Tschumi im Triumph in Wolfisberg ein. Die Dorfkapelle spielt zum Empfang auf und Hunderte von Menschen, auch aus den Nachbargemeinden, kommen zur Begrüssung. Als Geschenk bringt Afife einen Phonographen mit, Vorläufer des späteren Grammophons. Anstelle von Schallplatten dient eine drehende Wachswalze als Tonspeicher. Die Wolfisberger haben so etwas noch nicht gehört. Ehrfurchtsvolles Schweigen herrscht ob dieses technischen Wunderwerks. Eigentlich wollte Afife eine Woche bleiben. Aber sie merkt schnell, dass sie nicht mehr nach Wolfisberg gehört. Mit den Menschen ihrer Heimat hat sie nichts mehr gemein. Schon am dritten Tag reist sie wieder ab, zurück zu ihrem Pascha.

Insgesamt zehn Jahre ist Tewik Botschafter in Berlin. Er engagiert sich in der Kommission, die für den Bau des Suez-Kanals verantwortlich ist und setzt sich für den Bau einer Eisenbahn bis Bagdad ein. Mit diesen Tätigkeiten hat Tewik den Sultan Abdül-Hamid auf sich aufmerksam gemacht: 1885 bekommt er eine Eilbotschaft, er solle sofort in Istanbul beim Sul-

Istanbul. Blaue oder Sultan Ahmed Moschee. Foto V. Binggeli 1958.

tan vorsprechen. Abdül-Hamid ernennt Tewik Pascha zum Aussenminister. Die Familie zieht also wieder um nach Istanbul. Neuer Wohnsitz wird das Palais in Ayazpascha. Afife wird zur glücklichen Hausherrin über 60 Zimmer und einen riesigen Garten.

Was es allerdings heisst, Frau des Aussenministers zu sein, muss sie erst noch lernen. Nach wie vor ist sie gewohnt, jeden Rappen umzudrehen, bevor sie ihn ausgibt. Deshalb macht es sie ganz wild, als sie eines Tages in die Küche kommt und dort 15 Freunde und Verwandte des Kochs vorfindet, die sich an ihrem Tisch durchfüttern. «Geld verdienen ist schwer. Ich kann nicht mitansehen, wie der Koch seine ganze Sippschaft auf unsere Kosten ernährt», wettert sie gegenüber Tewik. Für ihn allerdings spielt Geld überhaupt keine Rolle. Ja, für ihn als besseren Osmanen ist es eine Schande, über Geld auch nur zu sprechen. Er erklärt Afife, dass in einer Woche Ramadan, Fastenmonat, sei und er seinem Amt entsprechend vor dem Palais Tische aufstellen lassen werde. Vier Wochen lang wird er jeden Abend vierhundert Menschen beköstigen. Die 15 Männer in der Küche hat der Koch geholt, weil sie ihm bei dieser Arbeit helfen werden.

Bald merkt Afife, dass unter diesen vierhundert Menschen viele Arme sind, die sich ohne diese Speisung nie hätten satt essen können. Die soziale Einstellung des Islam imponiert ihr, und sie hilft jeden Abend mit, diese vielen Esser zu verköstigen. Überhaupt ist es Afife schnell sehr wohl in Istanbul. Unter den Frauen anderer Würdenträger hat sie viele Freundinnen. 1898 bringt sie ihre dritte Tochter, Gülschinass, zur Welt. Mit den Kindern, dem Haus, dem Garten und ihren Freundinnen ist sie mehr als ausgefüllt.

Tewik bekommt eine zweite Frau geschenkt

Während dieser Zeit baut Tewik weiter an seiner Karriere. Nach dem für das Osmanische Reich siegreichen griechisch-türkischen Krieg von 1897 führt er die Friedensverhandlungen. Bei Sultan Abdül-Hamid steht er hoch in der Gunst. Deshalb denkt sich dieser ein ganz besonderes Geschenk für seinen Aussenminister aus: Weil der in seinen Augen arme Tewik Pascha nur eine Frau hat, diese nicht mehr die Jüngste sein kann und Tewik als Muslim legal vier Frauen ehelichen könnte, schickt der Sultan Tewik eine Frau aus seinem Serail – dies just an einem Tag, als Tewik nicht zu Hause ist. Die Eskorte mit der neuen Frau, zwei Eunuchen und zwei Pferdewagen mit ihrer Aussteuer wartet bereits im Garten und Afife ist zutiefst getroffen. «Der Pascha hat den mir feierlich gegebenen Eid gebrochen», deutet Afife die Situation. In ihrer Verzweiflung beginnt sie für sich und ihre Töchter sofort die Koffer zu packen. Dieses Wirrwarr findet der völlig ahnungslose Tewik vor, als er nach Hause kommt. Sofort eilt Tewik ins Serail. Zwar dankt er dem Sultan für die erwiesene Gunst, betont aber, er habe bei seiner Hochzeit einen Eid geleistet und müsse das Geschenk deshalb zurückweisen. Dieses Argument zieht beim Sultan und ein Adjudant holt die Kolonne und die Zweitfrau wieder zurück. Jetzt richtet sich Afifes Zorn gegen den Sultan. Sie versteht nicht, wie der es wagen kann, ihr so etwas anzutun.
Kurz darauf tritt Sultan Abdül-Hamid bei Afife in ein ähnliches Fettnäpfchen. Er ist derart überzeugt von seinem Aussenminister, dass er ihn zum Grosswesir ernennen will. Einem Ministerpräsidenten ähnlich waren die Grosswesire die eigentlichen Machthaber des Reiches und Stellvertreter des Sultans. Jedoch gibt es für dieses Ansinnen ein Hindernis: Tewik

Hochzeit des Sohnes Ali Nuri in Istanbul. Vorne Mutter Afife und Vater Tewik Pascha.

Pascha ist mit einer Christin verheiratet. Deshalb die Forderung des Sultans, Tewik müsse sich von seiner Frau trennen. Tewik lehnt das Amt ab. Grosswesir wird er trotzdem, allerdings Jahre später. Unter seiner Amtszeit wird Abdül-Hamid abdanken.
Dreissig Jahre lang ist Sultan Abdül-Hamid osmanischer Herrscher, und Tewik Pascha vierzehn Jahre sein Aussenminister, als Tewik von seinem aufreibenden Posten versetzt werden soll – nach England als Botschafter. Afife und er packen schon die Koffer, als sich die Ereignisse im Reich überstürzen. Bereits 1905 hat ein gewisser Mustafa Kemal in Damaskus einen Geheimbund gegründet, und zusammen mit verschiedenen Offiziersgruppen war daraus die Jungtürkische Partei entstanden. 1908 kommt es zur Jungtürkischen Revolution. Gleichzeitig erheben sich die Völker in Armenien und Arabien. Der amtierende Grosswesir Hüseyin Hilmi Pascha demissioniert und taucht unter. Am 14. April 1909 beruft der Sultan Tewik Pascha an die Stelle, dieses Mal ohne zu fragen, ob er eine Christin

Am 25. Mai 1996 besuchen Ahmet Sefik Okday (vorne 4. von links) und Hümeyra Oezbas (vorne 5. von links) und ihre Familien Wolfisberg, den Geburtsort ihrer Grossmutter Elisabeth Tschumi.

zur Frau habe. Ganze 21 Tage bleibt Tewik im Amt. Während dieser Zeit wird die Revolution niedergeschlagen und das Parlament beschliesst die Absetzung von Sultan Abdül-Hamid. Sein Nachfolger wird Mehmet-Reschat V. Nach drei Wochen Amtszeit, am 5. Mai 1909, reicht Tewik Pascha seinen Abschied ein und fährt mit Afife nach London. Dort bleibt er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Aus Angst vor einer völligen Auflösung des Reichs reformieren die Osmanen 1913 mit Hilfe des Deutschen Reichs ihr Heer. Im August 1914 schliesst das Osmanische Reich mit dem Deutschen Reich ein Defensivbündnis. Die türkischen Herzen schlagen Deutschland entgegen. Im November folgt die Alliierte Kriegserklärung.

Afife und Tewik haben in London bis 1913 eine ruhige Zeit verlebt. Ein freundschaftliches Verhältnis verbindet sie mit König Georg V. Das Bündnis mit Deutschland kann Tewik nicht nachvollziehen. Einen Krieg an der Seite der Deutschen gegen Frankreich und England, die die Weltmeere

beherrschen, hält er für aussichtslos. Mit dieser Ansicht stösst er in Istanbul jedoch auf taube Ohren. Tewik muss sich dem beugen. Zu Kriegsbeginn kehren er und Afife zurück nach Istanbul. Tewik Pascha übernimmt das Amt eines Senators und wird später Senatspräsident.
Als die Familie jedoch in ihr altes Palais einziehen will, erleben sie eine böse Überraschung: Das hölzerne Haupthaus war 1911 abgebrannt. Sie müssen sich mit einem Seitenflügel des Hauses begnügen. Tewik ist traurig und Afife zeigt sich von ihrer praktischen Seite. Weil man von der Brandstelle aus eine wunderbare Aussicht auf das Marmarameer hat, schlägt sie vor, Zimmer mit Balkons zu bauen und diese zu vermieten. Weil aber Handel und Wandel zu jener Zeit jedem Türken fremd sind, wird Afife bei ihren Vorträgen über Zimmer mit Balkons nur mitleidig belächelt. Einen interessierten Zuhörer hat sie einzig in ihrem Sohn Nuri. Von seinem ersten selbstverdienten Geld wird er das Steinhaus, das jetzt noch Wohnung seiner Eltern ist, zum Park Hotel ausbauen. Erst 1979 wird das Hotel geschlossen, weil es veraltet ist und sich keine Investoren finden für eine Sanierung. In der Zwischenzeit hat es aber prominente Gäste beherbergt, wie etwa Atatürk oder den britischen König Edward VIII.

Dreimal wird Tewik Grosswesir

Der Erste Weltkrieg endet für die Türkei mit der bedingungslosen Kapitulation. Die führenden Köpfe flüchten ins Ausland. Die Staatskassen sind leer und es gibt kein Brotgetreide. Erneut bekniet der Sultan Tewik Pascha, das Amt des Grosswesirs zu übernehmen. Wieder fragt niemand nach seiner christlichen Frau. Am 11. November 1918 wird Tewik Pascha zum zweiten Mal Grosswesir des Osmanischen Reichs. Weil er sich in der Armenierfrage nicht durchsetzen kann, reicht er aber bereits vier Monate später seinen Abschied ein. Sein Nachfolger, Ferid Pascha, fährt denn auch nach Paris zu den Friedensverhandlungen nach dem Weltkrieg. Doch die Verhandlungen enden ergebnislos. Während der gleichen Zeit hat die nationale Bewegung unter Mustafa Kemal Pascha, später Kemal Atatürk, immer grössere Erfolge aufzuweisen. Weil mit den Türken nach dem Ersten Weltkrieg immer noch kein gültiger Friedensvertrag zustande gekommen ist, laden die Alliierten eine türkische Delegation am 23. Februar 1921 nach London ein. Bereits ein Jahr zuvor hat Tewik Pascha er-

Aus der Tageszeitung «Tercümani Hakikat» vom 1. März 1921.
Atatürk und Tewik Pascha.

neut das Amt des Grosswesirs übernommen – zum dritten Mal; und er soll der letzte Grosswesir des Osmanischen Reichs werden. Nach London reisen also der 78jährige Tewik und auf Verlangen der Alliierten eine Delegation der Freiheitsbewegung unter Mustafa Kemal Pascha. Obwohl Tewik seinem Sultan fast 60 Jahre gedient hat, erkennt er gegenüber den Alliierten Kemal Pascha als den wahren Führer des türkischen Volks an. In der von Kemal geplanten Republik sieht er als Monarchist die einzige zukunftsträchtige Staatsform für die Türkei. Erneut überstürzen sich in Istanbul die Ereignisse: Am 17. November 1922 flieht der Sultan ins Ausland. Am 22. November beginnen die offiziellen Friedensverhandlungen zwischen Kemal Pascha und den Alliierten in Lausanne; am 24. Juli 1923 kommen sie zum Abschluss. Und am 24. Oktober proklamiert Kemal

Pascha in Ankara die Republik. 1925 leitet er weitreichende Reformen ein. Die lateinische Schrift wird eingeführt, das Frauenstimmrecht, die Einehe, der gregorianische Kalender, und der Sonntag wird zum Ruhetag. 1934 werden Familiennamen obligatorisch. Fortan heisst Kemal Pascha Kemal Atatürk. Die Familie von Afife und Tewik legt sich den Nachnamen Okday zu. Während der ganzen Zeit bleibt Tewik Pascha Grosswesir, und bis zu seinem Tod, 13 Jahre später, soll er es auch bleiben – allerdings ohne jegliche Funktion.

Afifes Heimat heisst Tewik

Für Afife und Tewik beginnt jetzt eine Zeit, in der Schmalhans bei ihnen einzieht. Vorbei sind die Zeiten von Glanz und Glamour. Das Personal muss entlassen werden. Der Portier bleibt, weil er im grossen Garten fortan Gemüse pflanzt, das Haus damit versorgt und so auch selbst ein Auskommen findet. Eine ähnliche Regelung findet Tewik mit dem Gärtner: Von seinen eigenen Ersparnissen kauft dieser drei Kühe, deckt damit den Milchbedarf des Hauses und dafür bleibt er mit seiner Familie in seiner alten Wohnung. Die Schuhe der Familie werden mit dem Leder der Schrankkoffer aus Londoner Zeiten besohlt und Kleider werden aus den Vorhängen des Esszimmers genäht. Um zu dem notwendigen Kleingeld zu kommen, verkauft Tewik erst die Edelsteine aus seinen kostbaren Orden aus den Zeiten der Monarchie, dann das Tafelsilber und zuletzt den Schmuck der Damen. Zum ersten Mal in seinem Leben muss sich Tewik um ein Auskommen für seine Familie bemühen. Und zum ersten Mal in seinem Leben lernt er Afifes Sinn für das Praktische schätzen. Jetzt kommt es der Familie sehr gelegen, dass Afife schon in ihren Kindertagen in Wolfisberg gelernt hat, jeden Rappen umzudrehen, bevor sie ihn ausgibt – nachdem sie ein halbes Leben lang dafür belächelt worden war.
94 Jahre ist Tewik alt, als er am 8. Oktober 1936 stirbt. Das letzte Zucken vor dem endgültigen Tod des «Kranken Mannes am Bosporus» (so wurde das Osmanische Reich im europäischen Volksmund des ausgehenden 19. Jahrhunderts genannt) hat er hautnah miterlebt und mitgestaltet. Tewik wird im Familiengrab in Istanbul beigesetzt. Afife zieht ins Sommerhaus ihres Sohnes Ali Nuri. Während der letzten Jahre ihres Lebens züchtet sie Rosen und pflanzt Blumen. Kurz bevor sie stirbt, wünscht sie sich,

neben ihrem Tewik beerdigt zu werden. Das ist allerdings nicht so einfach. Denn die Protestantin Afife ist nie zum Islam übergetreten. Der zuständige Imam antwortet jedoch lapidar: «Wenn sie diesen Wunsch geäussert hat, betrachten wir sie auch als eine der Unsrigen.» Afife stirbt am 17. Februar 1949, 13 Jahre nach Tewik. Als Christin aus der Schweiz wird sie auf dem moslemischen Friedhof Edirnekapi in Istanbul beigesetzt. Dort ruht sie neben dem Mann, dem sie über ein halbes Jahrhundert die Einzige blieb und der ihre Heimat war.

Dort, wo sie herkommt, wo Afife einst Elisabeth geheissen hat, steht heute noch das Haus mit einer Bank davor. Rechts und links davon haben andere Tschumis neu gebaut. Bei schönem Wetter sieht man weit in die Ferne. Und über der Bank hängt eine Tafel, die auf eine Verbindung verweist zwischen der protestantischen Schweiz und der moslemischen Türkei.

Quellen

– Archiv der Gemeinde Wolfisberg.
– Buch des Enkels von Elisabeth Tschumi: Sefik Okday, Der letzte Grosswesir und seine Söhne. Verlag Muster-Schmidt, Göttingen/Zürich 1991.

Illustrationen

Die nicht speziell bezeichneten Bilder dieses Artikels sind dem obgenannten Buch entnommen.

Karl Stettler

1915–1998

Karl H. Flatt und Valentin Binggeli

Noch hatte er sich im November mit seiner Gattin an der Vernissage in Herzogenbuchsee mit uns über den 40. Band des Jahrbuches gefreut. Nun ist Kari Stettler unerwartet am 8. Februar dem Kreis seiner Familie und der Jahrbuchfreunde entrissen und – seinem Wunsch gemäss – in aller Stille auf dem Dorffriedhof von Lotzwil bestattet worden.

Jugend und Bildungsjahre

Diesem Dorf, wo er im Kriegsjahr 1915 geboren worden war, galt seine ganze Anhänglichkeit und sein lebenslanges Wirken. Im Kreis von zwei Geschwistern wuchs er auf; der Vater arbeitete in der Drahtziegelfabrik, die Mutter als Schneiderin. Seine Lehrer – an der Sekundarschule Langenthal und am evangelischen Lehrerseminar Muristalden/Bern, wo er sich 1931–1935 zum Lehrer ausbilden liess – weckten in ihm zahlreiche Interessen, wie auch den Sinn für das Schöne und Gute. Er wucherte gut mit den anvertrauten Pfunden: bis ins hohe Alter blieb er offen und neugierig, mehrte sein Wissen und seine Einsicht, las und schrieb in seiner wachsenden Bibliothek halbe Nächte lang.

Der Lehrer

Der Weg war allerdings nicht leicht, fiel doch seine Patentierung mitten in die Zeit der Wirtschaftskrise. Die Lehr- und Wanderjahre führten ihn quer durchs Bernerland, zu längern Stellvertretungen in Langenthal und Bannwil, bevor er 1939 an die Oberschule Mättenbach/Madiswil gewählt wurde.

Karl Stettler, 1915–1998

Vorerst Rechnungsführer im Lager für polnische Internierte, bestand er im Zweiten Weltkrieg eine Feldrekrutenschule, wurde zum Uof, schliesslich zum Oberleutnant der Fliegerabwehr befördert und leistete mehr als 1000 Diensttage.
1943 an die Mittelschule Lotzwil gewählt, fand er im Heimatdorf seine Lebensstelle, der er – zuletzt 15 Jahre als Lehrer an der «Erweiterten Oberschule» – bis zur Pensionierung die Treue hielt. Am staatlichen Lehrer- und Lehrerinnenseminar Langenthal übernahm er überdies in den sechziger Jahren den Unterricht in Kalligraphie. So freundlich und gütig er seinen Mitmenschen begegnete, so streng vermochte er sich als Mann hoher Pflichterfüllung und ausgeprägten Fleisses bei seinen Schülern durchzusetzen. Halbheiten und Versäumnisse wurden nicht geduldet.

Der Vater

Bei Kriegsende verheiratete sich Karl Stettler mit der Lehrerin Lotte Egli, die als Kollegin an der Dorfschule wirkte. Zwei Söhne wuchsen heran; 1951 konnte das Eigenheim an der Bleienbachstrasse bezogen werden.

Es war ein jäher Schock, als 1961 eine heimtückische Krankheit Mutter und Gattin den Ihren entriss. Ein grosses Glück bedeutete für die Familie, dass sie in Maria Schär-Meyer, selbst Mutter von drei Jugendlichen und seit Jahren verwitwet, ein neues Zentrum fand. Die enge Verbundenheit hielt, als die Jungen allmählich ausflogen; ein volles Dutzend Enkelkinder wuchs zur Freude der Grosseltern heran. Immer noch ungemein tätig und rüstig, genossen die Eheleute ab 1980 behagliche Jahre des Ruhestandes, hielten ein gastliches Haus, bestellten den Garten und unternahmen längst geplante Reisen zu den Wundern der Welt. Gelassenen Mutes und in gegenseitiger Fürsorge trugen Maria und Karl Stettler in den letzten Jahren aber auch die Gebrechen des Alters, immer wieder unterbrochen von heitern Tagen und guten Stunden.

Im Dienst des Dorfes

Es entsprach der Einstellung des Verstorbenen, sich Bevölkerung und Behörden nicht zu versagen, wenn der Ruf an ihn erging, obwohl die Bürde gelegentlich gross wurde. Jahrelang versah er die Agentur der Amtsersparniskasse Aarwangen, diente der Schulkommission als Sekretär, der Kirchgemeinde 25 Jahre als Kassier – in enger Zusammenarbeit mit seinem Freund, Pfarrer Ernst Müller. Kürzere Zeit hatte er auch das Amt eines Gemeinderates inne. War eine gewandte Feder gefragt, half er stets auch den zahlreichen Dorfvereinen; 14 Jahre dirigierte er den Männerchor.

Am liebsten aber waren ihm die stillen Stunden in der Studierstube, wo er sich nächtlicherweise nicht nur in Werke der Literatur versenkte, theologisch-philosophischen Problemen nachgrübelte, sondern auch Akten zur Volkskunde und Geschichte von Dorf und Region sichtete und ordnete. Mit seinen Schülern rettete er in wochenlanger Arbeit – nach einer Überschwemmung – die Bestände des Dorfarchivs.

Noch während des Krieges, als durch Räumen der Estriche manches erhaltenswerte Kulturgut zu verschwinden drohte, gab Karl Stettler mit seinem Kollegen Fritz Junker den Anstoss zur Gründung der «Heimatstube» Lotzwil/Gutenburg. Gleichzeitig begannen sie, mit Unterstützung der Behörden, unter dem Namen «Neujohrsbott» eine heimatkundliche Publikationsreihe herauszugeben.

Es gereicht Lotzwil zur Ehre, dass sich die Bevölkerung 1955 anlässlich der Restaurierung der 300jährigen Dünzkirche von Pfarrer und Lehrer überzeugen liess, durch Sondierungen den Fundamenten von Vorgängerbauten nachspüren zu lassen – eine der ersten Kirchengrabungen im Kanton Bern: ausgeführt von Professor Paul Hofer mit Assistenz von Karl Stettler. Das Ergebnis, festgehalten im «Jahrbuch» 1961, erregte weitherum Aufsehen und fand viele Nachahmer.
Als Krönung der Bemühungen um dörfliche Geschichte und Volkskunde erschien 1983 der schön illustrierte Band «Die Kirchgemeinde Lotzwil. Bilder aus ihrer Geschichte». Karl Stettler gelang es, im Volkskundler Christian Rubi und in den Kunsthistorikern Georges Herzog und Jürg Schweizer geeignete Mitarbeiter zu finden. Zur ältesten und neuesten Geschichte, zur Abfolge der Pfarrherren über sieben Jahrhunderte, äusserte er sich selbst in fundierter Art.

Im Oberaargau

Es wundert nicht, dass Karl Stettlers Wirken bald über sein Dorf hinaus Beachtung fand. Man suchte sich weitherum die Mitarbeit des Mannes zu sichern, der sich durch Kompetenz und Zuverlässigkeit, aber auch durch freundliche Hilfsbereitschaft auszeichnete. Namentlich in der Redaktion des Oberaargauer Jahrbuchs, der er über dreissig Jahre angehörte, fand er bei Gesinnungsgenossen Freude und Befriedigung.
Im Jahre 1968 erhielten zwei Persönlichkeiten unserer engern Heimat die verdiente Würdigung: zum 100. Geburtstag des Emmentaler Mundartdichters Simon Gfeller (1868–1943) veröffentlichte Valentin Binggeli eine gewichtige «Biographie entlang von Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten». Gleichzeitig betreute Binggeli im Rahmen der Langenthaler Heimatblätter als Schriftleiter eine Gedenkschrift für den Langenthaler Lehrer, Forscher und Dichter Jakob Reinhard Meyer (1883–1966). An beiden Werken war auch Karl Stettler beteiligt: er wählte die Gedichte Meyers aus und würdigte dessen – anfänglich skeptische – Beziehungen zum «Jahrbuch». Für die Gfeller-Biographie legte er mit der Transskription der 40 Tagebücher eine wichtige Grundlage. Die Arbeit trug ihm die freundschaftliche Beziehung zu Kunstmaler Werner Gfeller ein.
Zum «Jahrbuch des Oberaargaus» steuerte Stettler in den Jahren

DIE JAHRBUCH VEREINIGUNG
OBERAARGAU

ERNENNT ZUM

EHRENMITGLIED

HERRN

KARL STETTLER

LEHRER IN LOTZWIL

DIE EHRUNG ERFOLGT IN ANERKENNUNG DER GROSSEN VERDIENSTE, DIE ER SICH IN VERSCHIEDENEN CHARGEN IN 25 JAHREN UM DAS JAHRBUCH ERWORBEN HAT. ALS AUTOR UND REDAKTOR SETZTE ER SICH INSBESONDERE AUCH FÜR DIE BEREICHE VON LITERATUR UND VOLKSKUNDE MIT SACHKENNTNIS UND ENGAGEMENT EIN

HUTTWIL · 2 · MÄRZ 1985
JAHRBUCH-VEREINIGUNG OBERAARGAU

1959–1993 über dreissig Arbeiten bei. Dabei stand das Biographische vor der Volkskunde (Sagen und Bräuche) und dem rein Historischen im Vordergrund. Als abgerundete Persönlichkeit suchte er in knappen Zügen das Leben längst Verstorbener wie von Zeitgenossen, denen er begegnet war, einzufangen und ausgewogen zu porträtieren: neben den ersten Regierungstatthalter und den Industriepionier aus Lotzwil traten Bildhauer Lanz, Alpenmaler Nyfeler und der Erzähler Jakob Käser, letzter Dorfschmied von Madiswil. Aber auch verdiente Jahrbuch-Mitarbeiter wie Freunde aus der Redaktion fanden in Karl Stettler ihren Biographen (vgl.Verzeichnis).
Seine Persönlichkeit und seine Werke werden in seinem Dorf und weit herum die Erinnerung an Karl Stettler wachhalten. Zum Schluss soll Valentin Binggelis Freundeswort der Erinnerung stehen:

Ratgeber und Freund

Karl Stettler wirkte mehr als 30 Jahre lang in unserem Redaktionsteam, als sozusagen fester Bestandteil. Er war einer jener sieben Aufrechten, die treu und engagiert zum gemeinsamen Fähnlein hielten, das Jahrbuch Oberaargau heisst und bedeutet, für Natur und Kultur unseres heimatlichen Landesteils einzutreten. Seine Belesenheit aber hob ihn ab, liess die Gefahr der Enge nicht zu.
Kari war etwas wie der ruhende Pol im Hintergrund. Taten wir Jungen unsere Höhenflüge, blieb er auf dem Boden. Wurden wir ausgelassen, etwa nach getaner Arbeit, half er wohl mit, doch sein Lächeln blieb auf den Stockzähnen. Er hat gemahnt, wenn in der Hitze des Gefechts etwas unterblieb, was nicht unterbleiben durfte. Er zeichnete sich aus durch Stetigkeit und Zuverlässigkeit. Er hat wohl in den gemeinsamen Jahrzehnten kaum je eine Sitzung gefehlt. Oft wirkte er eher durch sein Dasein als durch Worte. Dabei war er in der Tat ein Mann des Worts, hat er doch viel geschrieben, wie schon nur die Liste seiner Jahrbuch-Artikel bezeugt.
Seine Interessen waren breit gefächert, wobei Geschichte und Volkskunde als vorrangig genannt werden dürfen. Für das Jahrbuch betreute er lange Jahre die Bereiche «Prosaseite» und «Gedichte», womit er vorerst unserem Redaktionskreis neue Blickwinkel öffnete, in zweiter Linie dann

den Lesern. Er hatte sich die Pflicht auferlegt, dem hinterlassenen Werk J. R. Meyers zu dienen, den er – wie wir alle – sehr verehrte.
Auch wenn fachliches Denken unsere Tätigkeit bestimmte, Gefühle selten vordergründig wurden, waren sie doch stets möglich innerhalb dieses Kreises von gegenseitigem Vertrauen und Gutmeinen. So blieb der andere nie nur ein Mitarbeiter und Fachkollege, man nahm Anteil am Geschick des andern. Ausnahmslos ging die jahrzehntelange enge Zusammenarbeit ohne Konflikte vor sich, auch wenn die Meinungen hie und da auseinander gingen. Sie durften dies, waren stets möglich auf der Grundlage gegenseitiger Achtung und Zuneigung – was Freundschaft eben ausmacht.

Karl Stettlers Arbeiten im «Jahrbuch des Oberaargaus»

– Jakob Buchmüller, der erste Regierungsstatthalter von Aarwangen	1959	76
– Der Pfarrbericht von 1764 über Lotzwil	1960	146
– Oberaargauische Lokalmuseen und Ortssammlungen	1960	179
– J. R. Meyer und das Jahrbuch	1966	132
– Jakob Käser, 1884–1969	1969	83
– Alpenmaler Albert Nyfeler, 1883–1969	1973	33
– 150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
– Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
– Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
– Sagen aus dem Oberaargau III	1979	88
– Durs Ingold von Lotzwil und sein Rezeptbuch	1979	97
– Sagen aus dem Oberaargau IV	1980	91
– Der Linksmähder von Madiswil	1981	15
– Walter Bieri, 1893–1981	1982	11
– Bildhauer Karl Alfred Lanz von Rohrbach, 1847–1907	1982	185
– Jakob Käser (1884–1969) zum 100. Geburtstag	1984	9
– Lotzwil und die Rumfortische Suppe	1984	109
– Sagen aus dem Oberaargau, fünfte Folge	1985	149
– Lufthangende Briefe – eine volkskundliche Absonderlichkeit	1985	155
– Werner Staub, 1909–1986	1986	15
– Der Grossbrand von Lotzwil 1785	1986	149
– Freiwillige Brandversicherung im Oberaargau 1812	1986	161
– Otto Holenweg (1909–1987)	1987	71
– Robert Müller-Landsmann (1852–1905)	1987	179
– Gemeindegeschehen in Lotzwil zu Ende der altbernischen Zeit	1988	235
– Minister Hans Zurlinden	1989	21

– Die Strumpfer Lemp von Attiswil	1991	127
– Christian Rubi, 1899–1990	1991	207
– Schellengebimmel und Glockengeläute	1992	53
– Ernst Troesch, 1912–1991	1992	271
– Hans Indermühle (1914–1993) zum Gedenken	1993	127

Glasmaler Paul Schär 1907–1984

Fritz Sutter

Vorbemerkung der Redaktion

Es gebührt sich, dieses Oberaargauer Künstlers zu gedenken, der sich, bescheiden wie er war, als Kunsthandwerker verstand. Für Unterstützung bei der Bebilderung des Artikels danken wir seiner Gattin Margrit Schär-Geiser und Peter Käser. Frau Schär hat nach dem Tode ihres Mannes, 1994, einen Bildband mit Werken Paul Schärs herausgegeben (Selbstverlag, Langenthal). Daraus stammt die nachstehende Würdigung; es handelt sich um die Abdankungspredigt des damaligen Langenthaler Pfarrers Fritz Sutter, die hier, leicht angepasst, vorgelegt wird. Sie folgt in den biografischen Abschnitten fast wörtlich der kurzen Selbstbiografie, die Paul Schär 1983 verfasste (im genannten Bildband wiedergegeben). Die Zitate im Artikel sind ebenfalls dieser autobiografischen Skizze entnommen.

Wenn wir Abschied nehmen von Paul Schär, dann nehmen wir Abschied von einer ganz besonderen Künstlerpersönlichkeit. Bis zum letzten Tag seines langen Lebens war er künstlerisch tätig und lebte in seinem Beruf, der für ihn wahrhaftig eine Berufung war, die ihn Zeit seines Lebens nie losliess: Die Welt der Farben und der Formen. Er war aber bei seinem beachtlichen Können und nimmermüden Schaffen ein überaus bescheidener und einfacher Mensch geblieben, der den Ruhm nie suchte und dem es um einfache Menschen herum am wohlsten war.
Wie oft war er früher mit dem Fahrrad und später mit dem Töffli, und der Staffelei hintendrauf, in seinen geliebten Oberaargau gefahren, um zu malen und aquarellieren und anschliessend mit Bauern zusammen zu sein, mit denen er auch menschlich in seiner humorvollen, kontaktfreudigen Art sehr verbunden war. Und wie gut hat er in seinen Gemälden mit ihren warmen, weichen Farben die Landschaft, die Bauernhöfe und das Leben der Menschen im Oberaargau erfasst und immer wieder neu dargestellt. Oder wie viele Stunden verbrachte er in seinem Atelier an der

Haldenstrasse beim Glasmalen und bei unerhört gekonnten heraldischen Arbeiten. Wie viele seiner schönen Glasgemälde, Wappenscheiben und auch Darstellungen religiöser Themen hängen heute in öffentlichen Räumen, in Firmen und Privathäusern im In- und Ausland.
Eine wahrhaftig reiche Tätigkeit ist damit zu Ende gegangen und der Ertrag seines Lebenswerkes ist da für jedermann sichtbar. Das künstlerische Leben des lieben Verstorbenen möchte ich nun unter ein Wort des Apostels Paulus stellen, ein Wort aus dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes:
«Unser Erkennen ist Stückwerk und unser Prophezeien ist Stückwerk, wenn aber das Vollkommene kommt, dann wird das Stückwerk zu Ende sein. Wir sehen jetzt nur wie in einem Spiegel in rätselhafter Gestalt, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich völlig erkennen, wie auch ich völlig erkannt worden bin.»
Was ist ein Maler, wenn er ein wirklicher Künstler ist? Was treibt ihn bis an sein Lebensende immer wieder neu an, die uns umgebende Wirklichkeit zu erfassen und immer wieder neu darzustellen? Was sucht er eigentlich in all seiner Arbeit? Sucht er nicht auch das Vollkommene, das, was hinter allen sichtbaren Dingen da ist; das, was eigentlich gar nie vollständig erfasst werden kann und trotzdem in allen Dingen ein Stück weit sichtbar wird? Will ein Maler, ein Künstler, nicht dieses Vollkommene immer wieder neu darstellen und den Menschen dafür mit einem Bild die Augen öffnen, sei es nun mit einer Landschaft oder mit einer Darstellung eines menschlichen Gesichtes? Ist die Existenz eines Künstlers nicht ein lebenslanges Suchen nach dem Vollkommenen in einer Welt, die nicht vollkommen ist, in einer Welt des Stückwerks, der Zerrissenheit und der ganz verschiedenen Meinungen und Ansichten von uns Menschen?
Auch der Verstorbene hat in seinen Bildern und Malereien immer wieder das Vollkommene gesucht, die Harmonie, die Schönheit oder den Eindruck eines schönen Momentes, den man für immer festhalten möchte. Aber niemand sieht die Unvollkommenheit so gut wie ein Künstler, der eben das Vollkommene sucht. Er weiss, um es mit unserem Bibelwort zu sagen, dass wir in diesem vergänglichen Leben nur Bruchstücke erfassen und dass wir die Wirklichkeit immer nur wie in einem dunklen Spiegel in Umrissen erahnen können.
Nun, übertragen wir diesen Gedanken auf unser aller Leben und Lebens-

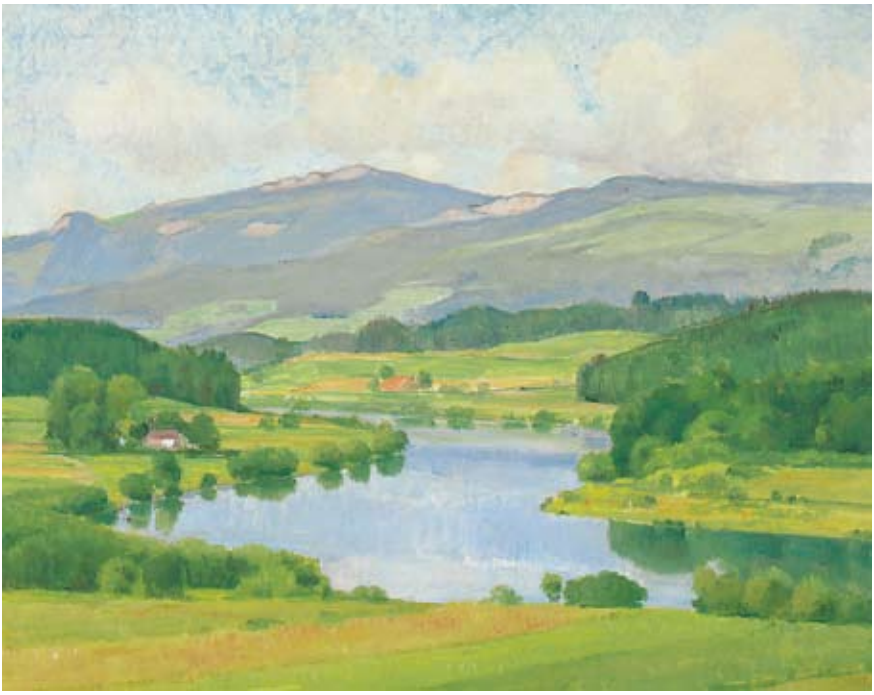
Paul Schär: Pax

Paul Schär: Selbstporträt

weg. Paulus sagt: «Wenn das Vollkommene kommt, dann wird alles Stückwerk dieses Lebens zu Ende sein.»
Ist nicht unser ganzes Leben Stückwerk, Versuch, Fragment, das einmal abgebrochen wird? Ist nicht unser äusserliches Leben von Stufe zu Stufe ein vergängliches Unterwegssein auf ein Ziel hin, das wir noch nicht sehen? Einerseits wissen wir, dass wir alle dem Tode entgegengehen und dass alles, was wir hier haben, lieben und als Lebensinhalt anschauen, ein Ende hat, vielleicht schon bald, wer weiss es. Der Tod, die Vergänglichkeit ist ja wie ein schwarzer Faden in unseren Lebensteppich eingewoben. Dieser schwarze Faden läuft durch unser ganzes Leben hindurch. Das Altern mahnt uns an die Grenze, auftretende Krankheiten kündigen uns die Nähe des Todes an, der ja irgendwo auf uns alle wartet. Andererseits haben wir alle eine tiefe Sehnsucht nach Leben, nach Glück, nach Vollkommenheit und Ewigkeit in uns.
Liebe Mitchristen, es ist unser menschliches Schicksal, sterblich und ewig zugleich zu sein. Auch der 70- oder 80jährige, dessen Körper verbraucht ist, der vielleicht hinfällig und durch allerlei Krankheiten und Bresten an seine Grenzen erinnert wird, auch er besitzt ein junges Herz, und die

Paul Schär: Die vier Jahreszeiten

Sehnsucht nach dem Guten, Vollkommenen und Schönen erfüllt ihn nach wie vor. Der liebe Verstorbene war, wie schon erwähnt, bis zuletzt von seiner Arbeit erfüllt, und es war ihm trotz zweier gut überstandener Herzinfarkte ein reger und munterer, lebensbejahender Geist bis zur letzten Stunde geschenkt. Ist das nicht auch Grund genug, heute Gott gegenüber dankbar zu sein? Er hat ihm ja die Gaben und Kräfte, aber auch eine robuste Gesundheit und nimmermüde Schaffenskraft gegeben.
Nun, sein langes Leben ist nun abgebrochen, das Stückwerk ist zu Ende, die sichtbare Grenze seines Wirkens ist erreicht. Was nun kommt ist die vollkommene Wirklichkeit Gottes, die wir weder verstehen noch beschreiben können. Paulus sagt: «Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich völlig erkennen, wie auch ich völlig erkannt worden bin.»
Liebe Trauergemeinde, wie manche gute und grosse Lebensleistung wird von vielen Mitmenschen kaum beachtet. Aber auch wieviel guter Wille, Liebe und Güte führen ein Schattendasein und werden zu wenig beachtet und erkannt.
Paul Schär war ein bescheidener Mensch, was ja im Grunde sein Glück war, weil er es nicht nötig hatte, sich selber ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stellen. Gott aber wird uns alle und auch ihn völlig erkennen und gerecht beurteilen; denn er sieht nicht auf das Ansehen der Person, sondern er sieht uns ins Herz. In Gottes Vollkommenheit wird einmal alles nur Äusserliche von uns fallen und unser Wesen wird neu geläutert sein. Denn der Tod ist nicht das letzte: Er ist ein Anfang, ein Durchgang, eine Verwandlung in einen neuen, unbeschreiblichen Frühling. Die Bibel sagt diesem schwerverständlichen Gottesgeschehen Auferstehung und unser Herr, Christus, ist uns allen vorangegangen.
Auf die Lebenswanderung des lieben Verstorbenen wollen wir nun noch kurz zurückblicken: Paul Schär wurde 1907 als viertes Kind der Familie Schär-Bessire in Schoren bei Langenthal geboren. Die Primar- und Sekundarschule besuchte er in Langenthal. Bereits im Schulalter zeigte sich seine besondere Gabe zum Zeichnen und Malen. Auf Anraten des damaligen Zeichnungslehrers, der selbst ein begabter Künstler war, entschloss sich Vater Schär, den Jungen nach Schulaustritt zunächst an die Kunstgewerbeschule Zürich zu schicken, um ihn auf einen kunstgewerblichen Beruf vorzubereiten. In seinem Lebenslauf schreibt Paul Schär: «In jener Zeit wurden gerade die neuen Kirchenfenster in der Kirche Langenthal geschaffen, von denen ich damals so beeindruckt war, dass in mir der



Paul Schär: Berken

Wunsch wach wurde, Glasmaler zu werden.» In einem Atelier in Bern erlernte er in dreieinhalbjähriger Ausbildung die Technik der Glasmalerei. Später kehrte er wieder an die Kunstgewerbeschule Zürich zurück, um sich vor allem in zeichnerischer Hinsicht weiterzubilden. Auch an der Kunstakademie in München hat er vier Semester gearbeitet. In die Heimat zurückgekehrt, arbeitete er in verschiedenen Ateliers. Während der Kriegsjahre war er auch lange Zeit mit Unterbrüchen im Aktivdienst.
Danach folgte eine 15 Jahre dauernde Zusammenarbeit mit dem Künstler Albert Hinter in Engelberg. Nach dessen Tode zog der Verstorbene noch für einige Jahre nach Basel, wo er in einem Atelier für Glasmalerei tätig war. Schliesslich wurde es ihm möglich, in Langenthal, im Hause des Vaters ein eigenes Atelier einzurichten. In seinem Lebenslauf schreibt Paul Schär: «Im Verlaufe dieser vielen Jahre entstanden eine grosse Anzahl von Glasscheiben, die ich in Dankbarkeit und bei guter Gesundheit erarbeiten

konnte.» Von der Glasmalerei lebte er; die eigentliche Malerei, Ölbilder und Aquarelle, die in grosser Zahl entstanden, vor allem Landschaften, malte er mehr zu seiner Freude. Eine gute Freundschaft verband ihn mit dem Lötschentaler Maler Albert Nyfeler. Verschiedene Studienreisen führten ihn ins Ausland, nach Deutschland, Italien und Frankreich. Im Alter von 60 Jahren schloss er noch den Ehebund mit Margrit Geiser. Er hatte sie lange vorher kennengelernt, da sie sich dem Porzellanmalen widmete. Durch die Heirat zog er ins Haus seiner Frau, wo er mit ihr und ihrer Mutter eine glückliche Zeit verbrachte.

Wie schon erwähnt, gab es für ihn als echten Künstler keinen Ruhestand, er war und blieb der Malerei bis zuletzt treu. Sein liebster Ort war das Atelier, daneben malte er noch viel draussen in der Landschaft. Wie wenn er seinen plötzlichen Herztod voraus erahnt hätte, hat er noch am letzten Lebenstag verschiedene Bilder, die verstreut lagerten, eingesammelt. Paul Schär verschied am 14. November 1984. Zu seinem letzten Lebensabschnitt schrieb er: «Von zwei schwierigen Krankheiten konnte ich mich wieder erholen. Noch im vorgerückten Alter kann ich dankbar meiner Arbeit nachgehen.»

Beckihefti-Fritzeli

Ein Geschirrflicker aus Huttwil

Jürg Rettenmund

«Aber alle diese kleinstädtischen Tageserscheinungen waren bedeutungslos gegenüber dem Auftreten des Beckibüetzers. Zweimal im Jahre, im Frühling und Spätsommer, bog er eines Tages in den Süesswinkel ein. Die kleine Werkkiste, die er an zwei Lederriemen auf dem Rücken trug und die einem Nachttischli glich, stellte er in einen der hinteren Hauswinkel. Dann stellte er seine Spindel auf, legte die Instrumente, Bohrer, Draht, Beisszange, Kitt und Wischlappen auf die kleine Werkbank. Dann hob er die zum Schalltrichter geformten Hände zum Mund und rief: ‹Beckibüetzer – de Beckibüetzer isch dooo!›
Das Echo im Hof war gewaltig. Die Fenster flogen auf. Unter den Haustüren erschienen die Frauen mit ganzen Scherben in den drillichenen Küchenschürzen, und nach einer halben Stunde war ein ganzes Arsenal zerbrochenen Geschirrs um den Scherbendoktor ausgelegt.»[1]
Ähnlich, wie es Leopold Hess in seinen Jugenderinnerungen aus Luzern beschreibt, dürfte es auch in der Umgebung von Huttwil um die letzte Jahrhundertwende zugegangen sein, wenn Friedrich Vetter, in eine alte Uniform gehüllt, den alten Soldatentornister auf dem Rücken, von Haus zu Haus humpelte. «Heit der nüt zhefte?» fragte er unter der Haustüre und liess sich nicht ohne weiteres abweisen. Man trug Sorge zu den Dingen im Haushalt und legte auch in Bruch gegangene Gefässe beiseite. Mit den Scherben setzte sich Friedrich Vetter auf die Bank vor dem Haus, die Türschwelle oder die Gadentreppe.

Der Arbeitsgang

Den Arbeitsgang haben Paul Hugger und Hans Marti 1972 bei einem der letzten noch lebenden Geschirrflicker im Napfgebiet in einem Film fest-

gehalten und in der dazugehörenden Dokumentation beschrieben: «Zuerst ritzt Marti den Spalt frisch an, damit der Kitt besser hält. Er bringt in Abständen von rund anderthalb Zentimetern beidseits des Risses Haftlöcher an, wobei er darauf achtet, dass er sie nicht zu nahe dem Riss setzt, weil sonst beim Bohren leicht ein Stück abspringt. Die Bohrstellen werden mit der Ahle leicht gekörnt, ‹vorgstumpt›, damit die Bohrnadel hernach besser aufsitzt. Er setzt den altertümlichen Drillbohrer an. […] Als Haften benutzt Marti, im Gegensatz zu den meisten andern Beckibüetzern, Nägel, denen er den Kopf abzwackt. Draht [wie ihn auch Friedrich Vetter benutzte] sei weicher und deshalb ungünstiger, erklärt Marti. Das Nagelstück wird beidseits so abgewinkelt, dass es wie eine Klemme in die beiden Bohrlöcher greift, wobei es im befestigten Zustand eine gewisse Spannung ausüben muss. Dafür ist gutes Augenmass vonnöten. Die so vorbereitete Klammer wird mit der Zange leicht festgeschlagen. Je nach Länge des Risses setzt Marti zwei bis drei Klammern. Die Bezahlung richtet sich danach. Pro Klammer verlangt Marti zwanzig Rappen. Abschliessend werden die Bohrlöcher, soweit sie nicht von den Haften ausgefüllt sind, und die Spalten – besonders dort, wo die Kanten beschädigt sind – sorgfältig mit Kitt zugestrichen. So wird das Gefäss dicht gemacht. Ein Jahr mindestens soll es nun täglich im Gebrauch stehen können.»[2]

Der Geschirrflicker befasste sich nur mit beschädigtem irdenem Geschirr, Tassen, Schüsseln, Milch- und Kaffeekrügen aus Steingut. Porzellan ist zu hart, als dass man es heften könnte. Damit ein Riss oder Sprung geheftet werden konnte, durfte er nur in einer Richtung verlaufen.[3]

Der Bohrer

Der Drillbohrer des Geschirrflickers war früher weit verbreitet. Alfons Maissen hat seine Funktionsweise wie folgt beschrieben: «Der Drillbohrer besteht aus einem 20 bis 70 und mehr Zentimeter langenBohrstecken, an dessen unterem Ende ein etwa 4 bis 6 Zentimeter langer zugespitzter Nagel hervorsteht, der als Spitzbohrer dient. Am Bohrstecken ist der in der Mitte durchbohrte Drillgriff eingelassen. Zuäusserst am Drillgriff ist an beiden Enden eine Schnur befestigt, die in ihrer Mitte oben am Bohrstecken durch eine Öse geht. Unten am Bohrstecken, etwa 5 bis 10 Zenti-

Der Geschirrflicker Friedrich Vetter. Illustration zur «Heimatkunde von Huttwil» von Ernst Baehnke, 1915.

meter oberhalb des Spitzbohrers, befindet sich das Schwungrad, bestehend aus einem schweren Hartholzstück.[4]
Man fasst nun den Drillgriff mit der rechten Hand so an, dass die drei mittleren Finger über den Griff hinunterragen. Der Bohrstecken liegt zwischen Zeige- und Mittelfinger. Um den Bohrer in Bewegung setzen zu können, muss er zuerst gespannt werden, d.h. man dreht ihn oben am Bohrstecken, indem man dabei den Drillgriff festhält; die Schnur wird so um den Bohrstecken gewickelt, und der Griff automatisch gespannt und nach oben gezogen. Nun drückt man auf den Griff. Dieser Druck wickelt die Schnur ab und dreht zugleich den Drillbohrer mit sich. Durch das Gewicht des Schwungrades überschreiten die Drehungen den untern Ruhe-

punkt, so dass sich die Schnur links aufwickelt und den Bohrer neuerdings spannt. Beim zweiten Druck dreht sich der Bohrer rückwärts und überschreitet wieder den Ruhepunkt, um neuerdings selbsttätig gespannt zu werden. Es wird nicht jedem beim ersten Versuch gelingen, dieses kleine Kunstwerk auszuführen. Entweder drückt man zu stark auf den Bohrer und verhindert so die gleichmässige Pendeldrehung, oder man rückt Griff und Schnur aus ihrer waagrechten Lage, so dass sie sich am Bohrstecken einklemmen.»[5]

Der Drillbohrer ist eine logische Weiterentwicklung des Feuerquirls, der ursprünglich zwischen den flachen Händen gedreht wurde, um Feuer zu entfachen. Ein Schnurzug oder ein Bogen verbesserten den Antrieb. Dank der einfachen, runden Holzscheibe, die als Schwungrad wirkt, wird es möglich, die Drehbewegung zusammen mit dem Druck auf die Unterlage zu erzeugen und ohne erneutes Spannen des Schnurzuges zu wiederholen; zugleich wird die Achse der Drehung stabilisiert. Dieser älteste mechanische Antriebsbohrer erzeugt allerdings keine kontinuierliche Drehung, sondern ein abwechselndes Hin und Her. Deshalb kann er auch nur mit dem primitivsten aller Bohrer, dem Spitzbohrer, betrieben werden.

Das Schwungrad

Der Drillbohrer gehört – zusammen mit der Töpferscheibe – zu den ältesten bekannten Anwendungen des Schwungrades. Dieses hat zwei Eigenschaften, die sich als technische Verbesserung auswirken:

– Es ist wie jede bewegte Masse ein Energiespeicher. Die gespeicherte Energie ist abhängig von der Masse des Schwungrades und der Entfernung dieser Masse von der Drehachse.

– Da Massen träge sind, das heisst ohne äussere Krafteinwirkung sowohl in Ruhe wie in ihrer Bewegung verharren, wirkt ein Schwungrad auch stabilisierend; und zwar sowohl auf die Drehbewegung wie auch auf die Position der Drehachse im Raum.

Die stabilisierende Wirkung ist vom Kreisel bekannt, doch auch Fahrrad- und Motorradfahrer werden durch die Trägheit der drehenden Räder vor einem Sturz bewahrt. Schwungräder halten in Flugzeugen und auf Schiffen Navigationsinstrumente in ihrer räumlichen Ausrichtung fest. Auch der Plattenteller des Plattenspielers ist als Schwungrad ausgestaltet, da-

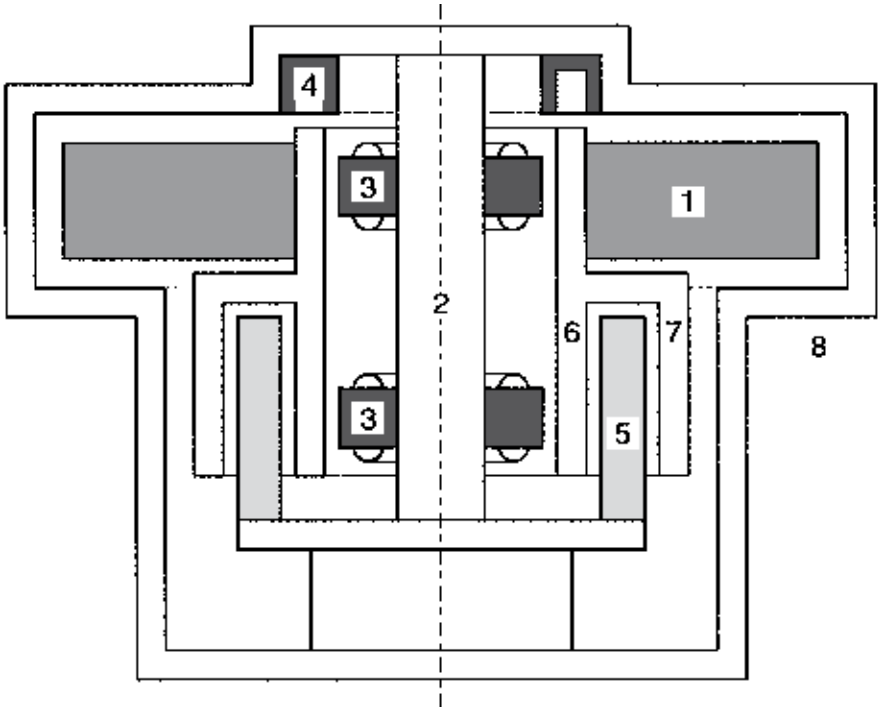
Der Bohrer von Geschirrflicker Friedrich Vetter.

mit er absolut gleichmässig dreht. Letztlich sind auch die Erde und andere Himmelskörper nichts anderes als Schwungräder: Ihre Eigendrehung hält sie stabil auf ihrer Bahn. So entstehen die regelmässigen Tages- und Jahreszeiten.

Seit der industriellen Revolution ist das Schwungrad aus der Technik nicht mehr wegzudenken. Bei Motoren, die von ruckartigen Energiestössen angetrieben werden, sorgt es für einen Ausgleich und damit für eine ruhige Bewegung. Bekannt sind Spielzeug-Fahrzeuge mit Schwungradantrieb. Versuche mit Schwungrädern wurden auch für den Antrieb richtiger Fahrzeuge gemacht. In den fünfziger Jahren entwickelte die Maschinenfabrik Oerlikon einen Autobus, der mit einem 1,5 Tonnen schweren Schwungrad sechs Kilometer weit fahren konnte. Dieser Gyrobus verkehrte in der Schweiz versuchsweise in Aarau, in Altstätten SG, in Yverdon sowie zwischen Flüelen und Altdorf, erreichte allerdings die Schwelle der Wirtschaftlichkeit nie. Erfolgversprechender ist der Einsatz in sogenannten Hybridantrieben, bei denen ein Schwungrad mit einem Verbrennungs- oder Elektromotor kombiniert wird.

In der modernen Technik erlebten Schwungräder eine eigentliche Renaissance. Begonnen hat die Entwicklung moderner Schwungradrotoren in der US-Raumfahrt. Für Satelliten und kleine Raumstationen werden Schwungräder als kinetische Energiespeicher zur Überbrückung der Energieversorgung im Erdschatten und gleichzeitig zur Lageregelung eingesetzt. Schwungräder stellen heute in vielen Anwendungen einen sinnvollen Ersatz für statische Energiespeicher wie Batterien oder Kondensatoren dar, weil sie innert kürzester Zeit sehr hohe Energiemengen aufnehmen und abgeben können, ohne dabei – wie eine Batterie – Schaden zu nehmen. Zudem können sie praktisch unbegrenzt oft geladen und wieder entladen werden.

Moderne Schwungrad-Energiespeicher haben allerdings mit dem Bohrer des Geschirrflickers ausser dem Prinzip nur noch wenig gemeinsam. Als Beispiel mag der sogenannte Kinetische Kurzzeit-Energie-Speicher (KIS) dienen, der an der ETH Zürich anfang der neunziger Jahre entwickelt und untersucht worden ist:[6] Das Schwungrad mit einem Durchmesser von 68 Zentimeter dreht sich zusammen mit dem Rotor der elektrischen Maschine in einem 87×81 Zentimeter grossen Gehäuse. Um die angestrebte Energiemenge speichern zu können, wird es auf bis zu 15 000 Umdrehungen pro Minute beschleunigt. Seine äussersten Punkte erreichen dabei



Prinzipskizze des Schwungrad-Energiespeichers (KIS) der ETH Zürich: 1. Schwungrad; 2. Stator der radialen Magnetlager; 3. radiale Magnetlager; 4. axiales Magnetlager; 5. Stator der elektrischen Maschine; 6. innerer Teil des Rotors; 7. äusserer Teil des Rotors; 8. Gehäuse.

eine Geschwindigkeit von 600 Metern pro Sekunde (2160 km/h). Den dabei auftretenden Belastungen halten nicht alle Materialien stand. Das Schwungrad besteht deshalb aus geflochtenen Bändern aus Glasfaser im inneren und Kohlefaser im äusseren Schwungradbereich. Gross wären bei dieser Geschwindigkeit auch die Reibungswiderstände an der Luft und der Achse. Deshalb drehen Rad und Rotor im Innern des Gehäuses in einem Vakuum und werden durch berührungslose Magnetlager in Position gehalten.

Das KIS-System wurde für eine konkrete Anwendung entwickelt: Mit einer nutzbaren Energie von 1 kWh und einer Leistung von 250 kW soll es Lastspitzen bei Schweissmaschinen ausgleichen. Doch auch an mobile Anwendungen wird gedacht; im Hinblick darauf wurde eine vertikale

Drehachse gewählt. So könnte das System in Fahrzeugen die Leistung für das Beschleunigen liefern und beim Bremsen die Energie wieder rekuperieren. Bei sehr viel grösseren Leistungen könnten damit auch Lastschwankungen in Netzknoten der Elektrizitätsversorgungen ausgeglichen werden.

Friedrich Vetter

Eduard Marti, der Geschirrflicker, den Paul Hugger und Hans Marti beschrieben haben, hat diese Tätigkeit, neben anderen Hilfsarbeiten, Botengängen und Kleinhandel, sein Leben lang ausgeübt. Auch sein Vater und vermutlich bereits sein Grossvater gingen der gleichen Tätigkeit nach. Im Gegensatz dazu war Friedrich Vetter[7], geboren 1844, ursprünglich Briefträger gewesen. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts erlitt er einen Schlaganfall, der ihm einen Arm und ein Bein lähmte, so dass er seine Botengänge nicht mehr versehen konnte und von der Post entlassen wurde. Von der Gemeinde erhielt er einen kleinen Armenbeitrag. Um diesen aufzubessern, wurde er Geschirrflicker. Wie er mit seiner Behinderung die dazu nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten erwarb und wie er zu seinem Werkzeug kam, wissen wir nicht. Weil er aber trotz seinem harten Schicksal immer fröhlich und zufrieden war und zuweilen mit drolligen Spässen und Schlagfertigkeit überraschte, blieb er ein willkommener Gast, den man zwar nicht in die Visitenstube führte, der aber meistens ausser dem Helferlohn noch etwas Brot, Speck, Obst oder dergleichen mit auf den Weg bekam. Auch die meisten Kleider erhielt er geschenkt, gewöhnlich ausgediente Uniformstücke. Friedrich Vetter starb 1911 nach kurzer Krankheit im Spital Huttwil.
Die Geschirrflicker, die man in früheren Jahren in weiten Teilen Europas nachweisen kann, verschwanden mit der industriellen Massenproduktion und dem Wandel im Umgang mit Rohstoffen und ausgedienten Geräten. Eduard Marti, geboren 1918 in Zell, hatte seine Geschäftstätigkeit bis weit in die Nachkriegszeit den neuen Gegebenheiten anzupassen gewusst. Er inserierte im «Emmentaler Blatt» und machte sich weitherum bekannt. Selbst aus dem Baselbiet, dem Berner Jura, dem Solothurnischen und Neuenburgischen erreichten ihn per Post ganze Pakete voller Geschirr zum Flicken. Mit der Zeit musste aber auch er sich den geän-

Der Geschirrflicker Friedrich Vetter. Gipsfigur von Ernst Baehncke.

derten Gewohnheiten beugen. Zunehmend verdrängten Plastikgefässe das alte Tongeschirr, andererseits wurde es mit dem wachsenden Wohlstand durch Porzellan ersetzt. Als Paul Hugger und Hans Marti Eduard Marti «entdeckten», hatte dieser seine Arbeit bereits seit ein paar Jahren aufgegeben. Für die Filmaufnahmen hat er sie 1972 speziell noch einmal vorgeführt.

Anmerkungen

1 Köbi Amstutz: Eine Jugend in Luzern. Luzern und Stuttgart 1966, S. 18; zitiert nach Paul Hugger und Hans Marti: Ein «Beckibüetzer» (Geschirrflicker) aus dem Napfgebiet. Altes Handwerk, Heft 31. Basel 1972, S.5
2 Hugger/Marti, S. 13/14
3 Hugger/Marti, S. 12/13
4 Der Bohrer von Friedrich Vetter hat folgende Masse: Bohrstecken 35 cm; Schwungrad-Durchmesser 8,5 cm, Breite 3,2 cm; dieses befindet sich 4,5 cm oberhalb des Spitzbohrers; Länge des Spitzbohrers 3 cm. Das Schwungrad weist auf der Aussenseite eine konvexe Wölbung auf und ist mit einfachen Rillen verziert
5 A. Maissen: Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in Romanisch Bünden. Romanica Helvetica 1943, S. 146 f. Zitiert nach Marti/Hugger, S. 13/14
6 Markus Ahrens: Zur magnetischen Lagerung von Schwungrad-Energiespeichern. Diss. ETH Zürich 1996. Peter von Burg: Schnelldrehendes Schwungrad aus faserverstärktem Kunststoff. Diss. ETH Zürich 1996
7 Biografische Angaben aus: Ernst Nyffeler, Heimatkunde von Huttwil. Huttwil 1915, S. 330/331; sowie dem Nachruf im «Unter-Emmentaler» vom 7. Juni 1911

Die Bisigmatten von Leimiswil–Madiswil

Ein neues Wässermatten-Schutzgebiet im Langetental

Valentin Binggeli und Markus Ischi

1994 konnten die Wässermatten von Altbüron, auf Luzerner Seite im Rottäli, und 1996 die angrenzenden Melchnauer Matten durch die Wässermatten-Stiftung gesichert werden. Schliesslich erfolgte dasselbe 1997 auch für ein weiteres (5.) «Schutzgebiet» im Langetental, die Wässermatten an der Bisig. Nachdem eine Güterzusammenlegung abgelehnt worden war, diese Gelegenheit einer Sicherung nicht mehr bestand, schien eine solche in weite Ferne gerückt. Dass die Verwirklichung doch zustande kam, verdanken wir wässerwilligen Landwirten. Zu erwähnen ist auch die Initiative von Max Hubschmied, Grossrat und Gemeindepräsident von Madiswil. Mit dem Schutz der Bisigmatten ging ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung, betrachten wir doch das Gebiet als von besonders hohem Schutzwert, sowohl was Vielfalt wie Eigenart und Ästhetik betrifft.
Die Wässermatten des Oberaargaus wurden im Jahrbuch Oberaargau bereits verschiedentlich dargestellt, so in den Bänden 1970, 1980, 1987 (Leibundgut), 1975 (Bieri), 1985, 1989 (Binggeli, Ischi), bezüglich Tätigkeit der 1992 gegründeten Wässermatten-Schutzstiftung in den Jahrbüchern 1993, 1995 und 1997 (Binggeli, Ischi). Im weiteren, auch betreffend Literatur, sei verwiesen auf Leibundgut 1993.

Lage, Grenzen, Grösse

Die topografische Lage der Bisigmatten zwischen Huttwil–Rohrbach und Lotzwil–Langenthal zeigt Karte Abb. 1. Diese enthält zudem das ehemalige Hauptbewässerungsnetz. Politisch gesehen liegen die Bisigmatten in den Gemeinden Leimiswil und Madiswil, wie dem folgenden Verzeichnis entnommen werden kann. Über die beiden Gemeinden bestehen Dar-

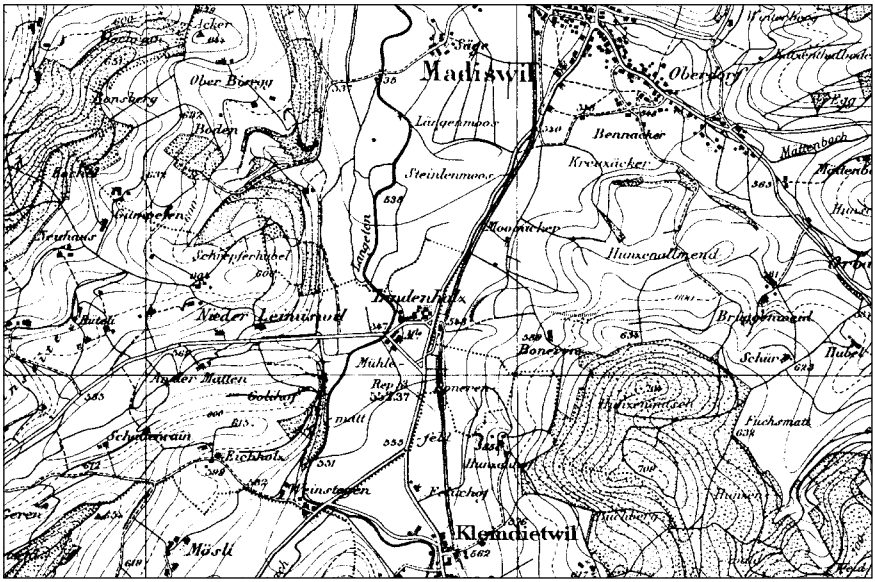


Abb.1: Topografische Situation der oberen Bisigmatten im mittleren Langetental zwischen Leimiswil und Madiswil (westlich des Namens «Langete»). Erkennbar die Hauptgräben der Wässermatten. Grundlage: Siegfried-Atlas 1:25000 (leicht verkleinert) Blatt 180, Ursenbach 1858.

stellungen im Amtsbuch von 1991 und in den Dorfbüchern von Madiswil 1995 (Simon Kuert) und Leimiswil 1996 (Walter Hofstetter).

Tabelle: Langetental, Teilgebiet Bisig der Wässermatten-Stiftung: Bewirtschafter, Parzellen und Flächen in den Gemeinden Leimiswil (le) und Madiswil (ma)

Bewirtschafter	Parzelle	Gemeinde	m²
Hans Flückiger, Matten 73, Leimiswil	44	le	7000
Martin Seiler, Oberhaus, Leimiswil	220	le	13200
Max Flückiger, Hauptstrasse 46, Leimiswil	663	ma	4700
Hans Leuenberger, Sonnseite, Leimiswil	1203	ma	4800
Friedrich Roth, Mättenbach, Madiswil	1970	ma	8500
Hans Minder, Obere Bisegg, Madiswil	1192	ma	6900
Fritz Zaugg, Graben, Leimiswil	666	ma	6400
Arthur May, Felixhof, Kleindietwil	934	ma	7000
Hans Bärtschi, Gumpelen, Madiswil	316	ma	6000
Wässereinheit obere Bisigmatten			64500

Hydrologisch gesehen werden die Talmatten der Bisig durch einen Seitentalbach mit Wasser versorgt. (Wie sehr ähnlich auf der Gegenseite des Langetentals, wo der Mättenbach zum Teil die Madiswiler Grossmatten bewässerte.) Der Leimiswiler Bach floss früher nicht dem Bisighügel nach, sondern direkt hinüber in die Langete, zumindest teil- oder zeitweise.
Die Begrenzung des neuen Teilgebiets Bisig ist aus Plan Abb. 3 und der Liste auf Seite 120 ersichtlich, die auch über Bewirtschafter und Flächenausmasse orientiert. Im Winter 1997/98 konnte die Wässermatten-Stiftung die entsprechenden Verträge abschliessen.

Historische Notizen

Die Bisigmatten dürften nach Zollinger (1906) mit jenen von Roggwil und Langenthal zu den ältesten Wässermatten des Oberaargaus gehören. Die Leimiswiler Wässerung wird bereits in einer Tauschurkunde von anno 884 genannt («… aquis aquarumque decursibus …». 1287 wurden gemäss Zollinger (1906) Güter verkauft, so auch in Leimiswil, «… cum suis aqueductibus …». Derselbe Autor überliefert für 1338: «matten an der Biseke»).
Die folgenden Zitate sind alle der Schrift von Zollinger (1906) entnommen: «In Madiswil hat St. Urban schon im 14. Jahrhundert wasserberechtigtes Mattland erworben, so in Studen ob Madeswile» (1377).

Tauschhandel des Klosters um den Zehnten der Leimiswilermark — «in pago Aragewe» — mit einem Edeln Aba und dessen Sohn Adalgoz. Das Kloster trat dagegen vier Huben zu Rumedingen ab, sowie eine in der Gemarkung Oesch. — Nicht nur wird in den angeführten, dokumentierten Rechtsgeschäften die «nuda res» oder «proprietas» geschenkt, sondern die dem Grundstück realiter pertinierende Nutzung: «que ad loca pertinet». Samt und sonders wird das bezeichnete Gebiet «perpetuo traditione cum omni integritate» zu ewigem Besitz übergeben: «mox tam agris, campis, pratis, viis quam silvis, aquis aquarumque decursibus.

Wortlaut der Urkunde von 884 im Schriftbild von Zollingers Buch von 1906.

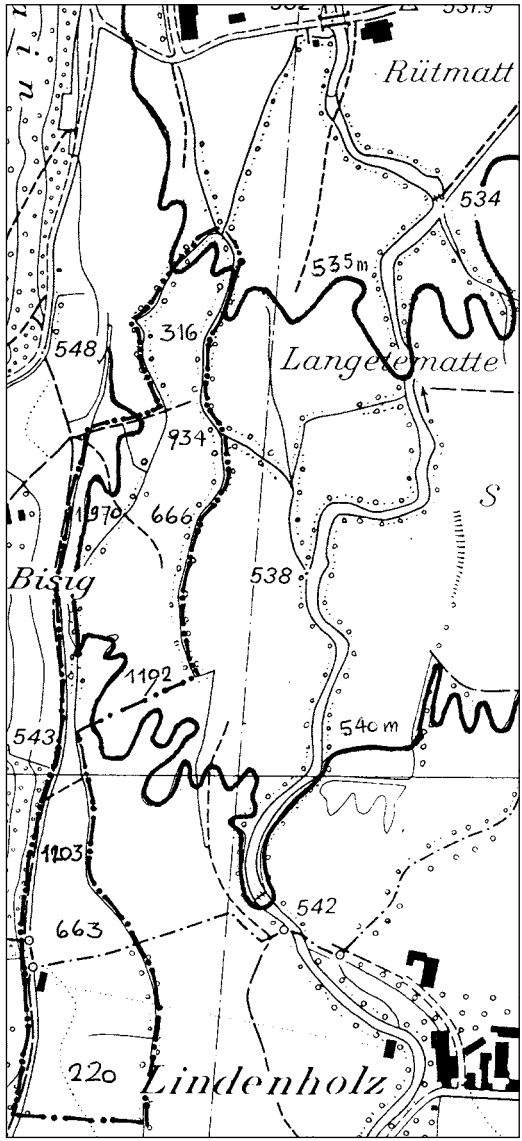


Abb. 2/3: Bisigmatten, Leimiswil–Madiswil. Vergleich zwischen Flugbild und Karte. Das Senkrechtbild von 1968 (Leupin/RO) dokumentiert weitflächig aktive Wässermatten. Im Plan 1:10000 (Blatt 1128.3 Ursenbach) Parzellen-Nummern, Höhenkurven (als Hinweis auf das Kleinrelief) und Perimeter der Stiftungsfläche (strichpunktiert). Reprod. mit Bewilligung Vermessungsamt Kt. Bern vom 2. 11. 1998.

Es folgen Beispiele einer langen Streitgeschichte, die den Wert des Wässerwassers deutlich macht:
«Im Jahre 1529 klagte der Abt von St. Urban gegen die Madiswiler, welche die Klosterleute hinderten, die Langeten zu fassen. Dazu hatten die Leute des Abtes die Räumung gewaltsam vorgenommen, wozu sie sich berechtigt glaubten, kraft ‹guott brieff und sigel … die Langetan ze reichen gan Wynstegen› … Am 11. Dezember 1529 wurde durch Schultheiss und Rat entschieden, dass die von St. Urban nicht die Berechtigung hätten, die Pritschen und Schwellen in der Langeten bis nach Weinstegen aus dem Grund zu brechen und das Wasser von Mitte April an auf des Klosters Güter zu leiten; im Gegenteil sollen sie von jeder Gewalt abstehen und die Leute von Madiswil ruhig lassen …
Am 1. Februar 1530 kam es zu einem neuen Entscheid … Das Kloster, mit diesem Urteil immer noch nicht zufrieden, gelangte am 14. Januar 1531 vor Schultheiss, Rat und Sechzig … Mit bewunderungswürdiger Willenskraft appellierten die Madiswiler an die oberste bernische Instanz: an Schultheiss, kleinen und grossen Rat. Hier trat der Fürsprecher der Madiswiler auf …: ‹diewyl das bemelt wasser, die Langaten, inen durch ir ehaftige und gůter louft und sy des Wassers, so es überlauft, haben ze entgelten und dem, damit sy nit schaden liden, wehren und begegnen můssent, so söllent sy auch des wassers, so sy des mangelbar, billich haben zu niessen, ihre gůter gebürlicher mass mögendt wässern›.»

Die Flurgehölze in den Wässermatten

Bäume, Büsche und Hecken sind das landschaftliche Merkmal der Wässermatten. Sie tragen wesentlich zum schönen Anblick und zur vielfältigen Gliederung bei. Dies wird neuerdings mit einer gehaltvollen Studie von Barbara Leuenberger über «Die Gehölze in den Flächen der Wässermatten-Stiftung im Langeten- und Rottal» (ETHZ 1998) belegt. Geboten sei, «um eine zukünftige, ökologisch nachhaltige Gehölz-Verbreitung in den Wässermatten zu gewährleisten», eine sorgfältige, regelmässige Pflege. Die Ergebnisse von Barbara Leuenberger sollen zu Arbeitsgrundlagen für die Stiftung werden. (Wie Abb. 2/3 zeigen, vermögen ältere Planaufnahmen und Flugbilder wesentliche Aussagen zu machen, auch über die Bestockung.)

Abb. 4: Mit und nach dem Zweiten Weltkrieg setzte eine verstärkte Phase des Niedergangs der Wässermatten ein. Ganze Teilgebiete wurden aufgehoben. Foto V. Binggeli um 1970.

Abb. 4 zeigt ein Beispiel früherer Eingriffe ins Landschaftsbild der Wässermatten, wie sie heute im Gebiet der Stiftung nicht mehr vorkommen. Die Abfolge ist bekannt: Nach dem Auflassen der Wässerung werden die Verteileinrichtungen ausgeräumt, dann die Gräben zugeschüttet und schliesslich die die Gräben säumenden Flurgehölze gerodet (bevor das Umbrechen zu Ackerland vorgenommen wird).

Die Abfolge ist selbstverständlich innerhalb der drei Massnahmen in allen Variationen möglich. Das Ergebnis ist in jedem Fall gleich erschreckend und nachhaltig beschädigend. Glücklicherweise gilt dies nur für einige böse Beispiele, in vielen Fällen hat das Gegenteil stattgefunden: Der Reichtum an Flurgehölz hat bis heute das Auflassen der Wässermatten zu überleben vermocht. Wir verdanken diese unerwartete Behütung beim einen Mal dem verbreiteten Traditionsbewusstsein der bodenverbundenen Bevölkerung, ein anderes Mal (meist ist beides im Spiel) dem verantwortungsbewussten sorgfältigen Umgang mit der Natur – und bezeichnen wir diese als «Schöpfung», so kann die rücksichtsvolle Haltung durchaus auch religiös verankert sein.

Rechte und Pflichten der Wässerbauern

Die Bewirtschafter im Vertragsgebiet der Stiftung werden durch diese für Minderertrag (gegenüber dem Ackerbau) und Mehrarbeit (relativ aufwendige Handarbeiten) entschädigt. Die integrale Schutzidee, wonach nicht nur die schützenswerte Landschaft erhalten wird, sondern auch die zugehörige Nutzungsform, bestimmt den zentralen Auftrag der Stiftung: einerseits in Form der vertraglich geregelten Beziehungen, zum andern sehr wohl auch in jener Zusammenarbeit, die auf dem direkten Gespräch beruht.

Mit den einzelnen Rechten und Pflichten, wie sie in den Verträgen festgeschrieben sind, befassten wir uns bereits kürzlich, wir verweisen auf das Jahrbuch Oberaargau 1995. Die dort beschriebenen Verträge für das Rottäli gelten sinngemäss auch für die Bisigmatten.

Das Wässerwerk unterliegt bestimmten Wässerrhythmen, was Abfolge, Dauer und Anzahl der einzelnen Wässerungen betrifft. Diese werden in sog. Kehrordnungen formuliert, wie wir sie am Beispiel der Rottal-Wässermatten im Jahrbuch 1995 dargestellt haben. Sie liegen mit jenen für das Langetental gegenwärtig zur Prüfung beim Kanton, als Voraussetzung zur Erteilung der Wasserrechts-Konzession.

Hier sei angeführt, dass für die Bisigmatten auch historische Ordnungen bekannt sind: So bewahren Seilers auf dem Oberhof, Leimiswil, eine «Wässerkehri-Einteilung für Gottfried Seiler …» von 1843 auf (die auf einen Kehri-Brief von 1684 zurückgeht), und Familie Daniel Leuenberger

Abb. 5: Obere Bisigmatten mit Leimiswilbach im Vorfrühling. Foto V. Binggeli, März 1998.

auf der Mühle Ober-Lindenholz besitzt einen solchen für die Wässerung am Gänsegraben von 1683, der wie folgt beginnt:
«Wasserkehrbrief Umb das Jenige wasser Dessenthalb zwüschen denen so dem genssengraben nach zu 29 meederen zuwässeren rächt haben, eine Kehr gemacht unnd In 9 Kehrenen abgetheilt worden.
Kund, Offenbar und Zuwüssen seye Menigklichen mit gegenwertigem Brieff, wie dass zwüschen denen jenigen persohnen, so an neün unnd Zwantzig meederen mattland dem genssen graben nach, daruf zwässeren Rächt haben, nach mas unnd besitzung ihrer meederen, eine wasserkehr gemacht, welche in Neün kehrenen abgetheilt unnd derenthalb abgerett worden, dass selbige auf Verena Tag, endtsvermelten Jahrs, ihren anfang nemmen unnd hernach biss mitten im Aprellen währen unnd soll die erste Kehr haben unnd selbige anfangen, Marti Christen, welcher dann das zu gemelt gemachter Kehr, dienlich- unnd gehörige wasser, auf mittag zwüschen Eylff-, und Zwölff Uhr zunemmen unnd zu seinen zwey-

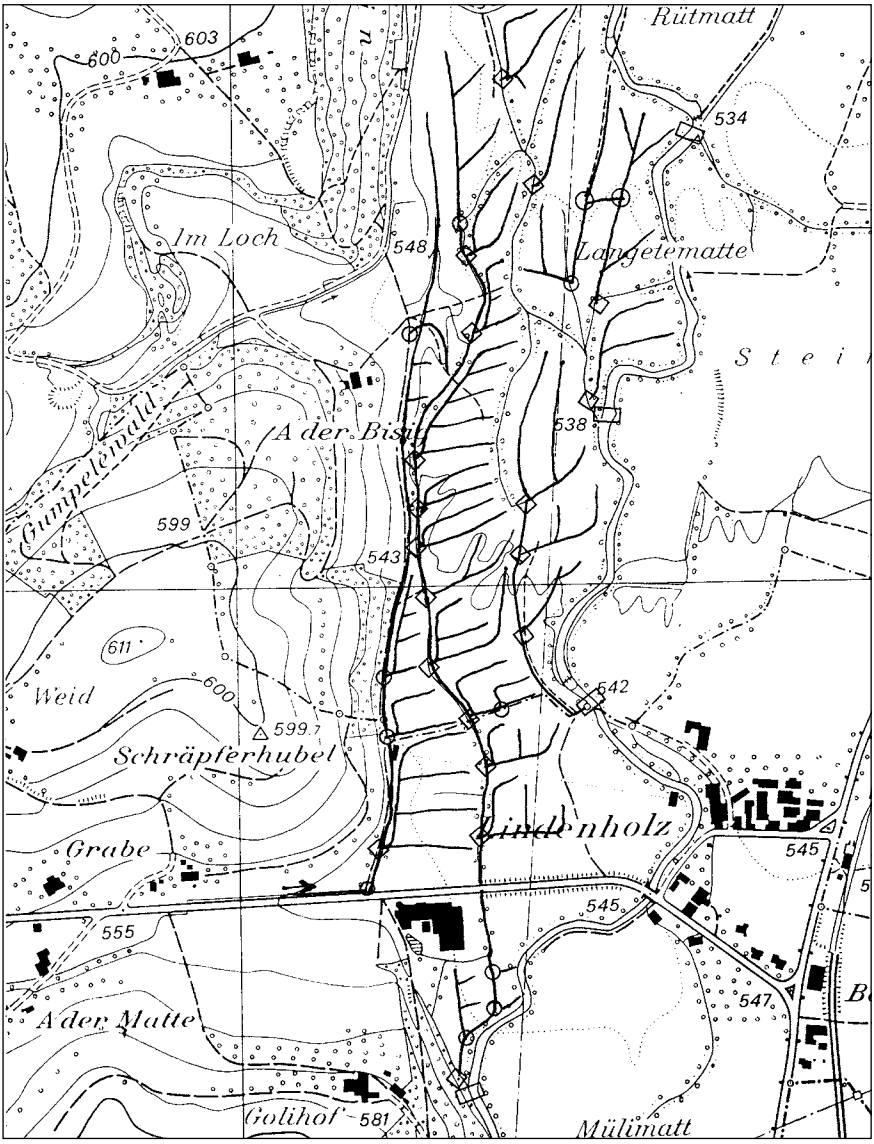


Abb. 6: Wässergraben-Systeme der Bisig-Wässermatten (um 1960): Plan wie Abb. 3. Repr. mit Bewilligung des Vermessungsamts des Kt. Bern v. 2. 11. 1998.

▭ Hauptauslass aus Langete («Schwelli»).

◇ Zugbrütsche: Mauerfundament mit Joch und Staubrett, an Ketten aufzieh-

Abb. 7: Wiederherstellung der Wässeranlagen am Beispiel der renovierten Bärtschi-Brütsche in den sog. Langetematten. Foto V. Binggeli 1998.

en mederen, Zwen Tag unnd Trei nächt, nach belieben z'nutzen unnd z'bruchen das Rächt haben soll: Nach diesem hat das Rächt zu der anderen Kehr Jacob – unnd Beat Käser, vatter unnd sohn zu ihren Siben meederen, Siben tag unnd Siben nächt …»

Wiederherstellung der Wässereinrichtungen

Bis 1997, vor Beginn der Stiftungstätigkeit, wurden in den Bisigmatten nur noch vereinzelt Wässerungen betrieben, teils nur zeitweise und nicht mehr systematisch. Bewässerbar aber waren sozusagen alle Matten im Vertragsgebiet geblieben: Die Verteilwerke bestanden noch in Relikten, die Grabensysteme waren zumindest durchwegs noch erkennbar und zu rekonstruieren. (Dies im Gegensatz zu den Abschnitten beidseits an der Langete.) 1997 wurde eine Neukartierung vorgenommen, und nach Besprechungen und Begehungen mit den Bewirtschaftern wie den zustän-

digen kantonalen Stellen konnte an die Reaktivierung geschritten werden. Hervorgehoben sei die wertvolle Beratung durch Fischereiinspektor Samuel Kaderli. Als Bisig-Wässerbannwart wurde Hans Bärtschi, Madiswil, gewählt.
Im oberen Teil, am Leimiswilerbach, konnten bereits im Winter 1997/98 Wiederherstellungen bzw. Neubauten der Anlagen beginnen, und im Frühling wurden erste Probewässerungen durchgeführt, mit Erfolg. Es folgten die entsprechenden Arbeiten im unteren Teil, am Gänsegraben: Dafür war insbesondere die Neuanlage von dessen oberstem Laufabschnitt nötig; zudem musste der Stau in der Langete (Gänseschwelli) ver-

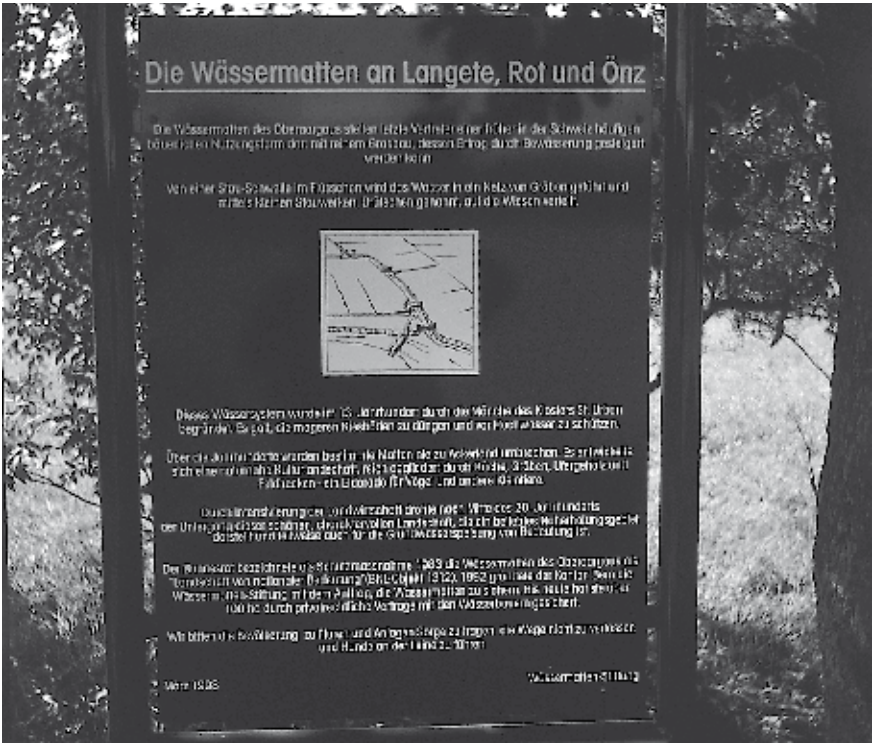


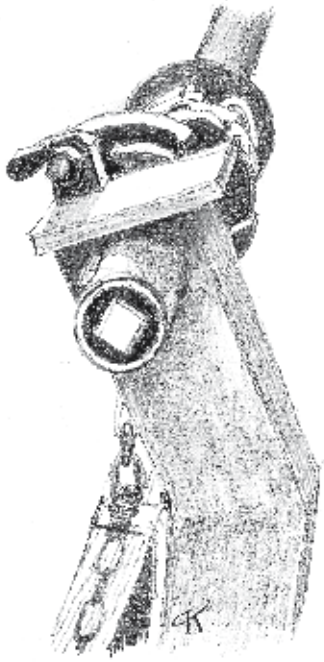
Abb. 8: Im Sommer 1998 wurden in den Wässermatten des Rot- und Langetentals Informationstafeln aufgestellt, mit einer Kurzdarstellung dieser Kulturlandschaft.

stärkt werden. Im Sommer 1998 folgten die Renovationen am Gänsegraben-System, die gegenwärtig noch andauern. Bis Ende 1998 sollten diese Arbeiten soweit vorangekommen sein, dass eine Wässerung in allen neun Parzellen möglich ist, wenn auch teils noch auf provisorische Weise.

Wie überall in den Teilgebieten der Wässermatten, die vertraglich mit der Stiftung verbunden sind, wurde in den Bisigmatten kürzlich eine Informationstafel aufgestellt, die als Zusatz den Hinweis enthält: «Wir bitten die Bevölkerung, zu Fluren und Anlagen Sorge zu tragen, die Wege nicht zu verlassen und Hunde an der Leine zu führen.»

Quellen

Zollinger K. (1906): Das Wasserrecht der Langete. Diss. Bern.
Leibundgut Chr. (1993): Wiesenbewässerungssysteme im Langetental. GIU Bern.
Leuenberger B. (1998): Die Gehölze in den Flächen der Wässermatten-Stiftung im Langeten- und Rottal. Sem.arbeit ETH Zürich.
Binggeli V. und Ischi M. (1997/98): Akten der Wässermatten-Stiftung.



Mechanik
einer Brütschenwelle.
Zeichnung:
Peter Käser

Der Weissstorch im Oberaargau

Peter Enggist

Körpermerkmale des Weissstorches

Etwa 80 cm misst der Weissstorch vom Scheitel bis zur Fusssohle. Er ist damit einer der grössten Vögel unserer Heimat. Am Boden oder auf seinem Nest ist er mit keinem anderen Vogel Europas zu verwechseln. Im Flug unterscheidet er sich durch den lang gestreckten Hals von fliegenden Reihern, die den Hals S-förmig zurückgelegt tragen. Mit seiner Flügelspannweite von bis zu 2 m kann der Storch als Segelflieger gewaltige Entfernungen ohne Flügelschlag zurücklegen. Die etwa 35 cm langen Beine sind bestens geeignet für das Waten im seichten Wasser. 14 bis 19 cm lang ist der Schnabel, mit dem der Storch wie mit einer Pinzette seine Beute ergreift. Männliche Störche wiegen im Durchschnitt 3600 Gramm; die Weibchen sind mit 3300 Gramm etwas leichter. Das Gefieder ausgewachsener Weissstörche ist weiss, mit Ausnahme der schwarzen Handschwingen und benachbarten Flügelfedern. Die verlängerten Brust- und Halsfedern können bei bestimmten Verhaltensweisen, z.B. beim Klappern, gesträubt werden. Schnabel und Beine sind leuchtend rot bis orangerot; die im Sommer oder im afrikanischen Winterquartier häufig zu beobachtende Weissfärbung der Beine rührt von der Harnsäure her, die die Störche bei hohen Umgebungstemperaturen zur Thermoregulation auf ihre Beine absetzen. Im Freiland sind Männchen und Weibchen nur sehr schwer voneinander zu unterscheiden. Nur im direkten Vergleich fällt auf, dass das Männchen etwas grösser ist und einen stärkeren und längeren Schnabel besitzt.

Verbreitung in Europa und Nordafrika

Es ist anzunehmen, dass der Storch früher ganz Europa bewohnte, nach und nach aus einigen Ländern aber als Brutvogel weichen musste. So

wissen wir, dass in Italien die Störche zur Zeit der Römer und bis ins Mittelalter brüteten.
Horaz (geb. 65 v. Chr.) berichtete, dass junge Störche als Leckerbissen von Feinschmeckern geschätzt wurden. Er verpönte diese Gewohnheit als schlechtes Zeitzeichen. Ferner wird erzählt, dass, als Attila zur Völkerwanderungszeit die Stadt Aquilleja belagerte, zahlreiche Störche auf deren Dächern nisteten. Nach den «Statuti di Milano» von 1456 war es unter Bussen verboten, Schwalben oder Störche zu fangen.

Wanderungen

Der Storch ist ein Zugvogel, verlässt im Juli und August sein Brutgebiet und zieht in fernes Winterquartier. Wenn die Jungen in der zweiten Hälfte Juli oder anfangs August das Nest verlassen haben, strolchen sie noch kurze Zeit in der Umgebung herum. Aber schon wenige Tage später erwacht der Zugtrieb, der sie zur Wanderung veranlasst. Vielfach ziehen die Jungen als erste vor den Altvögeln weg. Der Storch ist ein ausgesprochener Segelflieger, der so hoch dahinschwebt, den Segelflug nur selten mit einigen Flügelschlägen unterbrechend, dass er nicht mehr gesehen werden kann. Er legt an einem Flugtag einige hundert Kilometer zurück, rastet einige Tage, bis er sich bei reichlicher Nahrungsaufnahme wieder erholt hat und stark genug fühlt, um bei guten atmosphärischen Verhältnissen den Weiterflug anzutreten.
Die mitteleuropäischen Störche ziehen auf zwei verschiedenen Wegen ins Winterquartier. Weitaus die grösste Zahl wandert über den Balkan, Kleinasien, Palästina in die Nilgegend und von da südwärts. Dieser Weg wird als die östliche Zugroute bezeichnet. Einige Störche scheinen von Kleinasien aus ihre südöstliche Richtung beizubehalten und gelangen dann bis nach Indien. Die westliche Zugroute führt in südwestlicher Richtung bis Gibraltar, wo die Meerenge überflogen wird. Vor allem die Störche aus Holland, den Rheinlanden, Baden-Württemberg, dem Elsass und der Schweiz schlagen diesen Zugweg ein. Zu ihnen gesellen sich die Störche aus Spanien und später auch aus Nordafrika. Sie überfliegen die Sahara und überwintern nördlich des tropischen Urwaldgürtels, der nach der Ansicht des belgischen Ornithologen Verveyen nicht überflogen wird, da dort aufsteigende Warmluftströmungen, die den Segelflug ermöglichen,

Weissstörche. Foto Markus Immer.

fehlen. Ihr Überwinterungsgebiet liegt also weiter nördlich als dasjenige der östlichen Population. Dadurch lässt sich sehr gut die frühere Rückkehr der Störche bei uns ins Brutgebiet erklären. Die Scheide zwischen Südwest- und Südostabzug verläuft nach Niethammer durch die Linie Südholland, Westfalen, Rheinland, Hessen und Württemberg. Doch ist die Trennung keine scharfe, so dass eine breite Zone beidseitig dieser Linie als Mischgebiet erkennbar ist. Auf der Heimreise werden wieder dieselben Routen eingeschlagen. Die Jungstörche dagegen vagabundieren bis zur Geschlechtsreife, also bis sie drei oder vier Jahre alt sind, in Afrika, teilweise auch in Europa, herum. Erst wenn sie die Reife erlangt haben, suchen sie sich eine Nistgelegenheit, meist in der Umgebung ihres Geburtsortes.
Zur Futtersuche benötigt der Storch auch in Afrika einen Boden mit niedriger Vegetation, damit er im bedächtigen Schreiten seine Nahrung finden kann; es sind vor allem Steppen mit abgebrannter Buschvegetation. Er findet sie ferner auf höher gelegenen Plateaux mit niedrigem Pflanzenwuchs, auf Viehweiden und im Kulturland. In Südost- und Ostafrika folgt er den Heuschreckenschwärmen, die alles kahlfressen und für ihn die Hauptnahrung neben andern Grossinsekten, Reptilien und Kleinsäugern bilden. Die stets wechselnde Vegetationshöhe und die grossräumig herumfliegenden Heuschrecken zwingen auch den Storch, ständig neue Nahrungsgebiete zu suchen. Die Wanderungen des Storches und der grossen, roten Heuschrecken *Nomadacris septemfasciata,* des hauptsächlichsten Beutetieres des Storches in Südostafrika, verlaufen in zeitlicher und räumlicher Hinsicht gleichsinnig, d.h. im Oktober und November mehr in südlicher Richtung, im Januar und Februar in nördlicher Richtung.

Die Brutzeit

Die in Marokko und Algier brütenden Störche kommen als erste schon im Januar wieder zurück; die in Spanien brütende Population etwas später. Für die Schweiz, das Elsass und Baden-Württemberg, wie auch für die andern Gebiete der die Westroute benützenden Storchenpopulation ist Mitte März das mittlere Ankunftsdatum. Die Störche, die über Palästina und Kleinasien heimkehren, also die östliche Zugroute einschlagen, haben einen viel weiteren Zugweg zurückzulegen. Es ist deshalb nicht verwun-

Storchenpaar in Kleindietwil.

derlich, wenn sie erst 3 bis 4 Wochen später als ihre westlichen Vettern am Brutort erscheinen.
Der Storch baut sein Nest auf hohe Dächer, auf Kamine oder Bäume. Er hat es schon mit Erfolg auf Leitungsmasten versucht. Im alten polnischen Schlesien brüteten mehr als 90 Prozent der Störche auf Bäumen, während sie in der Schweiz und im Gebiete des Rheins Gebäudedächer vorziehen. Die Jahr für Jahr benutzten Horste können einen grossen Umfang annehmen, denn für jede Brut wird neues Nistmaterial zugefügt. Oft stellen sich in diesen alten Nestern «Untermieter» ein. Es wurde beobachtet, dass Sperlinge, Bachstelzen, Stare und andere Vögel in die Zweige besetzter Storchenhorste ihre eigenen Nester bauten.
Oft nur wenige Tage nach der Ankunft der Störche werden vom Weibchen die drei bis fünf, selten auch sechs weissen Eier in zweitägigen Abständen gelegt. Schon vom zweiten Ei weg beginnt das Brüten. Die Jungen, die nach einer Brutzeit von 32 bis 34 Tagen schlüpfen, können deshalb recht verschiedenaltrig sein.
Die beiden Altvögel brüten abwechslungsweise. Sie lösen sich tagsüber in unregelmässigen Abständen ab. Auch nach dem Schlüpfen der Jungen wird das Nest nie allein gelassen, bis diese etwa sechs Wochen alt sind. Immer ist wenigstens einer der Eltern anwesend, wärmt die Jungen oder schützt sie vor zu heisser Sonne und hält Wache. Das Futter wird im Schlund zugetragen. Es sind Frösche, Heuschrecken, Mäuse, Eidechsen, Regenwürmer und Käfer, selten Fische, die den Jungen auf den Nestrand vorgewürgt werden. Wie die beiden Gatten sich auf dem Nest begrüssen, so versuchen bereits die frischgeschlüpften Jungen das Begrüssungszeremoniell mit Schnabelklappern. Im Gegensatz zu den Alten sind die Jungen stimmbegabt. Besonders wenn sie um Futter betteln, «miauen» sie ähnlich wie Katzen und piepsen. Die Nestlingszeit dauert etwa 9 Wochen. Einige Tage bevor sie ausfliegen, machen die Jungen auf dem Horst Flugübungen. Wenige Tage nach dem Ausfliegen sind sie selbstständig und verlassen den Brutort kurz darauf.

Das Aussterben des Meisters Adebar im Oberaargau

Nur noch wenige ältere Menschen können sich an die Zeiten erinnern, als die Störche ohne Ansiedlungsprojekte ihre Jungen auf den Hausdächern

unserer Dörfer grossziehen konnten. Soweit zu ermitteln ist, hat der Storchenbestand in der Schweiz seit Ende des letzten Jahrhunderts ständig abgenommen. So waren im schweizerischen Mittelland, vom Neuenburger- bis zum Bodensee, längs des Rheins und einiger seiner Zuflüsse nördlich des Juras sowie im Rheintal wohl über 140 Nester bekannt, in denen er regelmässig brütete. Statistische Erhebungen bezüglich unseres schweizerischen Storchenbestandes zeigen, wie rapid der Bestand des Storches seit 1900 abgenommen hat. Waren es um die Jahrhundertwende noch mindestens 140 besetzte Storchenhorste, so fiel diese Zahl bis 1910 auf 90. In diesen Jahren wurde prozentual der grösste Rückgang im nördlichen Teil des Kantons Zürich festgestellt (45%). In den Jahren 1910 bis 1920 fiel der Bestand weiter auf 50 Brutpaare, wobei sich die Störche entlang des Rheins und im Berner Seeland halten konnten. Ende der zwanziger Jahre verringerte sich die Population vor allem im Berner Seeland dramatisch. Gesamtschweizerisch konnten 1929 nur noch 16 Brutpaare registriert werden.

Im Ornithologischen Beobachter von 1937 schrieb Max Bloesch, dass in Aarwangen alljährlich Störche auf dem Schlossturm brüteten. 1925 geriet ein männlicher Storch in die Starkstromleitung der Wynau-Werke und starb. Seither sind die Störche in Aarwangen ausgeblieben.

In Bleienbach brütete der Weissstorch bis 1865. Infolge Brandfall wollten die Störche ein Nest auf einer Pappel errichten, wurden aber verscheucht. In den folgenden Jahren blieben die Störche aus, bis 1901 das neue Nest ein letztes Mal besetzt wurde.

Infolge eines tödlichen Unglücksfalles (Stromleitung), von dem ein Altstorch im Jahre 1910 betroffen wurde, ist das Nest in Lotzwil nicht mehr bezogen worden, obschon es bis 1920 fortwährend in Stand gestellt worden war.

In Langenthal dürfte die letzte Brut ungefähr im Jahre 1910 stattgefunden haben. Über Jahre befanden sich dort zwei Horste auf Pappelbäumen nahe bei der Mühle.

In der sog. «Grossmatt» in Madiswil, welche längst entsumpft ist, haben nach Bloesch im Jahre 1900 Störche das letzte Mal auf einer Weide gebrütet.

1900 begannen Störche in Mumenthal auf einem Platanenbaum ein Nest zu bauen. Im folgenden Jahr war das Nest noch einmal bewohnt.

In Roggwil fand die letzte geglückte Storchenbrut im Jahre 1923 statt.

1924 kamen die Jungvögel wohl infolge Regenwetter nicht hoch. Im darauffolgenden Jahr wurde dann das Haus, auf dem der Horst erbaut war, renoviert, was die Störche veranlasste, endgültig auszubleiben.
Zu Beginn der 90er Jahre haben Störche auf ihrem Baumnest in Ursenbach die letzte Brut grossgezogen.
Auch in Oberwynau konnte mehrere Jahre, bis 1902, ein bewohntes Nest registriert werden.
Auf dem Kamin des Gasthofes zum Löwen in Attiswil haben die Störche bis Ende der 10er Jahre gebrütet.
Bützberg ist nach dem «Katalog der Schweiz. Vögel von Studer und Fatio» früher ebenfalls von Störchen bewohnt gewesen.
In Niederbipp haben die Langbeiner von 1890 bis 1931 gebrütet. Im nassen Sommer 1931 gingen die vier Jungen im Nest zugrunde. Ältere Dorfbewohner erinnern sich an ein Storchennest auf einer abgesägten Pappel in Oberbipp.
Über 25 Jahre konnte ein Storchenpaar in Bettenhausen registriert werden. Im Frühling 1924 nistete auf dem Hausdach der Familie Ingold-Luder auf einem angebrachten Wagenrad ein Storchenpaar. Zum Brutgeschäft schritten die Tiere jedoch nicht. 1925 kam nur noch ein Brutvogel vom Winterquartier zurück, welcher aber bald darauf für immer verschwand.
Bis ungefähr 1923 haben auch in Seeberg Störche gebrütet. Der Nistplatz war auf dem Schindeldach des Herrn Gygax-Witschi.
In Wangen an der Aare erschienen 1932 Störche, welche von Niederbipp herkamen und auf dem Hochkamin einer stillgelegten Fabrik brüteten. Nach Wiederinbetriebnahme der Fabrik blieben die Vögel nicht mehr. Sie haben nur gerade 1931 eine Brut mit 4 Jungvögeln hochgebracht.
In den übrigen Gebieten des Oberaargaus war der Storch nur als Durchzügler bekannt oder erschien gelegentlich zur Nahrungsaufnahme. So wurde in Thunstetten ums Jahr 1910 ein Ansiedlungsversuch unternommen, indem auf einem Hausdach eine Nestunterlage geschaffen wurde. Leider blieb es jedoch beim Versuch. Auch Schwarzhäusern erhielt beständig Storchenbesuch, ohne dass die Vögel je sesshaft geworden wären. Dagegen rasteten die Langbeiner gerne vor ihrer Abreise ins Winterquartier in den dortigen Weihermatten.
Ab 1930 hat sich Max Bloesch persönlich um die noch brütenden Störche in der Schweiz bemüht und die Entwicklung der noch vorhandenen Brut-

Störche in der Wässermatten-Landschaft von Kleindietwil. Foto Daniel Schärer, Frühling 1997.

paare lückenlos aufgezeichnet. So musste er dem Zerfall der Population weiter zusehen und konnte Ende der dreissiger Jahre gerade noch 8 Brutpaare registrieren. In den Jahren 1940 bis 1947 pendelte die Brutpaarzahl zwischen 5 und 7. 1948 verzeichnete er noch sechs Nester, und 1949 schrumpfte der Bestand auf ein einziges Storchenpaar zusammen. Der letzte Horst, derjenige von Neunkirch, blieb 1950 ebenfalls verwaist. Das letzte wild brütende Paar zog im Vorjahr auf dem Hochkamin noch 4 Jungvögel auf. Leider verunglückte einer der Brutvögel Ende Juni an einer Stromleitung.

Bedrückt mussten wir das Aussterben einer Kreatur innerhalb einer ganz kurzen Zeitspanne miterleben. Ohnmächtig standen wir diesem Geschehen gegenüber. Wir kannten nicht einmal die Gründe und waren deshalb kaum in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen. Auch im angrenzenden Ausland, wie im Elsass, in Baden-Württemberg und in Holland, wurden ähnliche Feststellungen gemacht. Allerdings konnten sich die Bestände in den genannten Gebieten bis Mitte der sechziger Jahre halten. Dies hängt wohl damit zusammen, dass sich die Nahrungsverhältnisse durch Meliorationen, Entsumpfung und intensive Bodenbewirtschaftung in den genannten Gebieten nicht allzu sehr verändert haben. Dank der Zusammenarbeit mit der Meteorologischen Zentralanstalt glauben wir heute, dass die klimatischen Verhältnisse in unseren Regionen die Hauptursache für das Aussterben waren. In mühevoller Arbeit wurden die aufgezeichneten Daten ausgewertet. Sie zeigen uns, dass um die Jahrhundertwende, in den Jahren 1902 bis 1908 sowie in den zwanziger Jahren, im ganzen Mittelland in den Monaten Mai und Juni überdurchschnittlich grosse Regenmengen und extrem tiefe Temperaturen registriert wurden. Die Regengüsse hielten meist über mehrere Tage an. Sicher haben aber auch die zunehmende Besiedelung und die Intensivierung der Landwirtschaft den Zerfall der Population massgeblich beeinflusst.

Beginn der Wiederansiedlung

Um dem völligen Zusammenbruch des schweizerischen Storchenbestandes entgegenzuwirken, plante Max Bloesch Ende der dreissiger Jahre, den noch vorhandenen Bestand mit gezüchteten Störchen zu stützen. Als Folge des Kriegsausbruchs 1939 musste das Vorhaben aber zurückgestellt werden.

Störche in den Wässermatten des Gruenholz, Roggwil. Foto Margrit Kohler, Langenthal, Sommer 1996.

Ermutigt durch die Resultate der Weissstorch-Forschungen an der Vogelwarte Rossitten wurde nach Kriegsende der Gedanke eines Wiederansiedlungsversuchs erneut geprüft. So begann Max Bloesch 1948 unter dem Patronat der Schweizerischen Vogelwarte Sempach mit dem Versuch, Störche zu züchten. Jagdaufseher Arnold Heiri stellte sein Land in Altreu am Eichackerweg zur Verfügung, und ebenso wichtig war, dass er die Wartung der gefangen gehaltenen Störche übernahm. Zu Beginn umfasste der Tierbestand etwa 20 Jungvögel. Sie stammten zu einem Teil aus dem in den vierziger Jahren noch storchenreichen Elsass, zum anderen Teil aus der Tschechoslowakei, aus Deutschland, Jugoslawien und Polen. Um den Bestand der Gehegestörche zu stützen, konnten 1955 – dank einer Reihe glücklicher Umstände – drei Dutzend Jungstörche aus Algerien in die Schweiz eingeführt werden. Sie wurden an verschiedenen Orten im Mittelland grossgezogen. Spannend war natürlich die Frage nach dem Verhalten dieser nach Norden verpflanzten Nestlinge, die aus einem so weit südlich gelegenen Brutgebiet stammten. Einer dieser Algerier kam erstmals zur Brutzeit wieder in die Nähe seines Aufzuchthorstes und brütete später in Märkt/Lörrach. In drei weiteren Algerien-Expeditionen wurden von 1959–1961 weitere 260 Storchennestlinge in die Schweiz eingeführt und in verschiedenen Horsten im Gebiet von Altreu bis zum Bodensee aufgezogen. 220 dieser Jungvögel zogen in ihrem ersten Herbst weg; sie zeigten ein absolut exaktes Zugverhalten bezüglich Zugzeit und Zugroute, wie Ringfundmeldungen belegen. Aber kein einziger dieser Störche konnte bis heute wieder in Westeuropa beobachtet werden.

Von dem Grossversuch mit rund 300 Algerienstörchen blieben Max Bloesch nun nur noch etwa 50 zurückgehaltene Tiere im Altreuer Gehege. Nach den gemachten Erfahrungen stellte er sein Konzept um. Er gab den Plan auf, die Wiederansiedlung mit im Herbst fortziehenden Jungstörchen zu versuchen und verlegte sie während der besonders kritischen Zeit der ersten drei Jugendjahre ins Gehege. Die heranwachsenden Störche sollten sich aus der Schar der Bodenstörche einen Partner wählen können, um dann, nach Erlangen der Brutreife, im 4. Frühjahr verpaart freigelassen zu werden. Dieses neue Konzept erwies sich als zunächst gangbarer und letztlich erfolgreicher Weg.

1965 begann der Aufbau von ersten Aussenstationen. Max Bloesch ging dabei von der Überlegung aus, dass eine Wiederansiedlung nur erfolg-

reich sein kann, wenn statt einer einzelnen Punktansiedlung eine Fläche an vielen Punkten besiedelt wird, so wie ursprünglich in einem Storchengebiet fast jedes Dorf seine Störche hatte. Auf diese Weise sind in den Jahren von 1965 bis 1992 über 20 Aussenstationen entstanden, die das Schweizer Mittelland netzartig überzogen. In der von Bloesch 1978 in Kleindietwil im Berner Oberaargau gegründeten Auswilderungsstation wurden die ersten zwei Brutpaare 1979 freigelassen. Leider schon am folgenden Tag sind die beiden Weibchen in einer entfernt gelegenen elektrischen Leitung tödlich verunglückt. Erst 1983 glückte die erste Auswilderung. Das in Freiheit entlassene Storchenpaar zog im ersten Jahr 3 Jungvögel auf. 1985 brütete ein zweites und 1986 gar ein drittes Storchenpaar in Kleindietwil. Leider fielen im letztgenannten Jahr sämtliche Jungvögel dem schlechten Wetter zum Opfer. In den folgenden 4 Jahren konnte sich der Bestand von 3 Brutpaaren im Oberaargau halten. 1991 und 1992 zogen nur noch 2 Brutpaare 6 resp. 7 Junge auf, die im Herbst frei in den Süden, ins Winterquartier ziehen durften. 1993 sank der Brutpaarbestand in Kleindietwil auf ein Paar zurück und blieb bis zur vergangenen Brutsaison 1998 konstant.

In Madiswil wurde 1995 während den Monaten Juni und Juli ein Storchenpaar beobachtet, das auf einer Pappel mit dem Nestbau begann. Interessant an diesem Paar war, dass die Vögel nicht aus einer Auswilderungsstation stammten. Für Storchenkenner hiess dies, dass es echte Wildstörche waren, die vermutlich aus Spanien stammten.

1996 während der Sommermonate konnte man auch in Roggwil zwischen fünf und acht Wildstörche, die während des Tages die Wässermatten nach Nahrung absuchten, beobachten. Die Nächte verbrachten sie auf einem Bauernhof bei der Kaltenherberge oder aber auf den beiden Schulhäusern in Roggwils Dorfzentrum. Diese langdauernde Sesshaftigkeit zahlreicher wilder Weissstörche in den Wässermatten blieb natürlich auch den Verantwortlichen für die Wiederansiedlung der Störche in der Schweiz nicht verborgen, und nach Absprache mit der Lehrerschaft wurde zusammen mit der Feuerwehr auf dem Schulhausdach eine Grundlage für ein Storchennest montiert.

Lange Zeit fehlte es in der Schweiz vor allem an geeignetem Lebensraum. In dieser Beziehung wird Roggwil zu einem eigentlichen Testfall, denn dieses Gebiet mit den weiten Wiesen und den Wässermatten müsste dem Storch eigentlich zusagen. Auch im nachfolgenden Jahr suchten in den

Monaten April bis August wieder 6 bis 10 Störche, z. T. unberingte, die Nahrung auf den Wässermatten. Ein Wildstorch versuchte sich zusammen mit einem aus einer Auswilderungsstation stammenden Partner mit dem Nestbau auf der Nestunterlage auf dem Schulhausdach. Zu einer Brut kam es aber nicht. Ganz Roggwil, die einzige Ortschaft in der Schweiz, die ein Schulhaus mit einem Storchennest besitzt, konnte sich 1998 über den ersten Bruterfolg ihrer Störche freuen. Von zwei geschlüpften Jungen fiel leider eines im Juni der nasskalten Witterung zum Opfer. Der überlebende Jungstorch zog in der zweiten Hälfte August in den Süden.

Nach nun 50 Jahren Storchenansiedlung in der Schweiz ist es wohl an der Zeit, auf diese Periode Rückschau zu halten, gleichzeitig aber auch Vorstellungen für die Zukunft zu entwickeln. Angesichts der positiven Entwicklung (stark zunehmender Bestand an ziehenden Brutstörchen) in der ganzen Schweiz, sollten wir das im Sinne von Max Bloesch gesetzte Ziel avisieren und die eigentlichen Ansiedlungen abschliessen. So haben der Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für den Weissstorch und die 1992 gegründete Arbeitsgruppe sich zum Ziel gesetzt, die gesammelten wissenschaftlichen Daten aufzuarbeiten, die positiven und negativen Auswirkungen der Wiederansiedlungen zu analysieren und das 1948 begonnene Projekt gezielt weiterzuführen.

Regina Leuenberger-Sommer

Ein Leben in Briefen aus Ursenbach

Regina M. Heiniger-Leuenberger und Kurt Stadelmann

Den Nachkommen von Regina Leuenberger aus Ursenbach (1848–1921) ist es zu verdanken, dass über 300 Originalbriefe einer alleinerziehenden Mutter erhalten geblieben sind. In minutiöser Kleinarbeit wurden die in Sütterlinsschrift verfassten Briefe an die Kinder von Familienmitgliedern umgeschrieben. Nun plant das Museum für Kommunikation zusammen mit den Nachkommen und dem Chronos Verlag die Publikation sämtlicher Briefe.

Regina Leuenberger-Sommer

Am 4. Januar 1848 erblickt Regina als jüngstes Kind und einzige Tochter der Familie Jakob und Anna Barbara Sommer-Indermühle in Schüpfen das Licht der Welt. Der Vater ist Landjäger und wird, wie das damals so üblich war, immer wieder in andere Dörfer versetzt. Deshalb zieht die Familie alle paar Jahre um. Im Frühling 1848 wird er nach Lengnau beordert. Dort stirbt die oft kränkliche Mutter an einer Auszehrung mit Wassersucht.

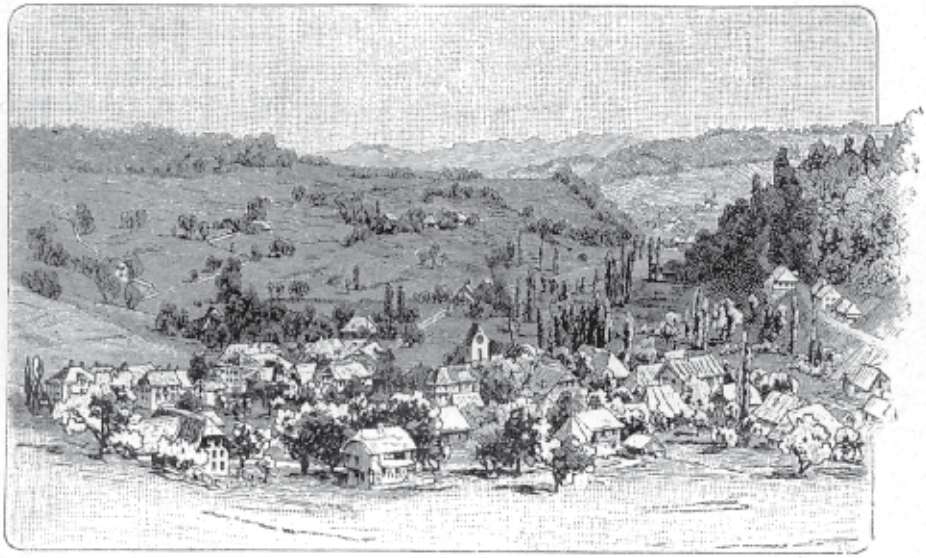
Die zwei älteren Brüder, Jakob und Johannes, kommen von zu Hause fort, um zu arbeiten. Nur Samuel und die kleine Regina bleiben beim Vater und werden von einer treuen Magd auferzogen. 1852 zügelt die Familie nach Büren an der Aare. Die nächste Versetzung erfolgt nach Utzenstorf. Regina besucht nun die Schule und verkehrt häufig im Hause von Oberst Läng, mit dessen Tochter Bertha sie freundschaftlich verbunden ist. Johannes, der zweitälteste Bruder, der seit dem Tod der Mutter in Gurbrü bei einer kinderlosen Familie untergebracht war, stösst wieder zur Familie.

Als die Order nach Attiswil eintrifft, fällt es allen recht schwer, von Utzenstorf zu scheiden. Aber in Attiswil erwartet sie eine schöne, heitere Wohnung und das dazu gepachtete Land erlaubt, dass Samuel und Regi-

na je ein Schäfchen halten dürfen. Regina ist mittlerweilen fast zehn Jahre alt und besucht in Attiswil die Oberschule. Ein Schulausflug führt sie auf den Weissenstein und bleibt unvergessen. Johannes ist nun in der Lehre als Schuhmacher. In diese Zeit fällt auch Reginas erste Erinnerung an ihren ältesten Bruder Jakob, der als Uhrmacher in St. Immer lebt und seiner Familie in Attiswil einen Besuch macht. Der Vater führt ein sehr strenges Regiment. Jedes der Kinder weiss, dass man unbedingt zu gehorchen hat.
1859 wird nach Zollbrück gezügelt. Regina besucht dort zuerst die Primarschule im Than, später während dreier Jahre die Privatschule in Lauperswil. Samuel beginnt die Lehre als Käser in Schalunen. Die treue alte Magd Maria Bachmann stirbt. Regina muss nun – noch ein Schulmädchen – dem alternden Vater den Haushalt führen. Sie ist viel allein und fürchtet sich oft. Nach ihrer Konfirmation tritt sie eine Stelle in St. Blaise im Hotel Balimann an, um Französisch zu lernen. Gefangenenwärter Schaffroth, ein Freund ihres Vaters, sucht eine Magd nach Biel. Der Vater erlaubt ihr, die Stelle anzunehmen. Einige Monate später wechselt sie in ein Wirtshaus in Le Landeron, weil sie dort mehr verdient. Der Vater wird unpässlich und sucht Erholung im Kemmeriboden-Bad. Zu Reginas grossem Leidwesen ruft er sie nach seiner Rückkehr nach Hause, damit sie ihm den Haushalt führe.
Im April 1866 ziehen Vater und Tochter zum letzten Mal um. Der neue Posten befindet sich in Ursenbach. Zu ihren ersten Bekannten gehören Katharina und Josef Gygax-Richard im Seiler. Dort lernt Regina Jakob Leuenberger, ihren späteren Gatten, kennen. Jakob Leuenberger wuchs – nach dem frühen Tod seines Vaters und der Wiederverheiratung seiner Mutter – bei den Grosseltern mütterlicherseits im Seiler (Ursenbach) auf. Er ist Steindrucker (Lithograph) bei Dysli in Burgdorf, wo er dieses Handwerk auch gelernt hat. Regina vor Augen, entschliesst er sich, nach Ursenbach zurückzukehren und sich als Lithograph selbständig zu machen.
Regina ist zu diesem Zeitpunkt 19 Jahre alt. Das Leben bei ihrem oft abwesenden Vater ist ihr verleidet, zudem ist sie schwanger. Am 17. Mai 1867 wird geheiratet. Pfarrer Jordan traut das Paar in der Kirche Ursenbach. Das Ehepaar lebt im Landjägerstöckli, der Vater bezahlt ihnen ein Kostgeld. Am 11. November 1867 wird Regina zum ersten Mal Mutter, und anderthalb Jahre später, am 8. Mai 1869, kommt die zweite Tochter, Martha, zur Welt. Die beiden Kinder sind der Stolz der Eheleute. Am 19. September 1871 stirbt die erst vierjährige Maria an Diphtherie (Krupp).

Regina Leuenberger-Sommer, 1848–1921, die Autorin der Briefe.

Regina ist untröstlich. «Wer so etwas nicht erlebt hat, wird es auch nicht begreifen können…», vertraut sie ihren Aufzeichnungen an.
Am 29. April 1872 kommt die dritte Tochter zur Welt. Im Andenken an ihre verstorbene Schwester wird sie wiederum Maria genannt. Mit dem Tauffest dieses Kindes wird auch das Aufrichtefest des neuerbauten Hauses gefeiert. Jakob wird als Berufsmann geschätzt, daneben kann er als Landwirt mit zwei bis drei Kühen und einem Pferd den Lebensunterhalt der wachsenden Familie bestreiten. Es gelingt ihm auch, zwei Grundstücke auf dem «Berg» (Ursenbach) zu erwerben, zudem pachtet er Acker- und Wiesland dazu.
Am 13. April 1874 bringt Regina ihren ersten Sohn Jakob zur Welt. Die Freude ist gross, aber am 3. März 1878 stirbt dieses Kind mit knapp vier Jahren an einer Lungenentzündung. Ein Jahr danach – am 9. März 1879 – erblickt ein zweiter Sohn das Licht der Welt. Er wird erneut nach seinem verstorbenen Brüderchen Jakob getauft. Mit der Geburt des dritten Sohnes Ernst am 16. Dezember 1881 scheint das Glück vollkommen. Regina und Jakob stehen im besten Alter, die Zukunft scheint ihnen vielversprechend. Jakob bekleidet in Ursenbach viele Ehrenämter z.B. als Burgerrat, Armenkassier, Brandmeister, Bannwart; zudem hat er nebst der Arbeit als Lithograph und Landwirt die Stellung des Zivilstandsbeamten und des Te-



J. Weber: Ursenbach. Aus: Europäische Wanderbilder Nr. 245, 246, 257, Oberaargau und Unter-Emmental. Zürich, 1895.

legraphisten inne. Seine Rechtschaffenheit, Wohltätigkeit und sein Humor werden von jedermann geschätzt.
Im Winter 1883/84 erkrankt Jakob plötzlich an einer Lungenentzündung und stirbt am 15. Februar. Regina – nun Mutter von vier unmündigen Kindern – wird mit 36 Jahren Witwe. Das neue, 1872 bezogene Haus ist stark mit Schulden belastet. Dank ihrer relativ guten Schulbildung und Lernbegierde ist sie imstande, das Telegraphenbüro und das Zivilstandsamt weiterzuführen (die offiziellen Handlungen muss jedoch der Halbbruder ihres Gatten vornehmen). Daneben bewirtschaftet sie mit ihren Kindern den Bauernbetrieb.
Von 1888 an bietet sie verschiedenen Pflegekindern, die meist von der Gotthelf-Stiftung vermittelt wurden, ein Daheim. 1905 wird sie Posthalterin von Ursenbach. Durch diese schwierigen Zeiten – ohne Witwen- und Waisenrenten – hat sie ihr unerschütterlicher Glaube an Gott gestützt und begleitet.
Reginas Ziel ist es, ihre Kinder gut ausbilden zu lassen und zu rechtschaffenen Menschen zu erziehen. Martha, die älteste Tochter, lernt nach ei-

nem Aufenthalt im Welschland den Beruf einer Telegraphistin und arbeitet nach verschiedenen Stellen in der Zentrale des Bundeshauses in Bern. Mit ihrem Verdienst hilft sie mit, die Ausbildungen der jüngeren Geschwister mitzufinanzieren. Marie absolviert nach dem Welschlandjahr einen Kurs für Handarbeitslehrerinnen und heiratet 1894 Fritz Haudenschild. Jakob erlernt die französische Sprache in Grandson, danach ebenfalls den Beruf eines Telegraphisten, holt anschliessend die Matura nach und studiert Jurisprudenz. Ernst, der jüngste Sohn, besucht die landwirtschaftliche Schule Rütti und übernimmt das elterliche Heimwesen. Wie seine Mutter führt er das Zivilstandsamt und die Post weiter.
Regina hat ihr Ziel erreicht. Ihre Kinder sind erwachsen und selbständig. Sie bleibt in ihrem Bauernhaus wohnen, auch als Ernst heiratet und eine Familie gründet. Die drei andern Kinder wohnen alle in Bern. Mit ihnen bleibt sie in regem Briefkontakt, nimmt Anteil an ihrem Leben, freut sich über die Grosskinder in Bern und Ursenbach. Sie ist nicht nur für die Familie zu einer starken Persönlichkeit geworden, auch im Dorf wird sie sehr geachtet.
Im Herbst 1921 verstärkt sich ihr Herzleiden, und am 26. November stirbt sie in Ursenbach.

Die Briefe

Die Briefe von Regina Leuenberger-Sommer sind insofern einzigartig, weil sie Leben und Werk einer Frau aus dem ländlichen Mittelstand in den Jahren zwischen 1884–1921 dokumentieren. Die Botschaften an die Kinder widerspiegeln eine vergangene Welt, die der Geschichtsschreibung mangels Quellen bis anhin weitgehend verschlossen blieb.
Was bewegte die Menschen auf dem Lande? Welche Sorgen, Nöte oder Freuden und Wünsche bestimmten ihren Alltag? Wie weit drangen Weltereignisse, Sensationen ins ländliche Bewusstsein vor? Welche Neuigkeiten gelangten an die Lieben in der Fremde, in der Stadt?
Antworten zu diesen Fragen gibt Regina Leuenberger-Sommer – auf unspektakuläre, aber in eigener und eigenwilliger Art und Weise – in ihren Briefen an die Kinder.
Als Kostprobe für den Einstieg in den Kosmos einer alleinerziehenden Mutter, Unternehmerin und Verwalterin drucken wir nachfolgend sechs Briefe ab:

Ursenbach d. 16. Mai 1894.

Mein lieber Jakob!
Gestern Abend bald 11 Uhr bin ich von Solothurn höchst ermüdet zurückgekehret. Wie du aus der Depesche ersehen hast, sind ich & Martha einig geworden, dass du die Primarschule besuchen sollst. Es hätte doch gar Umstände u. Kosten gegeben nach Yverdon und was das wichtigste ist von deinem Jahr, sind ein guter Wille und grosser Fleiss. Hast du diese zwei, so wirst du bald ein halber Franzose sein. Ich erwarte von dir zuversichtlich, dass du deinem Lehrer Freude machen wirst, mache alle Fächer mit, mache keine Ausnahmen, *ich wünsche diess ausdrüklich.* Turnen, Singen, Rechnen. Du musst immer sprechen u. hast in der Schule die beste Gelegenheit und wirst durch Beschäftigung vor Langezeit verschont. Martha wird dem Lehrer bald einmal schreiben u. ihn fragen, ob du alles mitmachst und wie er zufrieden sei mit dir. Es ist auch gesinnt, ihm dann zugleich ein Geschenk zu machen, damit es auch ihn zu Fleiss anspornt. Der Lehrer hat Martha sehr gut gefallen.
Probiere dann später, deinen Freunden französische Briefe zu schreiben, Übung macht den Meister. Die Verwandten auf dem Stutz sind erzürnt, dass du ihnen nicht Adieu gesagt hast. Sei immer artig gegen alle Menschen, nicht so schweigsam, sei aufgeheitert, lebhaft. Wenn du einmal die ersten zwei Monate durchgemacht hast, wird es dir gewiss recht gut gefallen. Sei nicht etwa zu scheu zum Sprechen. Ich wünschte recht sehr, keine Enttäuschungen mehr an dir zu erleben und wenn du gut lernst u. vorwärts kommst, und an der Telegraphistenaufnahmsprüfung gut bestehst, kannst dann nach Hause kommen. – Sei nicht etwa mutwillig auf dem See, gehe nie allein in ein Schifflein, da du nicht schwimmen kannst. – Brands August hat sein Kuhli verkauft a Bek auf Richisberg. Wir haben in der Hütte 4 Kl. Milch. Sonst ist nichts neues.
Tausend Grüsse & Küsse von uns Allen
deine Mutter.

Ursenbach den 12/5/Abends 7 Uhr. 1899.

Mi lieb Bueb! [an Jakob]
Das liebe Regenwetter hat mich soeben vom Pflanzplätz verjagt und da ich auch deine Karte erhalten habe will ich nicht säumen auch etwas von uns hören zu lassen. Zwar hat sich in unserm Kreis nichts Neues zugetragen, als dass Christen Müller das höchste Angebot auf die Brauerei in

Die Empfänger der Briefe: Martha, Jakob, Ernst und Marie, die Kinder von Regina Leuenberger-Sommer.

H.Buchsee hat u. allen Ernstes daran denkt dorthin überzusiedeln. Da er wahrscheinlich im Oberdorf nicht verkaufen kann, (weil er es eben viel zu teuer annehmen musste), wird er sich nun einen Pächter umsehen auf künftigen Frühling. Möschler ist auch wieder zu Hause. Ein Aderlass hat ihm einigermassen Ruhe verschafft. – Bei uns ist es ziemlich still geworden wegen Böglis. Doch merkwürdig, ich vermisse sie gar nicht u. verspüre keine lange Zeit. Es gab mir eben gute Abwechslung durch Marie v. Bern u. da wir grosse Wäsche hielten hatte ich keine Zeit mich zu langweilen. Heute morgen war kritisches Wetter, wir wussten gar nicht, ob Marie gegen Luzern abreisen sollte oder die Reise unterlassen. Doch, da das Wetterglas eine Linie gestiegen war, riet ich endlich, den Sprung zu wagen und das Wetter war ja heute auch ganz leidlich. Samstag Abend werden die Bummler hier anlangen. Fritz hat einige Ansichtskarten Marie

zugesandt. Martha war mit Frl. Breiter an Auffahrt vielleicht auf den Rigi, kommt Sonntag Morgen.
Bei jeder Regenschütti denke ich, ob wohl mi Bueb ou dra syg u. müess umeha. Doch dein Loos teilen ja viele. Und es ist sich au gar wohl derwert für lieb Vaterland öppis z'leiste. Und wenn di dr Instrukter scho gli abrühlet, so rechne ihm das nit so höch a, das g'hört zum Gschäft! Der Schulhausfränzl darf nümme recht zue luege, er darf uns nicht grüssen. Wie froh bin ich, dass mi Bueb keini Schulde het. – Ernst hat nur noch einmal geschrieben. Da er wieder Flüchtigkeitsfehler machte, schickte ich ihm den Brief corrigirt zurück. – Gegenwärtig habe ich ein krankes Auge, war Mittwoch beim Arzte u. gehe morgen wieder. Dr. Gerster sagt, es sei eine Flügelhautbildung, er müsse die Bildung etwas hemmen. Die Sehkraft ist bis dahin nicht gestört u. der Schmerz nicht sehr gross. Der Dr. sagt, man müsse nur «süferli» thun, mit dem Auge, damit die Entzündung nicht ärger werde. Hoffentlich kommt alles wieder gut. Frau Meier in Kl.d[ietwil] ist gestorben.– Heute ist die schwarzi Geiss ins Ruggli gewandert, habe sie Schuhmachers verkauft; morgen wird das weisse Gizeli geschlachtet.
Empfange zum Schluss die herzlichsten Grüsse u. Küsse von
deiner Mutter.

Falls die Adresse nit gut, teile mirs ein andres Mal mit!

Den 6. Aug. 1914

Meine Lieben! [an Schwiegertochter Clara und Familie]
Hier endlich die längst bestellten Kirschen, mit Korb, 25 Pfund, zahlte Lisabethli dafür fr. 3.30. Auch wir steinen aus für in Flaschen zu sterilisieren, haben schon viel Flaschen. Gestern legten auch der Sonne aus zum Dörren. Wenn möglich, so sende ich von den unsrigen auch noch einmal. Ach, bei diesem Wetter verderben wohl die Halben. Heute morgen 4 Uhr musste Franz [ein Pferd] abmarschieren. Wie das uns zu Herzen ging! Nun probieren sie eine Kuh anzulernen zum Ziehen. Wenn man wüsste, wie lange die Sache sich hinauszieht. Es ist so unheimlich. Bald stelle mir die Sache grauenhaft vor, wenn die Russen siegten, bald ists mir wieder leichter. Am Morgen früh, ich weiss nicht warum, habe ich so schwer, ich möchte weinen und weinen, doch da kommt die Post und es gibt Leben und viel Arbeit den ganzen Tag. Klein Meiti gedeiht gut, muss aber viel,

viel erbrechen. Päuli, wenn er nur vom Krieg hört, frägt: Wei si Vati schiesse? Ich denke stündlich a miner l. Buebe im Dienst, aber gewiss auch an euch Alle. Ich freue mich, ja es [ist] mir ein grosser Trost, Lina bei euch zu wissen. Marie meinte, es sei eine liebe Person. Hier kommen wegem Krieg allerorts Dienstmädchen heim. Wenn du Frieda gerne los wärest, dürftest du es ganz gut entlassen. Ihre Mutter ist viel auf dem Taglohn und ich glaube, dass sie noch froh wären, es daheim zu haben. Doch wenn du es nötig hast, so behalte es, und schone dich so viel du kannst. Aber die Mansarde würde doch künden. Lisabethli erzählte mir, dass die letzte Frau u. der Herr im Auto den frühern Pflegstellen v. Frieda nachgefahren seien um die Leute über Frieda auszufragen. Kurz und gut, es gab im Weiermannshaus Kurzschluss und beide Röhrlertöchter sitzen bei Muttern. Die Mutter sagt, es würde jetzt keines von ihnen eine Stelle annehmen wegem Krieg. Ferner, du seiest glaub au wieder erwarten u. habest jetzt au kei Rügge am Frieda. Ich sage natürlich nit, dass Lina da sei. Lisabethli glaubte vielleicht, die Sprache komme dann wieder auf Frieda. Sie haben Frau Krumm mehrmals Beeren und Kirschen senden müssen. Frau Krumm habe den Autoleuten gesagt: Sie würde bei einer weitern Geburt Frieda sofort wieder anstellen?! Das stimmt nicht mit dem, wo sie Frau Leuenberger sagte wegen Frieda. Hansruedi ist schints a Grosse, wie mir Marie berichtete. Lina wolle aber lieber den gaumen, als Lisabethli, das Ribeli! Ich nehme öfters die Bilder von den l. Kindern u. habe meine helle Freude, wie Cläri auf dem Stuhle thront! Wie wird Jakob die l. Kinder vermissen!

Auch Ernst schrieb, die Zeit komme ihm so lange vor! Ich hoffe, dass du nun auch von Jakob Nachricht erhalten hast. Es treffen hier auch Karten ein, überall heissts, dass es ihnen nicht übel gehe. So wollen wir doch guten Mutes sein und stolz darauf, dass zwei gute Wehrmänner aus unsren Familien das l. Vaterland beschützen helfen. Gott schütze uns und unsre schöne Schweiz!

Herzliche Grüsse senden euch allen:

Eure Mutter u. Pauline.

15. März 1920, Montag Abend 8. Uhr.

Meine Lieben! [an die Töchter Martha und Marie]

Es ist heute sicher vielerorts «blaue Mändi gsi», denn das Conzert artete bis heute Morgens aus! Zwar unsere Leute kamen gegen zwei Uhr heim.

Ich behielt Thomi unten, er lagerte sich auf d. Ofen u. schlief prächtig. Auch Jakob u. Anna stellten sich zum Gaumen ein u. blieben bis gegen 12 Uhr. Wir entschädigten uns dafür mit «Grogg von Rhum» u. Züpfe! Das Stück, der Abesitz, gefiel überall gut. Da musste auch Anna mit Spinnrad in Bernertracht aufrücken. Jeppe, Schürze, Göller von mir u. Tschöpli von Pauline. Das wäre nun alles gut, wenn nur alle gesund und busperig wären! Rudolfli wurde Samstags v. Fieber u. bös Husten befallen, auch von Erbrechen, doch heute ists besser, hatte stark Nasenbluten. Nun liegen Vati, Päuli u. Marieli an der gl. Krankheit im Bett. Ernst wäre lieber nit gegangen, aber es musste doch sein. Er blieb, weil Hans Zürcher das Vieh besorgte, dann im Bett. Er erzählte, er sei im Traum im Spital gewesen und habe von uns Abschied nehmen müssen, wie ihm das so gar schwer geworden sei. Hoffentlich gehts bei allen gut vorbei, Päuli, wie ich euch gemeldet, war schon einige Tage nicht recht zweg. Es muss doch eine Art Influenza sein. Marieli fiel sogar im Fieber aus dem Bett auf den Boden. Es schläft nun unten u. in meinem Bette schnusset Rudolfli. Heute wurde Alb. Feldmanns jüngstes Meiti ins Spital geführt. Auf Lungenentzündung hat sich Eiter gesammelt. Am Samstag öffnete sich in Dürrenroth ein grosses Grab für ein Ehepaar, die beide an Grippe erlagen, ein drei Jahr altes Meiti als Waise hinterlassend. Es waren wohlhabende Bauersleute, mit Zürchers noch verwandt, vom Schneidersgraben. Wie unendlich traurig! Wie uns Sagers Elise sagt, liegt Lina in M[elchnau] auch mit Umnachtung, weine beständig. Hermann wollte ihns nach St. Urban thun, wenn nicht Rosetti dort wäre. Doch will er den Direktor von dort konsultieren. Das muß doch ein schrecklicher Zustand sein! Als ich die Base im Erger besuchte, zeigte sie mir einen ersten Brief v. Rosetti u. es kam mir vor, dass es doch besser gehe. Es schrieb, dass es immer noch viel Angst u. Plag habe, doch aber sehr heimzugehen wünschte. Wie möchte ich ihm diesen Wunsch erfüllt wissen! Gestern in der Predigt kam Pauline mit Kläri Wälchli zu sitzen. Es frug, ob die Tante v. Bern auch heimkomme, sie soll doch auch hinüber kommen. Pauline sagt, wie das so dick sei. Ich sende euch einen Betrag für Schuhe von Thomi. Wir probierten ihm heute die von seiner Gotte sel., Nr. 35, sind aber zu klein u. zu schmal. Pauline meint, es wären eigentlich Frauenschuhe, werden sie für Päuli tragen. Sendet Nr. 38, breite Façon, vielleicht noch Sohlen darin. Eine ganze neue Kleidung ist beim Schneider, Pauline näht ein weisses Hemd, einen Hut kaufen wir hier u. dann dürfen wir ihn zur Konfirma-

tion gehen lassen. Pauline wohnte am Sonntag nach der Predigt dem Unterweisungsexamen bei. Ach, er ist auch einer von den geistig Armen!
Nun will ich noch berichten, wie es ging am Donnerstag mit der Abholung von Nat. Rat Siegenthaler. Es war abgemacht hier um 6 Uhr mit Auto nach Sumiswald aufzubrechen. Bögli kam erst gegen 7. Uhr daher. (Auf 8. Uhr waren die Leute in d. Araber geladen.) Dann ging die Sache gut bis gegen Mühleweg, da musste Ernst das Auto stossen, ebenso nach Sumiswald hinauf. Unterdessen telephonierte Siegenthaler v. Sumiswald, ob denn niemand komme? Endlich beir Herfahrt, mussten beide Passagiere ab zum Stossen! Ich denke, diese Fahrt werde der Nat. Rat nicht so schnell vergessen! Es mochten ungefähr 140. Personen auf den Ersehnten gewartet haben im Tanzsaal des Araber. Geschlafen ist der hohe Herr dann im Araber. Andreas auf Lünisberg offerierte ihn morgens zu führen; da er aber auch seine Frau mitnahm, musste Herr Siegenthaler hinten auf dem Fuhrwerk Platz nehmen. Das war jetzt wirklich Burepartei! Morgen wird der Thörigrabenhansuhli 85. J. alt beerdigt. Unser Knecht hätte noch die Adresse von der Spitalgass, wo die Militärkleider umgeändert wurden, gewünscht. Ich wusste sie nicht, am Ende hat er noch bei euch vorgesprochen. – Ich sandte auf den 9. März ein Dutzend Eier für Jakob, neune seien zerbrochen angelangt, die Schachtel wird der Postillion wohl zu Boden fallen lassen. Dietwil sagt uns, dass er in letzter Zeit wieder Postsäcke verloren habe, eines Tags seien zwei gefundene Pakete in ihrem Büreau abgegeben worden! Was fragt der Lümmel danach, er wollte eben lieber gar nicht Postillion sein! Bühlers Bertha lässt fragen, ob ihr so gütig wäret, im Anzeiger nachzusehen, ob etwa ein Sportwägeli ausgeschrieben wäre, für Hannis Bueb! Ich lege dreier M. bei, damit Ihr ihnen den Anzeiger im Fall direkt zusenden könnet. Ich glaube, Bertha käme am Samstag nach Bern zu Graffenrieds.
Mit einem Jackenkleid will ich's noch sein lassen. Bin gesinnt, die zwei schwarzen etwas umändern zu lassen, ich meine anstatt Stehkragen vielleicht Ablegkragen, ich wäre doch dann so wohl, besonders beim anstrengenden Laufen aufwärts. Werde mit Marianni in Dietwil reden. Die seidene Schürze ist freilich murb, aber ich habe den Bändel oben, so auch den Saum, anders gemacht, und ich meine, sie möchte mich alte Mutter gerade noch aushalten!

Den Brief von Dornach bitte mit Gelegenheit zurück.

Morgen, den 16.
Fritzeli wurde über nacht auch angepackt, hustet schrecklich u. hats im Hals. Die andern alle hatten verhältnismässig eine gute Nacht. Seid aber ohne Sorgen, wie man hört, liegen überall Kinder darnieder.
Herzliche Grüsse, auch an Jakobs.
Eure Mutter.

Montag Mittag. [Herbst 1920]

Meine Liebe! [an Schwiegertochter Clara]
Heut morgen hat Thomi die Zwetschgen geschüttelt, und da ist mir, ihr müsstet auch einige haben, trotzdem dieselben nicht sehr transportfähig sind. (Vom Thau noch nass). Entweder wurmstichig, unbrauchbar oder angefressen. Ich habe die besten (unreifen) drausgelesen. Die reifen sind bereits alle mit Würmer drin. Auch bei den Mueserbsen sind mehr als die Hälfte ungeniessbar, wir erhalten fast keine. Gerne wäre der Taufe beigewohnt, aber nun ists unmöglich. Jeden Tag erwarten wir die Seuche, wir sind umringt davon. Die Bauern sichern sich Mittel dagegen. Wir haben Sublimat hergetan. In Käsershaus, in Dietwil bei Gottf. Leuenberger, in der Mühle, bei Richard u. Feldmanns Rösis, (im Käserhof), ist sie ausgebrochen. Auch in Madiswil. Die Post fahrt nach Lindenholz, ladet dort ein u. aus. Das gab viel zu telephonieren. Der Leimiswilerbriefträger will nit meh vertragen, hat auch Vieh und Liechti rufen sie zu: Chumm mer nit zuche! Ja, das ist eine Furcht u. nützt doch nichts. Wir haben gestern abgemacht, wo wir die Schar Hühner hüten wollen. Der Hund ist angebunden, von Spenglerwalter auf dem Berg seiner wurde erschossen. Geiser u. Appenzeller Metzger in Madiswil u. Rohrbach haben ihre Lebware alle vor Ausbruch der Seuche geschlachtet.
Der Pfarrer v. Rohrbach war bei Bertha vom Lindenholz, es habe die Hiobsbotschaft ruhig angehört, nicht geklagt, nur sei es bleich geworden. Gestern waren Fritz von Dürrenroth mit Frieda u. den zwei Kindern da auf Besuch. Und ich schrieb an v. Ernst und dankte für das Legat von 200. fr. für Thomi. Schrieb auch an Frau Leuthold in Dübüque. Ich bin daran die Zwetsch[g]en zu putzen, teils z. Sterilisieren. Die andern wollten Kartoffelgraben oder Rüben hacken. Kaufe deine anderswo, Weltwunder [eine Kartoffelsorte], erhalten nur wenig. Die andern weiss ich noch nicht. Hingegen Äpfel sollst genug erhalten. Überall viel Arbeit! Und ich besorge meist das Büro. So Gott will, komme ich dann später. Ernst sagt davon,

damit es weniger werden, die Güggeli zu töten, da sollst du u. Marie je eines erhalten.
Herzliche Grüsse an Alle.
Mutter.

Freitag 11 Uhr. Morgens. [Frühsommer 1921]
Meine Lieben! [an Schwiegertochter Clara und Familie]
Soeben kommt Thomi aus dem Stutzwald mit diesen Schwämmen. Ich beeile mich dieselben zu spedieren. Hätte bei Schärruedi 4 Kl. bestellt. Wenn dort nicht erhältlich werde ich bei Jb. Güdel fragen. Ich wusste eben nicht, wie viel ihr wünschet. Marie hat mirs nit mitgeteilt. Wenn immer möglich wollte ich euch auch Beeri schicken. Ein Herr v. Bern sagte gestern im Büro, dass ein Pfund Heubeeri 1.20 gelte. Es ist mir nicht recht, dass ich gerade während der Kirschenernte u. Beeri fort bin, doch muss es ja auch ohne mich gehen. Aber ich fragte für euch in dieser Hinsicht. Diese Witterung hat mir viel Unbehagen verursacht, musste des Tags oft zwei Mal abliegen. Saget Marie, dass ich den Korb nächste Woche sende, vielleicht dann die neuen Hemden damit, ebenso das Augenglas v. Martha. Eier sind auch wieder. Ich denke die Kiste mit 100. Stk. nach A[delboden] zu nehmen, ebenso Speck, Fett, Mehl, Gries, Reis, Salz, damit man nicht jede Mahlzeit herumspringen muss u. zuechetrage. Auch dürre Bohnen u. Schnitz u.s.w. werde besorgen. Mittwochabend ging v. Blitz ein grosses Bauernhaus genannt «Mühlestettlen» bei Affoltern in Flammen auf, es war eine unheimlich grosse Röthi! Bei Viktor in Weinstegen ist der Zustand täglich schlimmer. Der Arzt hilft mit Einspritzungen, ach!
Mit unsrer armen Kuh geht es ordentlich, doch habe ich die Wunde noch nie gesehen.
Der jüngste Sohn von Wälchli Bäcker musste ganz schnell an Blinddarm operiert werden. Ist im Spital Lgthal. Wann die Schulen reisen können, weiss ich nicht.
Muss eilen. Herzliche Grüsse an alle unsre Lieben in Bern.
Eure Mutter

Ich wäre gesinnt so drei Wochen in Adelboden zu bleiben. Und dann wünschte ich, dass Ernst mit Päuli für eine Woche mich ablösen würde. Oder dass doch Päuli eine Woche bleiben könnte, falls es Ernst nit mög-

lich wäre. Natürlich sind das Pläne, wo durchkreuzt werden können. Es ist mir oft, ich sollte nicht dorthin reisen können. Die Esswaren gedenke ich in eine Kiste verpackt dorthin zu spedieren, nur weiss ich nicht, ob per Post oder Bahn. Ratet mir dann noch! Und sendet das Eierkistli! Und ob ich noch Schwämme u. wie viel senden soll? Könntet vielleicht den Kratten ans Kistli binden, doch kostet er auch sonst nit viel.

Hinweis zur geplanten Publikation

Im Frühjahr 1999 erscheinen die Briefe der Regina Leuenberger-Sommer im Chronos Verlag Zürich. Die Publikation wird vom Museum für Kommunikation in Bern herausgegeben, dem die Nachkommen die Originalbriefe übergeben haben. Sie umfasst neben sämtlichen Briefen, die erläutert und kommentiert werden, ein ausführliches Personenverzeichnis, Illustrationen und vier wissenschaftliche Beiträge, welche die Dokumente in historische und sozio-ökonomische Zusammenhänge stellen.
Regina Leuenberger-Sommer: Ein Leben in Briefen aus Ursenbach (Arbeitstitel), ca. 300 Seiten. Subskriptionspreis (bis 31.1.99) Fr. 32.– inkl. Versand.

Johann Konrad Speisegger 1699–1781

Erbauer der ersten Orgel in Herzogenbuchsee

Walter Gfeller

Zwei Gründe führen zu der Würdigung dieses aussergewöhnlichen Orgelbauers aus dem 18. Jahrhundert: Erstens die Ausstellung «Orgeln in der Schweiz», welche 1985 unter anderem im Kornhaus Bern gezeigt wurde. Sie hat Werke von Speisegger nachdrücklich bekannt gemacht, darunter die Orgel in Vuisternens-en-Ogoz FR auf dem Plakat-Prospekt. Zweitens ein im Oktober 1995 eingegangener Hinweis, der die Betrachtungen zur ersten Orgel in Herzogenbuchsee entscheidend beeinflusst hat.

1. Lebenslauf

Johann Konrad Speisegger stammte aus Schaffhausen. Seine Lehr- und Wanderjahre absolvierte er wahrscheinlich in Rheinau. Dort hatte der in Augsburg geborene Christoph Leu 1711 die Orgel für die Benediktinerabtei zu bauen begonnen. 1726 übertrugen die Gnädigen Herren von Bern dem jüngeren Bruder Leonhard Leu den Bau der ersten nachreformatorischen Orgel im Berner Münster.[1] Der Prospekt der Münsterorgel in Bern ist später abgeändert worden, dafür hat sich der Rheinauer Prospekt mit seinen Rund- und Spitztürmen erhalten. Das Vorbild dafür ist holländischen Ursprungs und seit der Gotik nachweisbar; der gesamte Prospekt reiht sich in die süddeutsche barocke Orgellandschaft ein.[2] Die Orgel in Rheinau dürfte Speisegger auch hinsichtlich der Prospektgestaltung ein Vorbild gewesen sein, gerade weil er das etwas starre Spitzturm-Motiv mit einem eleganten Rokoko-Schwung abgewandelt hat (Abb. 2).
Speisegger musste wegen dem Orgelverbot in seiner Heimatstadt Schaffhausen auswärts arbeiten. Zentren seines Schaffens wurden Zürich, Neuenburg und Aarau, wo er bis ins hohe Alter arbeitete. Von hier aus wurde er auch zum Bau der ersten Orgel in Herzogenbuchsee berufen. Die

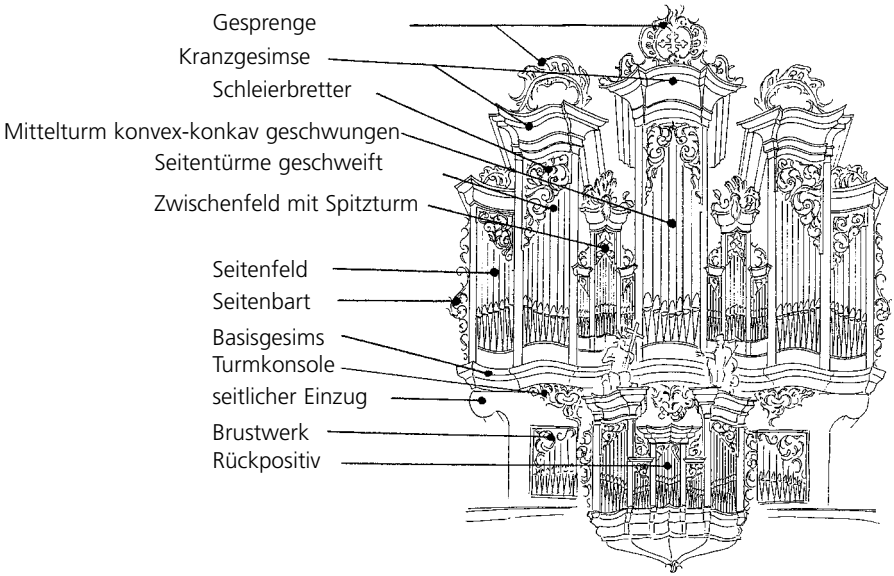
letzten zwei Lebensjahre verbrachte er wiederum in Schaffhausen, wo er als verarmter Greis starb.[3]

2. Überlieferte Orgelwerke Speiseggers

Diese Übersicht ist nicht vollständig. Trotzdem liefert sie uns ein gutes Bild der Speisegger-Orgel in Herzogenbuchsee. Wir beschränken uns daher auf Orgeln, die vom Prospekt her in die Buchser Kirche passen könnten (Temple du Bas Neuenburg sowie Lenzburg) und stellen ihnen gleichzeitig zwei in die Höhe orientierte Werke gegenüber, welche für gotische Kirchenräume konzipiert waren (Collégiale Neuenburg, jetzt Vuisternens, und Aarau). Schliesslich wird auch auf die unmittelbar nach Buchsi erbaute Orgel in Büren a.A. verwiesen – einzig erhaltenes Speisegger-Werk im heutigen Kanton Bern. Dagegen verzichten wir hier auf den Beschrieb von Hausorgeln, welche vor allem in seiner Zürcher Schaffenszeit entstanden sind.

1749 baute Speisegger für die Collégiale in *Neuenburg* eine Orgel (Abb. 3,-4), welche im 19. Jahrhundert einiger Schnitzereien beraubt und verkürzt nach Vuisternens-en-Ogoz FR versetzt wurde und seither von der Orgelbaufirma Dumas restauriert worden ist. Der eigenwillige Prospekt enthält Eigenheiten, die uns auch andernorts wieder begegnen, so etwa die seitlich konkav ausschwingenden Simse der Konvex-, also Rundtürme, oder die zu einer Spitze sanft ansteigenden Mittelfelder.[4]

1750 folgte die Orgel für den Temple du Bas in Neuenburg. Eine Abbildung von A.-L. Girardet gibt den ursprünglichen Standort 1806 wieder.[5] Der Temple hält ungefähr die Hauptmasse wie die Kirche Herzogenbuchsee. Speisegger wählte für den Prospekt dieser Orgel zwei Haupttürme, welche beidseitig kräftig flankiert und durch ein Mittelfeld verbunden sind (Abb. 5). 1818 wurde die Orgel nach St.-Immer versetzt. Eine Fotografie überliefert uns diesen interessanten Prospekt genau. Das geistige Vorbild Rheinau scheint hier im sanft angeschwungenen Mittelfeld durchzuschimmern, hat doch Speisegger die Spitze im Mittelfeld ausgeprägt gestaltet und so die Spitzturm-Idee abgewandelt. Als spätere Zutat erscheint das von Speiseggers Sohn Alexander erbaute Kronpositiv, 1752 bereits in Neuenburg eingebaut. Leider wurde die Orgel 1925 herausgerissen.[6]



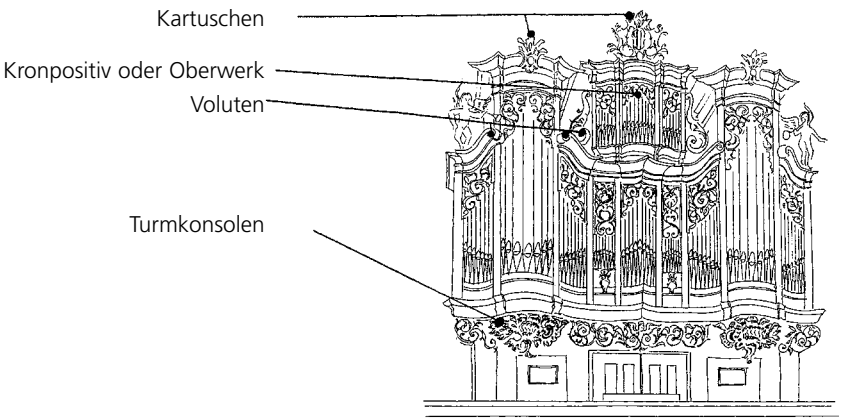


Abb. 1 Begriffe. Die unter Orgelbauern gebräuchlichen Bezeichnungen werden auf Speisegger-Orgeln angewendet.
Das Gehäuse schliesst die ganze Orgel ein; die dem Betrachter zugewandte Schauseite heisst Prospekt. Alle Zeichnungen vom Verfasser.

Von entgegengesetzter Gestalt, hoch und schlank, steht die Orgel in der Stadtkirche *Aarau* vor uns. 1728, vielleicht schon früher für die Französische Kirche in Bern gebaut, konnte die reparaturbedürftige Orgel nach Aarau verkauft werden. Die Aarauer beauftragten Speisegger, die Orgel auf dem Chorlettner wiederzuerstellen, was praktisch einem Neubau gleichkam (Abb. 6). Beim Versetzen auf die Westempore blieb das ursprüngliche Rückpositiv auf der Strecke. Der Orgelumbau 1962 bewirkte ein neues Rückpositiv, nicht mehr in den originalen, immerhin imitierenden Formen.[7]
1762 errichtete Speisegger die Orgel für die Stadtkirche *Lenzburg* (Abb. 7). Für unsere Betrachtungen ist das Instrument deshalb wertvoll, weil Spuren der alten blau-grün-roten Marmorierung zur farblichen Wiederherstellung des Gehäuses geführt haben. Zusammen mit den vergoldeten Schnitzereien ist hier eine festlich-heitere Farbenpracht wiedererstanden, die mit dem Schwung des Speisegger-Prospektes einen ausserordentlichen Akzent in den hugenottisch-nüchternen Saalbau setzen. – Die Orgel wies ursprünglich 15 Register auf. 1793 erfolgte ein Umbau durch Michael Gassler aus Koblenz: Ein neues Rückpositiv, ein zusätzliches Register und ein vergrössertes Pedal waren die Folge. Äusserlich zeigt sich das am Mittelturm des Hauptprospektes und dem Rückpositiv, beide in französischen Gehäuseformen des Stil Louis XVI., also einfacheren, strengeren Formen. Man vergleiche nur deren Blumentöpfe mit den Rokokovasen Speiseggers.[8]
Rekonstruiert man im Hauptprospekt den Mittelteil in der Formsprache Speiseggers, so kann man zu der Spitzturm-Idee Zuflucht nehmen, wie sie uns von der ehemaligen Orgel in St.-Immer nun vertraut ist. Demnach dürften Lenzburg und St.-Immer ähnlich ausgesehen haben. Diese Beobachtung merken wir uns, wenn von der Speisegger-Orgel in Herzogenbuchsee die Rede sein wird.

Mit Abstand die kleinste der hier beschriebenen Orgeln, besticht das Werk in *Büren* durch seine Einfachheit und Eleganz (Abb. 8). Speisegger baute die Orgel 1772 und zog einen in den Akten erwähnten Bildschnitzer, Niklaus Diwy von Bern, bei.[9]

Bevor Speisegger in Neuenburg die beiden grossen Orgeln baute, erstellte er eine Orgel für die Französische Kirche in *Murten,* eine «Zimmeror-

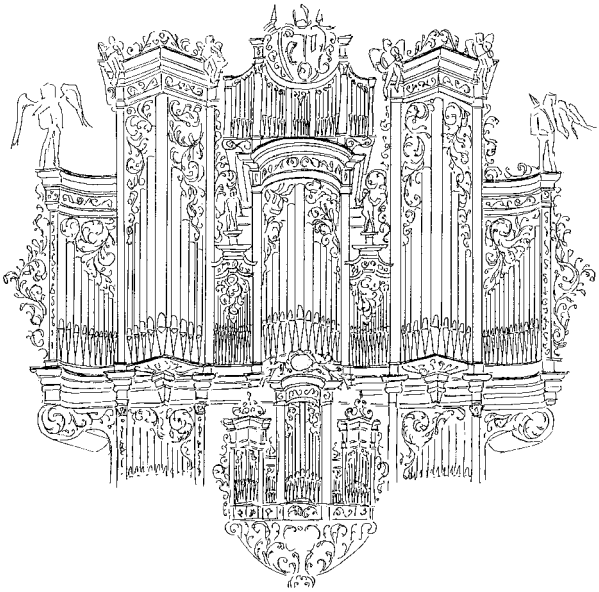


Abb. 2
Rheinau, Orgel von Speiseggers Lehrmeister Christoph Leu 1711, Zeichnung ab Foto im Katalog «Orgeln in der Schweiz».

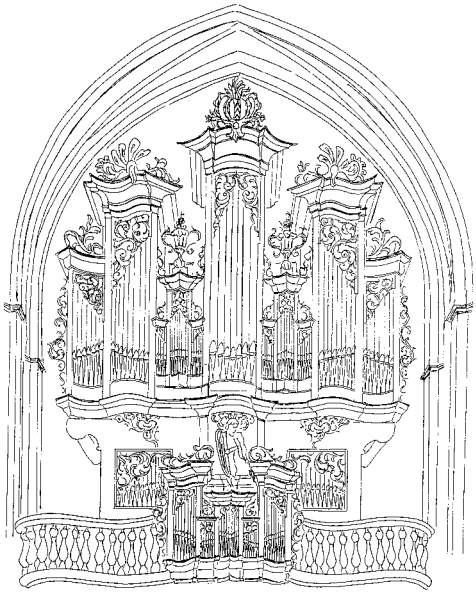


Abb. 3
Collégiale (Stiftskirche) Neuenburg, Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes ab Foto zvg. Dr. Hans Gugger.

gel», welche sich laut Kurzbeschrieb in der dortigen Kirche nun in Meyriez/Merlach in Privatbesitz befinden soll.
Von Murten aus wurde Speisegger nach *Freiburg* berufen: Für die Franziskanerkirche baute er ein neues Werk, welches gegenwärtig der Wiederherstellung harrt.

3. Verschollene Orgelwerke: Zwei Beispiele

Nach der Orgel in Lenzburg baute Speisegger in *Langnau i.E.* ein neues Werk. Nach den verschiedenen Akten aus der Bauzeit 1767 und von den Reparaturen von 1800 und 1828 ergibt sich von dieser Orgel ein so plastisches Bild, dass Gugger bemerkt: «Selten noch hatten wir so Mühe, beim Aufzählen all dieser Fakten nicht einfach herauszuplatzen und unsere Mutmassungen über das Aussehen des ersten Orgelwerkes in diesem grossen Kirchenraum preiszugeben!»[10]

Gugger rekonstruiert folgendes: Das Gehäuse besteht aus drei Türmen und zwei Mittelfeldern; ein Rückpositiv ist aktenmässig belegt. Dazu kommen Verzierungen wie «Flammen» zwischen den Pfeifenfüssen, Rocaille-Schnitzereien ähnlich derer in Büren sowie acht Keramik-Verzierungen, welche im Bernischen Historischen Museum aufbewahrt werden. Eine davon zeigt deren möglichen Standort am seitlichen Einzug des Prospektes (Abb. 9). – Die Bemalung des Orgelprospektes ist wie in Lenzburg marmoriert.

Orgel in *Brittnau:* (Boner/Buchmüller, Unsere Kirche, Brittnau 1976, S. 109) es soll sich um eine 1798 in Lenzburg gekaufte und 1732 (!) von Speisegger gebaute Orgel gehandelt haben, welche in Brittnau bis 1824 stand und durch eine andere ersetzt wurde.

4. Die Orgel in Herzogenbuchsee, heute Aesch LU

Das einzige, was wir bis vor kurzem über die erste in Buchsi gebaute Orgel wussten, sind die Kosten, aufgeführt in den Kirchmeierrechnungen. Aufgrund unserer Publikationen über Speisegger erhielten wir einen Brief samt Foto. Stiftsorganist Urs Lütolf aus Gunzwil LU schreibt dazu unter anderem:

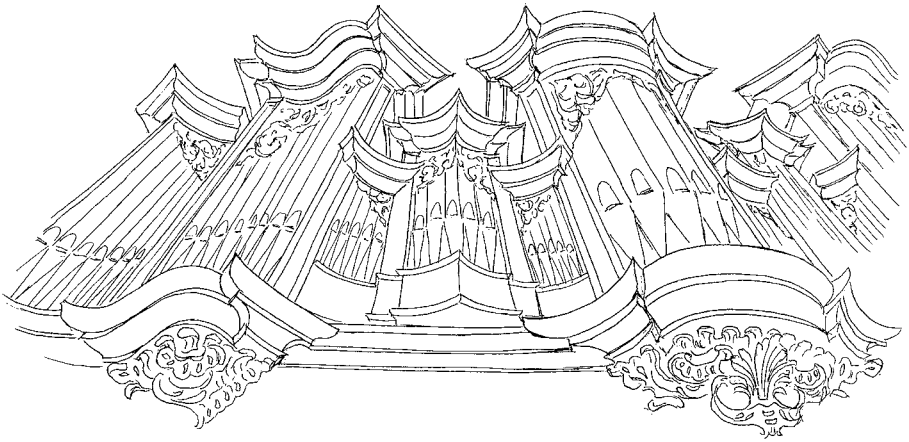


Abb. 4 Collégiale, jetzt Vuisternens-en-Ogoz FR, Gesimse.

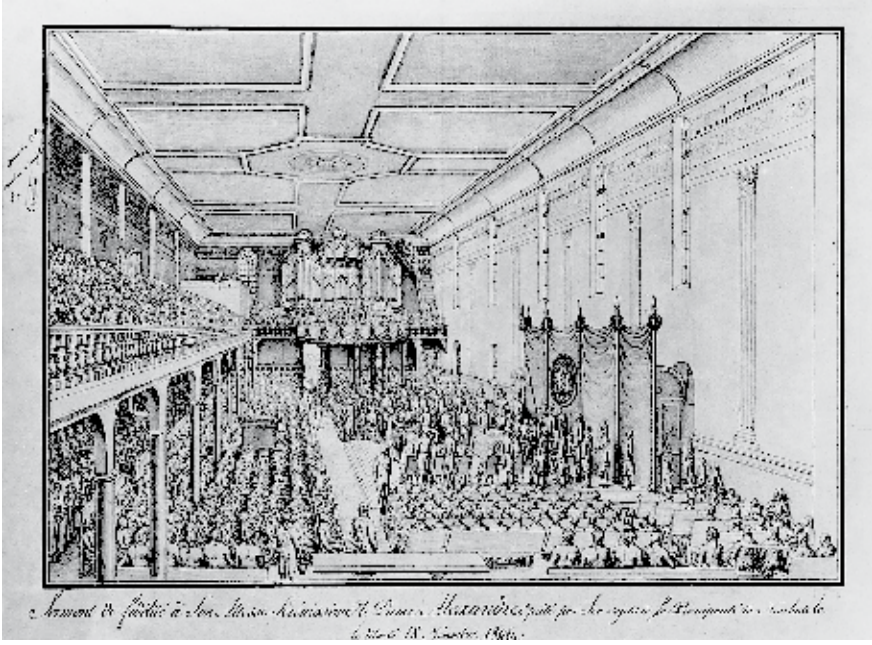


Abb. 5 Temple du Bas Neuenburg, s. Anm. 5.

«Auf einem Notizzettel machte der Orgelbauer Friedrich Goll aus Luzern ... damals einen Vorschlag für eine neue Orgel in die Kirche Aesch, der tatsächlich ausgeführt wurde. Das Gehäuse verschaffte Goll den Aeschern zum Preise des Transportes. Er baute nämlich zur gleichen Zeit (1893) eine neue grosse Orgel, das Opus 118, in Herzogenbuchsee und konnte dazu das Gehäuse von Johann Conrad Speisegger (1770) nicht mehr verwenden. So verfügt Aesch heute über einen Orgelprospekt eines der berühmtesten schweizerischen Orgelbaumeister des 18. Jahrhunderts.» – Aesch LU liegt zwischen Beromünster und Muri AG am Hallwilersee.

Damit setzt nun der tatsächlich existierende Prospekt der Speisegger-Orgel von Herzogenbuchsee unseren Betrachtungen die Krone auf und erhellt zugleich Zusammenhänge, die über hundert Jahre der Wiederentdeckung geharrt haben. Die Würdigung des Prospekts erfolgt an anderer Stelle; ein ebenfalls lebhaftes Bild ergeben nun die Kosten:

Als Währung diente die Krone zu 25 Batzen und 100 Kreuzer, kurz 1 Kr. = 25 bz. = 100 Xr. – Von 1769 bis Beginn 1772 führte Rudolf Moser die Rechnung, von da an Felix Gygax. Kirchmeier Moser ermöglichte übrigens durch einen Vorschuss die termingerechte Zahlung an Speisegger, wofür er 12 Batzen Zins erhielt. Er dürfte zwischen 12–16 Kronen (300–400 Batzen) vorgeschossen haben. Die an Speisegger geleisteten Zahlungen betragen 639 Kronen. Die Handwerkerentlöhnungen und weitere «Dekompenzen» an Speisegger erhöhen die Summe in Mosers Abrechnung auf 711 Kronen 1 Kreuzer. Sein Nachfolger Felix Gygax gibt 116 Kr. 19 bz. 2 Xr aus, macht zusammen 828 Kr. 19 bz. 3 Xr.

Aus der Abrechnung picken wir die an Speisegger geleisteten Zahlungen heraus:

1769	22. Oktober:	32 Kr.	Anzahlung
	4. Dezember:	160 Kr.	– 1. Termin
1770	1. August:	224 Kr.	– 2. Termin
	1. August:	44 Kr.	– 3. Termin Vorbezug
1771	13. Oktober:	179 Kr.	– 3. Termin Rest
	Zwischentotal:	639 Kr.	

Handwerkerarbeiten: Am 26. Dezember 1769 sind an Tischmacher Jakob Ingold 8 bz. 6 Xr. bezahlt worden, um «die Stühl in der Kirchen auszusagen». Damit sind wohl die Stühle auf der Empore gemeint. Sie mussten

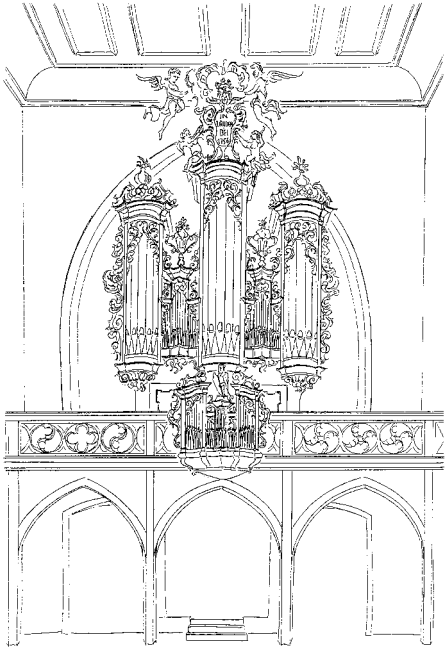


Abb. 6
Aarau, ursprünglicher Zustand auf dem Lettner, Zeichnung ab Foto zvg. Denkmalpflege Kt. Aargau, Dr. Peter Felder.

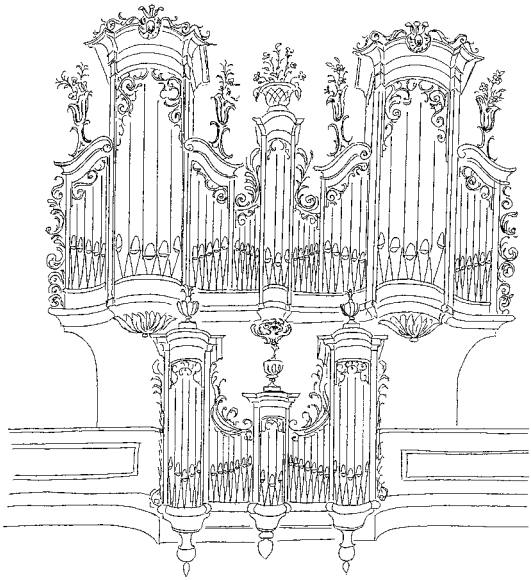


Abb. 7
Lenzburg, Ansicht heute (von der Kanzel aus). Zeichnung W. Gfeller.

der künftigen Orgel weichen. – Am 2. September 1770 erhalten der Schulmeister Felix Wyss für «Schloss und Spangen» 3 Kronen und der Schmied «Marti Born ... laut Conto No.16 2 Kr. 19 bz. 2 Xr.».
Diese Arbeiten figurieren innerhalb der Abrechnung von Rudolf Moser, deren Gesamtsumme 711 Kronen 1 Kreuzer beträgt. Mosers Nachfolger im Kirchmeieramt, Felix Gygax, weist für den Orgelneubau zusätzlich folgende Ausgaben aus:

1772	8. Mai	:	73 Kr.	15 bz.	an «Christen Fankuser Mahler für die Orgel anzustreichen und zu vergolden»
	23. August	:	3 Kr.	5 bz.	an Speisegger eine «Dekompenz»
	23. August	:	2 Kr.		an Jakob Kilchenmann für Orgelstimmen «für 27 versaumte Tag»
1773	25. Juli	:		17 bz.	an «Hans Ulrich Wyssmann den Organist für Arbeit an der Orgel»
	25. Juli	:	32 Kr.		an «Spiessegger für ihme restieden 5 n.Dupl.» (Neu-Dublonen)
1774	6. Oktober	:	5 Kr.	7 bz.	2 Xr. an Speisegger eine «Dekompenz» (Trinkgeld)
Gygax-Total		:	116 Kr.	19 bz.	2 Xr.
Moser-Total		:	711 Kr.	0 bz.	1 Xr.
Totalsumme		:	828 Kr.	19 bz.	3 Xr.

Folgt man dieser Rechnung, so liegt ein Vergleich mit den Kosten der Bürener Orgel (622 Kr. 15 bz.) nicht mehr drin. Nicht einbezogen in die Rechnung wurden die «Pensionen» der Jahre 1769–72. So kriegten zum letzten Mal ein Gehalt Ende September 1770 die «Posaunenblaser und Zinkenisten, deren waren Vier, Einem jeden pro Jahr 4 Kr. 20 bz. thut für 1769 & 1770 bis den Herbstmonat 30 Kr.»; weiter dem «Organisten per Jahr 14 Kr. für 3. Jahr 42 Kr.», und dem «Blasbalgzieher per Jahr 3 Kr. für 3. Jahr 9 Kr.». Man sieht, die Arbeit des Organisten wurde höher bewertet; man setzte in sein Spiel auch entsprechende Erwartungen.
Unterhaltskosten: Erstmals am 6. Januar 1775 ist von einer Orgelreparatur die Rede: «... an Jacob Scheidegger Creütz Wirth für Zehrung und Wein, da Herr Spiessegger die Orgel repariert ... 5 Kr. 15 bz.». Speiseggers Reparatur wird in der Rechnung nicht gesondert aufgeführt, doch

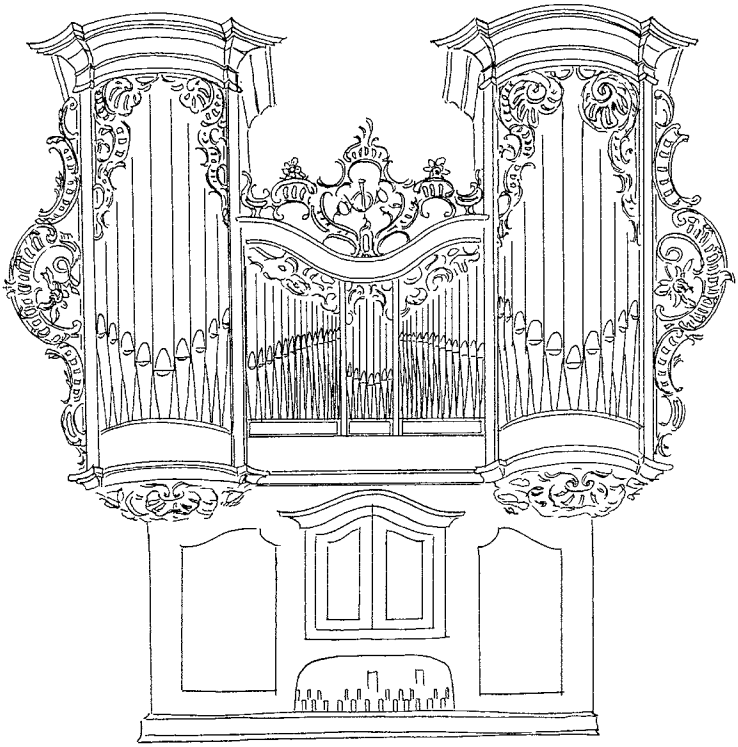


Abb. 8 Büren, Zeichnung ohne Rückpositiv von 1970.

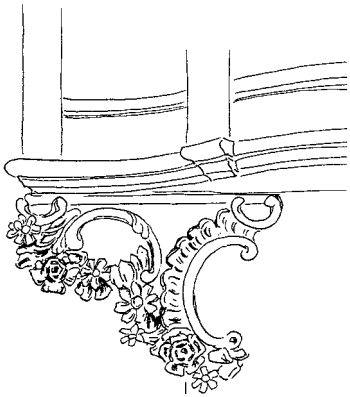


Abb. 9 Langnau, Keramikverzierung, denkbar am seitlichen Einzug.

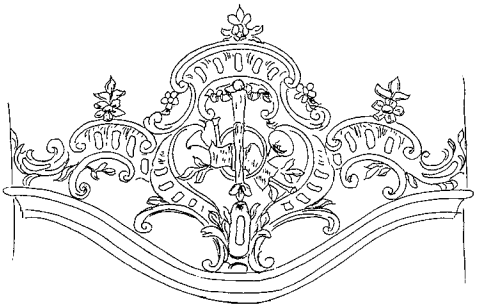


Abb. 10 Büren, Schnitzerei über dem Mittelfeld.

könnte es sich um das «Trinkgeld» vom Oktober 1774 handeln, was die Gesamtsumme des Orgelneubaus nur unwesentlich auf 823 Kr. 12 bz. 1 Xr. reduzieren würde.[11]

5. Disposition

Von den wenigen erhaltenen Dispositionen Speiseggers greifen wir diejenigen des Temple du Bas in Neuenburg (nachmals in St.-Immer)[12] und Lenzburg heraus: Beide Orgeln musste Speisegger für rechteckige Saalkirchen planen; beide Kirchen besitzen ungefähr die Grösse und die Raumverhältnisse der Buchser Kirche. Leider kann dies nicht noch mit einem Kostenvergleich unterstützt werden.

Temple du Bas, Manual:	Länge	Material	Pfeifen
1. Montre oder Principal	8 Fuss	Zinn	48
2. Prestant oder Oktave	4 Fuss	Zinn	48
3. Bourdon oder Koppel	16 Fuss	Holz	48
4. dito, beides gedackt	8 Fuss	Holz	48
5. Oktav, Flöten offen	4 Fuss	Holz	48
6. Quinte oder Nazarde	3 Fuss	Zinn	48
7. Superoktav/Doublette	2 Fuss	Zinn	48
8. Sollicional	8 Fuss	Zinn	48
9. Rohrflöten	4 Fuss	Zinn	48
10. Mixtur dreifach	2 Fuss	Zinn	48
11. Cornet fünffach	2 Fuss	Zinn	144
12. Bombarde	8 Fuss	Holz	23
Pedal:			
13. Principal, Bass offen	16 Fuss	Holz	16
14. Oktav, Bass offen	8 Fuss	Holz	16
2. Manual als Kronpositiv eingebaut durch Sohn Alexander Speisegger:			
15. Dulcian	8 Fuss	Holz	
16. Gemshorn	8 Fuss	Holz	
17. Rohrflöte	4 Fuss	Holz	
18. Prestant	4 Fuss	Holz und Zinn	
19. Doublet	2 Fuss	Zinn	

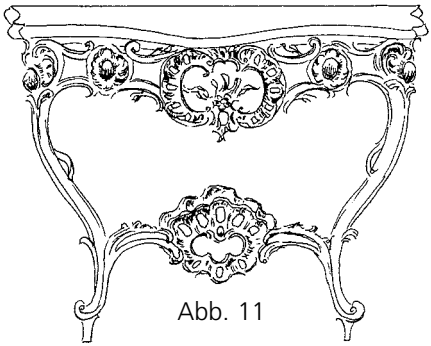


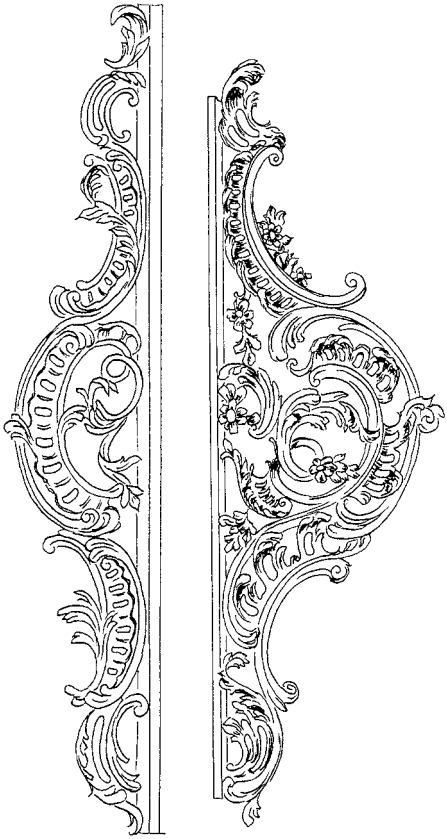
Abb. 11

Abb. 11
Konsolentisch von Matthäus Funk.

Abb. 12
Seitenbärte von Kirchberg (Niklaus Diwy) und Aarberg (Wiser); Auskunft Aarberg: Dr. Franz Bächtiger, Bern. Hist. Museum.

Abb. 13
Schnitzereien über den Pfeifenenden (Schleierbretter) in Kirchberg, Spiegel (Oberteil) aus der Werkstatt Funk.

Abb. 12



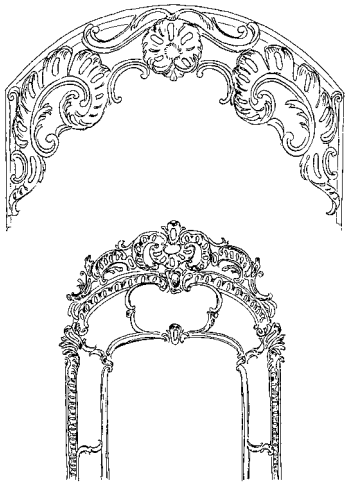


Abb. 13

Lenzburg Manual:

1. Prinzipal	8 Fuss	Zinn	48
2. Oktav	4 Fuss	Zinn	48
3. Nasat (Nazarde)	3 Fuss	Zinn	48
4. Superoktav	2 Fuss	Zinn	48
5. Quint	1½ Fuss	Zinn	48
6. Mixtur dreifach	1 Fuss	Zinn	144
7. Cornett vierfach	½ Fuss	Zinn	100
8. Cymbal zweifach	½ Fuss	Zinn	96
9. Copul	8 Fuss	Zinn	48
10. Flöte	4 Fuss	Zinn	48
11. Dulcian	8 Fuss	Zinn	48

Pedal:

12. Subbass	16 Fuss	Holz	15
13. Oktavbass	8 Fuss	Holz	15
14. Rauschbass zweifach	4 Fuss	Holz	31
15. Trompetenbass	8 Fuss	Holz	15

16. Windventil oder Epistomium, womit das ganze Werk verschlossen werden kann.

Zu den Registerbezeichnungen und Klangfarben zitieren wir aus den «Lenzburger Neujahrsblättern 1930»: «Da einige von den bevorstehenden Registerbezeichnungen heute selten oder nicht mehr vorkommen, oder auch in anderem Sinne gebraucht werden, so sei vermerkt, dass Nasat (franz. Nasard oder Nazard) eine zum Prinzipal 8 Fuss gehörende Quintstimme, Cymbal und Rauschbass gemischte Füllstimmen sind, ähnlich wie Cornett und Mixtur. Copul (Copula) entspricht ungefähr unserem Bourdon; Dulcian (älterer Name für Fagott) ist eine Zungenstimme. Das Epistonium war ein Ventil, durch das nach beendigtem Spiel der Wind aus dem Gebläse entweichen konnte.»[13]

«Die Orgel hatte also 15 klingende Register. Nach der Disposition zu schliessen, muss der Ton in vollem Werk, dem damaligen Geschmack entsprechend, sehr hell, vielleicht sogar etwas schreiend gewesen sein, doch ist bei der Beurteilung immerhin mit in Rechnung zu ziehen, dass die Pfeifen damals anders mensuriert und intoniert waren als heute, und dass namentlich der Winddruck wesentlich geringer war. Jedenfalls konnte sich

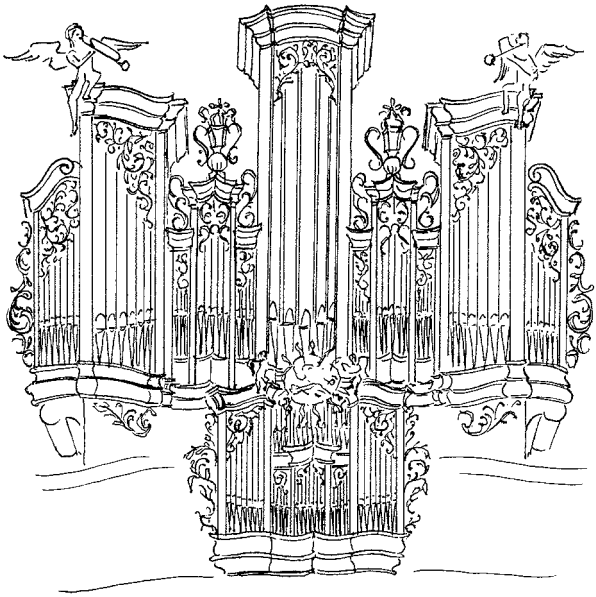


Abb. 14 Franziskanerkirche Freiburg, Rekonstruktion ab Foto, Anm. 19.

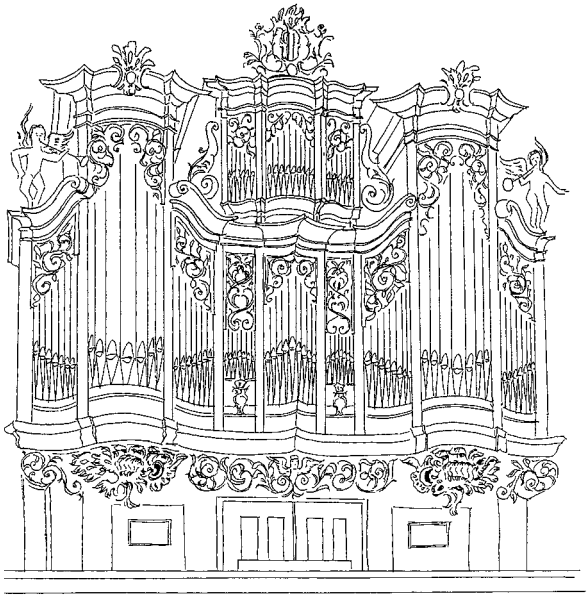


Abb. 15 St. Immer, Zeichnung ab Foto in: Gugger, S. 596, Abb. 31.

das Werk sehen lassen. ... Lenzburg besass also eine Orgel von mittlerer Grösse, die den damaligen Ansprüchen genügen mochte. Für geleistete Extraarbeit (worin diese bestanden hat, erfahren wir nicht), und da der Bau zur Zufriedenheit seiner Besteller ausgefallen war, erhielt der Orgelbauer nach Vollendung des Werkes im Juni 1763 eine Gratifikation von fünfzehn neuen Dublonen; auch sein Geselle bekam eine Dublone.»

6. Stilistische Vergleiche von Prospekten und Verzierungen

Für unsere Betrachtungen beschränken wir uns auf die eingangs erwähnten zwei Prospektaufbauten: der erste, hohe Typ findet sich in Aarau (mit zwei Türmen) und in Vuisternens-en-Ogoz (verkürzt, mit drei Türmen). Beide hohen Typen sind mit Rückpositiv bestückt. Der zweite Typ begegnet uns in St.-Immer (ursprünglich Temple du Bas Neuenburg) und in Lenzburg, je mit zwei Türmen, eingefasst mit geschwungenen Gesimsen, diese mit Voluten abgeschlossen. Das Mittelfeld wird dominiert durch eine sanft angeschwungene Spitze (St.-Immer) und dürfte so auch in Lenzburg gebaut worden sein, bevor sie durch einen kleinen Mittelturm ersetzt wurde. Speiseggers Türme erkennt man durchwegs an den konvex-konkav ausschwingenden Kranzgesimsen.
Die Verzierungen betrachten wir jedoch am Werk in Büren, welches Speisegger unmittelbar nach Herzogenbuchsee gebaut hat. Gugger schreibt: «Die Türme weisen überaus reich geschnitzte Konsolen mit Rocaillen und Akanthusblattwerk auf. Die Seitenbärte, das Gesprenge über den Pfeifenenden sowie die Bekrönung des Mittelteils bestehen aus zartem retardierendem Rokokoschnitzwerk, das fast ausschliesslich aus durchbrochenem Muschelrand gebildet und nur ganz spärlich durch Blüte und Blatt der Rose bereichert wird. Die qualitätsvolle Arbeit stammt vom Bildhauer «Divi», es muss sich um Samuel Niklaus Diwy, 1744 bis 1790, aus Bern handeln.»[14]
Die Ausführungen Guggers seien unterstrichen durch die Abbildung 10, welche das Gesprenge über dem Mittelfeld wiedergibt. Es führt als Parallele zu St.-Immer (trompetenblasende Engel) Trompete und Horn im Zentrum, durchsteckt von einem Flammenstock, durchwoben von einem Band (Spruchband?) und bekränzt mit Rosenblättern. Weitere «musikalische» Vergleiche drängen sich da auf: Musizierende Engel ziehen sich wie

Abb. 16 Aesch LU, Orgelprospekt urspr. aus Herzogenbuchsee, Foto Verfasser.

ein Leitmotiv durch die Schnitzereien unserer beschriebenen Orgelwerke. Sind es in Rheinau geigenspielende Engel, blasen sie auf den Prospekten in Freiburg und St.-Immer Trompete, so jubeln sie in Aarau, ehedem verstärkt durch die Stuck-Engel über dem Chorbogen, dem Herrn zu Lob, «IN LAUDEM DEI», wie es in der Kartusche heisst. Harfenspielende Engel (oder Davide?) standen ehedem im Mittelteil der Rückpositive in Neuenburg, Collégiale, und in Aarau (Chorlettner).
Zurück zu Büren. Von elegantem Schwung sind die Seitenbärte gestaltet. Bemerkenswert ist der Ringelschwanz am Ende der grossen C-Rocaille, als Rosenstengel veredelt.
Dass Diwy in den Akten erwähnt ist, zeugt für die Achtung, die man ihm in Büren mit einer separat aufgeführten Entlöhnung gezollt hat, mit 27 Kr. 15 bz., welche zu den an Speisegger bezahlten 595 Kr. 5 bz. dazuzurechnen sind. Nach Gugger hat Diwy auch für den Orgelbauer Samson Scherrer in Kirchberg und Kirchenthurnen gearbeitet.[15]
Der typische C-förmige Schnörkel, die Rocaille, wurde zu dem Schmuckelement im Rokoko; kein Wunder, dass sie von verschiedenen Bildschnitzern gerne angewendet wurde. Wir sehen das an den Orgeln von Hilterfingen, Yverdon, St. Ursanne und Aarberg.[16] Dort wirkte ein «Hr. (Herr) Wiser». Von ihm soll der im Bernischen Historischen Museum aufbewahrte Seitenbart stammen, welcher eine auffallende Ähnlichkeit mit Werken Diwys zeigt. Der gemeinsame Nenner für Diwy und Wiser heisst Werkstatt Funk, welche sich mit der Fabrikation kostbarer Möbel schon damals einen Namen gemacht hatte. Man kann sagen, das Erkennungs- und Gütezeichen für Mobiliar des Berner Patriziats hiess Funk; es war ein Stil, die kraftvoll-gemässigte «bernische» Variante des sonst verspielten oder auswuchernden Rokokos.[17] Warum sollte etwas von diesem Stil nicht auch auf Orgelgesprenge ausgestrahlt haben? Konsolentisch und Spiegel vertragen sich – mindestens auf einer Zeichnung – ganz gut mit Schleierbrettern und Seitenbärten (Abb. 11, 12, 13).[18]

7. Orgelsituationen

Findet sich noch eine Speisegger-Orgel am ursprünglichen Standort mit originalem Prospekt? Streng genommen trifft das auf keine der untersuchten Orgeln mehr zu. Am ehesten ist Büren mit dem Hauptprospekt

Abb. 17 Aesch, Titelseite, Foto zvg. Urs Lütolf.

allein zu nennen; das Rückpositiv wurde erst 1970 angefügt. Eine andere Orgel, welche am ursprünglichen Standort stünde, ist zur Zeit wegen Totalsanierung entfernt und für unsere Untersuchungen nicht greifbar: die Orgel in der Franziskanerkirche Freiburg. Jedoch ist ein Foto um 1900 überliefert (Abb. 14). Hauptwerk und Rückpositiv weisen auf die wenig später erstellte Orgel für die Collégiale in Neuenburg hin; die Zeichnung versucht unter Weglassung des wohl später eingesetzten Oberwerks den ursprünglichen Zustand wiederzugeben.[19] – Am Rande sei die Orgel in Brislach (Laufental) erwähnt. Frisch restauriert, in marmorierender Bemalung mit Vergoldungen, fallen die drei Pfeifentürme mit den für Speisegger typischen konkav-konvex geschwungenen Kranzgesimsen auf. Erbauer sind die Gebrüder Frantz aus Liesberg, welche auch die erste Orgel in Aesch, also die Vorgängerin der heutigen Orgel errichteten. Diese wurde 1893 eliminiert.[20]

Veränderte Standorte mit grossenteils ursprünglichem Prospekt sind in Vuisternens-en-Ogoz, Aarau (vom Lettner auf die Westempore) und in St.-Immer zu finden. Der letztgenannten Orgel hat Gugger einen Nachruf gewidmet, der auch beispielsweise für Langnau gelten könnte: «Das Gehäuse war eines der reichsten in unseren Landen. Die neunteilige Fassade des Haupt- und Pedalwerks wurde dominiert von den beiden nur wenig hervortretenden konvexen seitlichen Haupttürmen. ... Diese Haupttürme waren durch horizontale Kranzgesimse bekrönt, welche die für Speisegger-Gehäuse so typischen konkaven Seitenabschlüsse in Übereckstellung aufwiesen. In der Mitte der Fassade stand ein für den süddeutschen Spätbarock eher atypischer Spitzturm. ... Typisch süddeutsch war das konkav-konvex geschwungene Kranzgesims über den ... Seitenfeldern der grossen Türme, das sich an seinen oberen Enden zu Voluten einrollte. All die Schwingungen dieser neunteiligen Fassade machte auch das sehr kräftig ausgebildete Basisgesims mit, das durch reiche Rokokoschnitzereien gestützt wurde ...» (Abb. 15).

Gugger bekräftigt die enge Verwandtschaft von St.-Immer und Lenzburg und schliesst seine Würdigung ab: «Über dem dreiteiligen Mittelturm stand nun das fünf Jahre später hinzugefügte Kronpositiv. Auch wenn man den später hinzugefügten Teil als solchen erkannte, war er doch sehr harmonisch ins Ganze eingefügt. Trompetenblasende Engel betonten die überaus musikantische Sprache dieses herrlichen Gehäuses – Gnade seinen Henkern!»[21] – Die Orgel in Lenzburg am ursprünglichen Standort er-

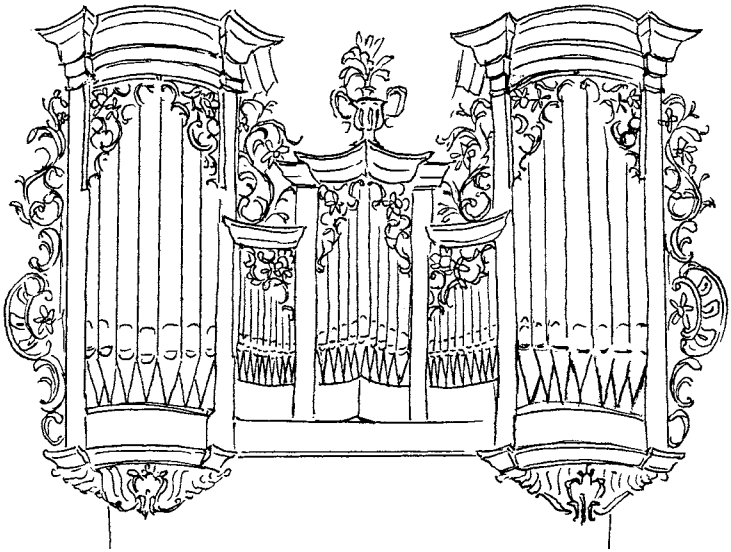


Abb. 18 Aesch, Rekonstruktion der Seitenbärte, Zeichnung ab Foto.

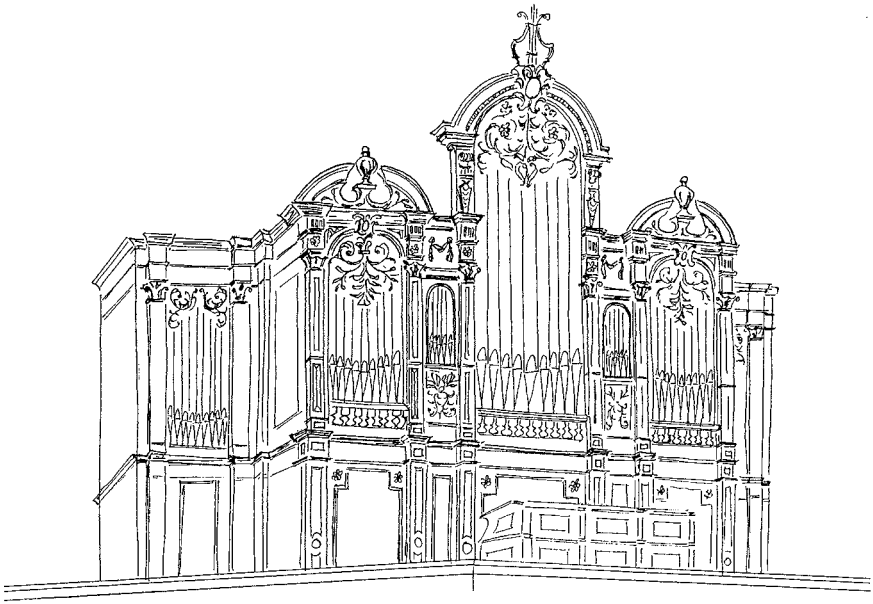


Abb. 19 Herzogenbuchsee, Goll-Prospekt, Zeichnung ab Foto s. Anm. 25.

fuhr 1793 einen Umbau durch Michael Gassler aus Koblenz, wie eingangs bereits erwähnt wurde.

8. Der Prospekt der Orgel von Herzogenbuchsee

Speisegger konzipierte seine Prospekte gleichsam als Architekt in die jeweiligen Kirchenräume: Unter einen Spitzbogen des Gewölbes in der Collégiale in Neuenburg oder dem Chorbogen über dem Lettner in Aarau. Im Temple du Bas in Neuenburg und in Lenzburg hatte er sich mit einer flachgedeckten Saalkirche auseinanderzusetzen; der Prospekt zog sich daher unweigerlich in die Breite. Das war nun auch in Herzogenbuchsee der Fall: die Kirche war mit einer Holzdecke überzogen, deren Plafond ungefähr über der ersten Schweifung der heutigen Gipsdecke lag. Dies würde auch der ursprünglichen Balkenlage des Dachstocks entsprechen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit ist die Holzdecke mit einer sogenannten Hohlkehle über den Seitenwänden eingefasst gewesen, denn die aufgemalten Zierfriese als sichtbarer Wandabschluss sind nie umgestaltet worden. Die Empore stand wie in Lenzburg auf halber Raumhöhe und wurde erst 1970 tiefergesetzt.
Der Orgelprospekt in Buchsi – das nahmen wir bis jetzt auch der Gesamtkosten wegen an – müsste ähnlich aussehen wie die ursprünglichen Prospekte in St.-Immer und Lenzburg. Der Prospekt war bemalt, die Schnitzereien vergoldet. Das Honorar an «Christen Fankuser Mahler» (Fankhauser, ein Emmentaler, hat er wohl bereits die Langnauer Orgel bemalt?) von 73 Kr. 15 bz. ist doch sehr beträchtlich. Wahrscheinlich hat Fankhauser den Buchser Orgelprospekt mit einer damals modischen Marmorierung versehen. Wie eine solche aussieht, zeigt das Werk in Lenzburg. Der Lenzburger Prospekt als Ganzes diente dem Rekonstruktionsversuch als Vorbild. Die Abbildungen der Orgel in Aesch LU zeigen jedoch eindeutig nach Büren a.A.: hier wie dort die beiden breiten Haupttürme; in Herzogenbuchsee (jetzt Aesch) verbunden mit dem typischen Spitzturm im Mittelfeld (Abb. 16). Einzig die Schnitzereien sind nicht von gleicher Hand. Der Stil derjenigen in Aesch ist noch betont im Pflanzen- und Blattwerk gehalten, ohne die Last barocken Schwulstes, während in Büren muschelartige Rocaillen dominieren (Abb. 17). – In Aesch wäre zudem nachzuprüfen, ob nicht ursprünglich noch Seitenbärte vorhanden

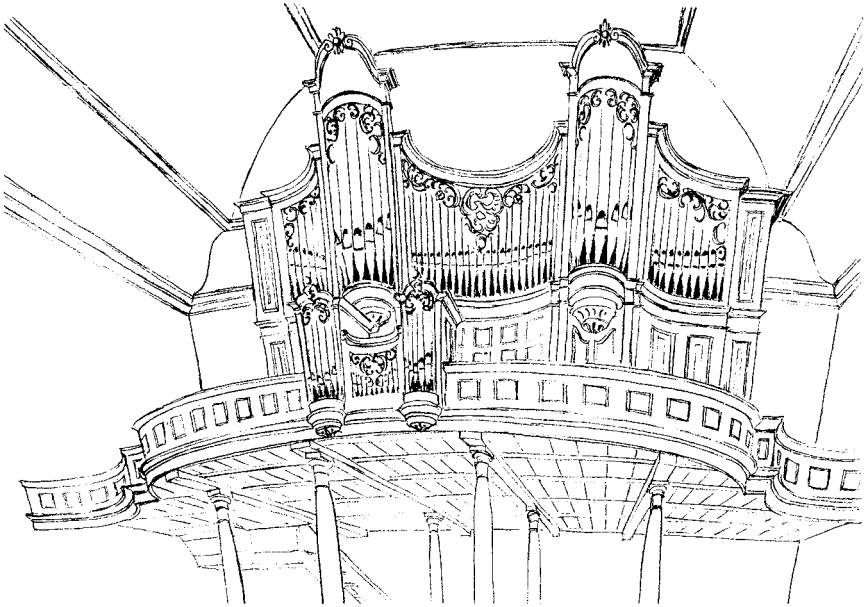


Abb. 20 Herzogenbuchsee, heutige Orgel.

Abb. 21 Herzogenbuchsee, Schnitzerei im Mittelfeld des Rückpositivs.

gewesen waren, wie sie für alle Speisegger-Prospekte typisch sind. Die heutige schwarzgraue Marmorierung des Gehäuses ist den Altären angepasst, wie Herr Wey, Architekt in Sursee, dem Verfasser bestätigte.

9. Die Nachfolgeorgeln in Herzogenbuchsee

Eine Orgel muss stets unterhalten werden, das heisst regelmässig gestimmt und von Zeit zu Zeit revidiert. Eine umfassende Revision sollte 1862 an die Hand genommen werden. «Herr Johann Weber, Vater und Sohn, Orgelbauer in Bern», legte den Kostenvoranschlag für eine Gesamtrevision von Fr. 3300.– vor. Dies war den Buchsern zu teuer. Weber devisierte drei weitere Varianten, wovon «Für die Reparation mit Inbegriff einer neuen Pedalwindlade und einer neuen Claviatur, ohne Garantie Fr. 775.–» zur Ausführung kam. Das war der Anfang vom Ende für die Speisegger-Orgel.

Der von Maria Waser im Dorfroman «Land unter Sternen» gerühmte Musiklehrer Joseph Banz, der das Buchser Musikleben in Schwung brachte, sah für die Speisegger-Orgel keine musikalische Daseinsberechtigung mehr. Durch ein Geschenk der Familie Moser konnte 1892–93 eine Orgel von Goll in Luzern gebaut werden.[22] 1893, am 17. Dezember, war es soweit: Die neue Orgel wurde mit einem Festgottesdienst und Festakt feierlich eingeweiht. Pfarrer Ludwig sparte nicht mit überschwänglichen Tönen: «... dass uns von Meisterhand ein neues, nach dem Urteil gewiegter Sachkenner und Orgelkünstler herrliches Werk, ein wahres Kleinod erstellt worden ist, und dass wir nun zum ersten Mal den Klängen dieser neuen Orgel lauschen dürfen, wie sie machtvoll und gewaltig wie der Donner des Sinai, und doch wieder zart und fein wie sanfter Harfenschlag und süsser Engelssang durch die weiten Räume unserer Kirche rauschen werden.» – Allerdings vergisst Pfarrer Ludwig die «alte» Orgel nicht ganz: «Allein auf die Dauer erwies sich die damals 1863 vorgenommene Reparatur als eine ungenügende, und wenn auch die alte Orgel in den letzten Jahren äusserlich ... sich noch ganz stattlich präsentierte, so war sie doch in ihrem Innern mehr und mehr zu einer Ruine geworden.»[23]

Die neue Goll-Orgel war ein Kind ihrer Zeit und konnte sich bis 1949 halten. Heinrich von Bergen bemerkt dazu: «Was nun passierte, darf natürlich in keiner Weise den damaligen Verantwortlichen zur Last gelegt wer-

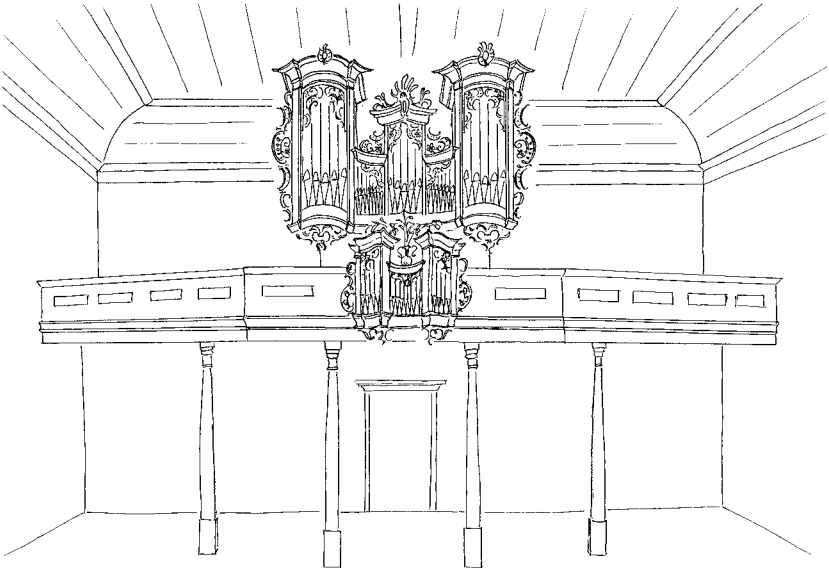


Abb. 22 Herzogenbuchsee, Rekonstruktionszeichnung 1985.

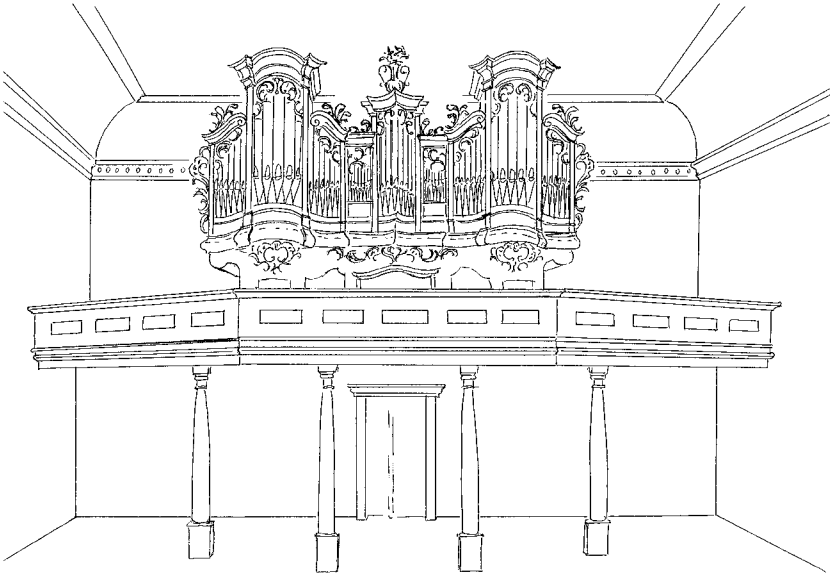


Abb. 23 Herzogenbuchsee/Lenzburg, Rekonstruktionszeichnung 1993.

den. Im Gegenteil, sie waren sehr grosszügig, handelten nach bestem Wissen und Gewissen, liessen sich gut beraten und bauten wirklich die beste Orgel, die damals zu haben war. Es ist nur schade, dass soviel Grosszügigkeit und guter Wille in eine Zeit fiel, die für den Orgelbau die schlechteste war, die es je gegeben hat. ... Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte nun einen grossen Niedergang der Orgelbaukunst. Man propagierte technische Verbesserungen, die aber nachteilige Folgen auf die Tonschönheit und die Präzision des Spiels hatten, und das alte Klangideal und die handwerklichen Traditionen gingen verloren. Man versuchte auf der Orgel das romantische Orchester zu imitieren, wo alles auf Klangverschmelzung, Klangstärke und die Möglichkeit des Crescendo und Diminuendo ausgerichtet ist.»[24]

Zum Prospekt der Goll-Orgel ist zu sagen, dass er in seinen Neurenaissance-Formen eine gewisse Vornehmheit ausstrahlte, also seine Wirkung auf die Buchser von damals nicht verfehlte.[25] Er ist in einem guten Foto erhalten (Abb.-19).

Schon bald genügte die Goll-Orgel den abermals gewandelten, sich wieder am barocken Klang orientierenden Vorstellungen nicht mehr. 1949 wurde das heutige Instrument vorerst noch ohne Rückpositiv gebaut. Die alte eckige Empore wurde durch die bestehende geschweifte ersetzt. 1970 fand der letzte grössere Umbau statt. Die Firma Orgelbau Genf gab dem Instrument die heutige Form.[26] Wieder dominieren, wie zu Speiseggers Zeiten, zwei Pfeifentürme den Prospekt. Jetzt wurde auch die Empore abgesenkt und ein Rückpositiv angefügt (Abb. 20).

Durch den neubarocken Prospekt und die Emporenrundungen ist ein Spiel, ein Ineinandergreifen von konvexen und konkaven Linien entstanden, das sich bei jedem Schritt, den man im Kirchenraum macht, verändert. Zum Schwung der jetzigen Orgelsituation gehört die ebenfalls 1970 abgeänderte Decke. Den hervorragenden Gesamteindruck verstärken die vom einheimischen Holzbildhauer Hans Zobrist angefertigten Schnitzereien in Rokoko-Manier. Es wird ein später Anklang zum Prospekt von Büren spürbar. Eine Zeichnung möge als kleine Würdigung diesem einfühlenden Kunsthandwerker zugedacht sein (Abb. 21).

Verlassen wir den hellen Barocksaal der Kirche Herzogenbuchsee durch den Westeingang, bestaunen wir das kunstvolle Schmiedeeisengitter mit goldverzierten Blattranken im Oberlicht; betrachten wir den von einem Mansartdach geschützten Eingang, so wird uns die stilistische Einheit der

Kirche auch hier gegenwärtig. Harmonisch fügt sich das Gebäude mit dem Walmdach in die Dorfdächer ein. Einer Harmonie im Innern der Kirche entspricht eine Harmonie der Umgebung der Kirche, die, vollkommen zu Zeiten der Speisegger-Orgel, noch heute nicht verloren ist.

Anmerkungen

Die vorliegende Arbeit ist nicht denkbar ohne die Zuhilfenahme des Standardwerkes «Die bernischen Orgeln» von Dr. h.c. Hans Gugger, herausgegeben im Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Band 61 und 62 1977/78. Es wird im folgenden als GUGGER zitiert.

1 GUGGER, S. 96ff.
2 GUGGER, S. 582. – MUENGER FRITZ, Schweizer Orgeln, Bern 1973, S. 26, Abb. 22. Katalog zur Ausstellung «Orgeln in der Schweiz», Bern 1985, S. 30, 33.
3 GIRARD ALFRED in: Musik und Gottesdienst, Zeitschrift für evangelische Kirchenmusik, Zürich 1964, Heft 2 S. 52.
4 GIRARD, S. 57 – Katalog «Orgeln in der Schweiz», S. 48. – Kurzbeschrieb an der Orgel in Vuisternens-en-Ogoz.
5 GERMANN GEORG, Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz Zürich 1963, S. 137 (Zeichnung von A.-L. Girardet, Staatsarchiv Neuenburg, Foto von Fernand Perret).
6 GUGGER, S. 462.
7 GUGGER, S. 182.
8 BRAUN E. in: Lenzburger Neujahrsblätter 1930, S. 40ff.
9 GUGGER, S. 210ff.
10 GUGGER, S. 341ff.
11 Kirchmeierrechnungen Herzogenbuchsee 1769–1775. – GUGGER, S. 297ff.
12 GIRARD, S. 55f.
13 BRAUN, S. 43f.
14 GUGGER, S. 212.
15 GUGGER, S. 326.
16 GUGGER, S. 607, 610, 606.
17 VON FISCHER HERMANN, Die Kunsthandwerkerfamilie Funk, Bern 1961, S. 70 (Spiegel).
18 Katalog zur Berner Antiqitätenausstellung, Bern 1978, (Konsolentisch von Matthäus Funk).
19 GIRARD, S. 55. – Mündliche Mitteilung P. Otho Raymann, Franziskanerkloster Freiburg.
20-Hinweise von Werner Minnig, Urs Lütolf, Hans Gugger. – Kunstführer durch die Schweiz 3, Büchler Bern, 1982, S. 651.

21 Gugger, S. 463f.
22 Von Bergen Heinrich, Zweihundert Jahre Orgeln und Organisten in Herzogenbuchsee, in: Berner Volkszeitung, 25. Juni 1971.
23 Ludwig G. in: Einweihungsfeier für die neue Orgel am 17. Dezember 1893, Festpredigt, Privatdruck.
24 Von Bergen Heinrich.
25 Roth Otto, Foto des Goll-Prospektes in: Henzi Hans, Die Kirche der Bergpredigt, Herzogenbuchsee 1978, S. 42.
26 Von Bergen Heinrich.

Nachwort und Dank

Eine erste Fassung schrieb ich 1985 mit dem Untertitel: «Zeichnerische Auseinandersetzung mit Werken des Erbauers der ersten Orgel in Herzogenbuchsee – sowie deren Nachfolgeinstrumenten».
Ein Bild der als verschollen geglaubten Orgel von Herzogenbuchsee entwarf bereits 1970 der damalige Organist Heinrich von Bergen, indem er auf den Prospekt der Orgel in Amsoldingen hinwies. Das mag für die Grösse des Instrumentes (1 Manual, 1 Pedal) und für die Prospektgestaltung in fünf Teilen (3 Türme, 2 Zwischenfelder) gelten. 1985 versuchte ich, einen fünfteiligen Speisegger-Prospekt nachzugestalten (Abb. 22). Er sieht den Prospekten von Aesch und Büren ähnlich; mit ein bisschen Vorstellungsvermögen darf man sich an einen Rekonstruktionsversuch wagen. Das versuchte ich in einer weiteren Fassung 1993, als ich vom Modell der Orgel in Lenzburg ausging (Abb. 23). Das ist zwar widerlegt; zugleich dient jedoch diese Rekonstruktion zusammen mit dem Vorbild von St. Immer, den Hauptprospekt in Lenzburg in der Speiseggerschen Formensprache wiederzugeben.
Während und nach jener Fassung erhielt ich Ergänzungen und Berichtigungen, welche den vorliegenden Bericht wesentlich mitgeprägt haben. Speziell gedankt sei den Herren Dr. h.c. Hans Gugger, Dr. Georg Germann, Dr. Franz Bächtiger, Dr. Peter Felder, Pater Otho Raymann, Werner Minnig und Heinrich von Bergen sowie Urs Lütolf, welcher mich auf den noch vorhandenen Speisegger-Prospekt in Aesch hingewiesen hat.

Albert Roth de Markus 1861–1927

Simon Kuert

Eine Annäherung

Im Osten, hinter dem Chor der Madiswiler Kirche befindet sich ein Grabstein, welcher mich bereits in meinen ersten Madiswiler Jahren neugierig machte. Es finden sich drei Namen auf ihm:
1. Albert Roth de Markus – 1861–1927
2. Alexandra Roth de Markus – 1861–1937
3. Laetitia Roth – 1890–1951

Bei einem Rundgang um die Kirche erinnert sich ein betagter Madiswiler noch an den Mann, der da mit seiner Frau und seiner Tochter auf dem Kirchhof begraben liegt: «Wir kannten ihn als Herrn Direktor Roth. Als kleine Kinder beobachteten wir, wie er oben im Zielacker 1912 die grosse Villa bauen liess. Er nahm am Dorfleben wenig teil. Wir hörten, dass er sich mit Filmen auseinandersetzt und Musikstücke komponieren soll.» Die Begegnung am Grab dieses «Herrn Direktors» machte mich neugierig.

Als ich das Buch «1200-Jahre-Madiswil» erarbeitete,[1] bekam ich eines Tages einen Telefonanruf aus dem Aargau. Ein Forscher war auf der Suche nach frühen Schweizerfilmen auf Madiswil, besonders auf einen *Albert Roth de Markus* gestossen.[2] Ob ich wisse, dass dieser zu Beginn des Jahrhunderts geplant habe, in Madiswil ein kleines «Hollywood» entstehen zu lassen? Dieser Hinweis aus dem Aargau machte mich nun noch neugieriger.

Durch einen Zufall vernahm ich, dass die jüngste Tochter von Albert Roth in Neuenburg hochbetagt allein in einer Wohnung lebt. Bald war mein Entschluss gefasst. Ich wollte sie besuchen und etwas vernehmen von diesem Madiswiler, der hier mit seiner Frau und einer seiner Töchter hinter der Kirche ruht. Ich wollte wissen, wer er war, der geheimnisvolle Herr

Abb. 1 Das Grab
hinter der Madiswiler Kirche.

Direktor Roth, der in Madiswil eine Schweizerische Filmfabrik mit Filmaufnahmestudios einrichten wollte.
An einem schönen Wintertag klingelte ich in dem grossen Mietshaus an der Route Bouvier in Neuenburg bei Mirjam Gerber. Ich hatte meinen Besuch angekündigt. Eine gepflegte, zierliche Frau empfing mich sichtlich gerührt. Ich spürte ihre Freude über den Besuch aus dem Dorf, wo sie ihre Jugend verbracht hatte. Sie hiess mich in der guten Stube Platz zu nehmen. Hier deutete manches darauf hin, dass diese Frau aus einer Künstlerfamilie stammen musste: Das Klavier, der Notenständer, die Geige auf dem Klavier... Musik, das hat in dieser Familie eine wichtig Rolle gespielt! In der Stube über dem Klavier bemerkte ich auch ein für das kleine Zimmer überdimensioniertes Ölgemälde.
Das Portrait des Vaters. Albert Roth. Eine gepflegte Erscheinung im grauen Anzug. Der charakteristische Schnauz prägt das Gesicht, und das zurückgekämmte Haar lässt eine hohe Stirn erscheinen. Mirjam Gerber

Abb. 2 Portrait von Albert Roth.

Abb. 3 Vevey um 1900.

sieht meine Blicke auf das Bild: «Mein Vater – ich habe ihn sehr verehrt und er hat uns Kinder sehr geliebt.»
Auf dem Tisch hat die Gastgeberin einige Gegenstände ausgebreitet. Auch ein Kassettengerät ist bereit. Sie, die früher Sängerin war, möchte mir ein Lied abspielen, welches der Vater für sie komponiert hat: «Je pense à toi»[3] – heisst es. Leider funktioniert das alte Gerät nicht mehr und ich muss mir von der Melodie durch das Summen der betagten Frau eine Vorstellung machen.
Zu den übrigen Dokumenten auf dem Tisch meint sie: «Es ist nur noch weniges, das ich von meinem Vater besitze. Manches ist bei Umzügen verlorengegangen, einiges befindet sich in Vevey, im Museum, anderes in der Landesbibliothek.»
Unter den bei ihr vorhandenen Dokumenten finde ich auch eine Broschüre, die 1911 zur Eröffnung des Theaters Lumen in Lausanne erschienen ist.[4] «Hier ist das Leben meines Vaters dargestellt, bis zum Jahre 1911, der Biograph Pierre Amiguet war ein Freund von ihm.» Mit Hilfe dieser Darstellung vertiefen wir uns gemeinsam in die bewegte Lebensgeschichte.

Der Aufstieg des Musikers

Albert Roth wurde 1861 in Vevey geboren. Seine Eltern stammten aus dem Bernbiet (in Niederbipp heimatberechtigt).[5] Bereits während seiner Schulzeit war die Musik seine Leidenschaft. Seine Lehrer spürten das Talent und ermunterten die Eltern, ihn ein Instrument spielen zu lassen. Er nahm Klavierunterricht und begann sich mit dem Instrument zu befassen, mit dem er es zu grosser Meisterschaft bringen sollte: Der Zither. Alberts Traum, sich bereits nach der Schule voll der Musik widmen zu dürfen, erfüllte sich nicht. Die Eltern erwarteten einen sogenannt bürgerlichen Beruf.
«Die Eltern hatten wenig Vertrauen in die Zukunft eines Künstlers. Sie zogen es vor, dem Kind ein nützlicheres Werkzeug in die Hände zu geben als ein Geigenbogen oder eine Flöte.»[6] Der Jüngling fand in der Filiale der waadtländischen Kantonalbank in Vevey eine Lehrstelle. Während der Lehre intensivierte sich die Auseinandersetzung mit der Musik, vor allem mit dem Zitherspiel: «Albert Roth widmete sich leidenschaftlich diesem

ALBERT ROTH'S

im Druck erschienene Werke.

Für Klavier.

Op. 53. Violettes Polka
„ „ „ „ (4händig)
„ 50. Ouverture (4händig) (Hannover)
„ 44. Le Soir (Am Abend) 2. Aufl.
„ 27. Chèvre-feuille. Gavotte (Dresden)
„ 55. Paraphrase sur une romance russe
„ 59. Fior dei Monti (Echo vom Gebirge) (Hannover)
„ 32. Saxonia-Marsch (Dresden)
„ 23. Abendgedanken am Tegernsee (Dresden)
„ 22. Nocturne (2. Auflage)
„ 73. Abends an der Langeten. Nocturne
„ 104. A la vôtre! Fantaisie brill.
„ 26. Alexandre. Marsch
„ 122. Te Souviens-tu? Nocturne
„ 147. Calvaire d'amour. Russischer Zigeuner-Walzer (47. Auflage)
„ 78. Aubade à l'aimée. Ständchen
„ 171. Pro Patria. Marsch
„ 127. Veli-Velo. Marsch

Für Gesang und Klavier.

Op. 101. Dans les bois. (Paris)
„ 30. Lorsque souffe la brise. Barcarolle
„ 115. Je pense à toi
„ 108. Je sais des yeux. (Die Augensterne)
„ 164. La route
„ 157. S'Lychtli (Le petit cortège)
„ 167. Résurection
„ 168. En Passant
„ 169. La chanson de celle qui attend
„ 166. Tout passe (Nach Jahren)
„ 165. Mon Dieu, pourquoi?

Für Orchester, Harmonie- oder Blechmusik

Op. 50. Ouverture, für Orchester (Hannover)
„ 23. Abendgedanken am Tegernsee. Für Orchester (Dresden)
„ 23. Abendgedanken am Tegernsee (Pistonsolo u. Orch.) (Dresden)
„ 53. Violettes Polka. Für Orchester pizzicato
„ 55. Paraphrase sur une romance. russe, Orchester
„ 59. Fior dei Monti. Orch. (Hannov.)
Op. 44. Le Soir (Am Abend) Str.-Orch.
„ 73. Abends an der Langeten. Orch.
„ 112. Sous la Pergola. Sérénade. Orch.
„ 27. Chèvre-feuille. Gavotte. Orch. (Dresden)
„ 78. Aubade à l'aimée. Orchester
„ 171. Pro Patria. Marsch. Harmonie- oder Blechmusik

Verschiedenes

Op. 112. Sous la Pergola. Sérénade (Violine und Klavier)
„ 134. L'oiseau moqueur (Xylophon, Flöte und Klavier)
„ 124. Carneval de Venise (Xylophon und Klavier)
„ 34. Méthode de Xylophone
„ 34a Xylophon-Schule
„ 34b New Xylophon Tutor (Englisch)
„ 34c Metodo per Silofono (Italienisch)
„ 53. Violettes Polka (Xyloph. u. Orch.)
„ 53. Violettes Polka (Xylophon und Harmonie- oder Blechmusik)
„ 144. Lise (Jungfer Lieschen) Polka (Xylophon und Klavier)
„ 144. Lise (Jungfer Lieschen) Polka (Xylophon und Orchester)
„ 144. Lise (Jungfer Lieschen) Polka (Xyloph. u. Harm. od. Blech-Mus.)
„ 142. Prends garde à toi (Nimm dich in Acht) Polka (Xyloph. u. Klav.)
„ 142. Prends garde à toi (Xyl. u. Orch.)
„ 142. Prends garde à toi (Xylophon und Harmonie- od. Blechmusik)

Theater

La Noël Humaine. 2 Akte mit Gesang und Musik (Paris)
O ma Patrie. 2 Akt. m. Ges. u. Mus. „
Le maréchal. 1 Akt mit Ges. u. Musik
„ Textbuch
„ Partitur
„ Stimmenauszug
Le Tablier. 1 Akt. Komisch
L'ardent-Brasier. 1 Akt. Komisch
Qui trop embrasse. 1 Akt. Komisch
Die Titanic. Dram. Dichtung m. Musik
Le Titanic. (Französische Ausgabe)
Lumen. Dramatischer Prolog
L'âme de la forêt. (Die Seele d. Waldes) Dram. Dichtung. 1 Akt. (Preisgekrönt)

Abb. 4 Kompositionen Roths.

Instrument. Auf ihm wurde er zu einem mutigen Meister und erlangte bald eine seltene Virtuosität.»[7]

Mit dem Bestehen der Banklehre in der Geburtsstadt hatte Albert zunächst die Erwartungen der Eltern erfüllt. Er fühlte sich nun frei, den Traum Musiker zu werden, in die Tat umzusetzen. So entschloss er sich, in München Musik zu studieren. In Wien setzte er seine Studien fort. Hier trat er erstmals auch literarisch hervor, als Feuilletonist der Musikzeitschrift «Troubadour».

Nach dem Erwerb dieser soliden musikalischen Grundausbildung fand Roth den Weg zurück nach Vevey. Nicht zum Geld in der Bank – vielmehr zur Musik in der Musikschule. Roth wurde Musiklehrer in Vevey.

«Per artem probam ad lumen» – hiess seine Devise und so veranstaltete er als junger Mann noch in den Jahren 1880–1885 Konzerte und Konferenzen und begann auch selber zu komponieren. Zudem weitete er seine literarische Tätigkeit aus. Als perfektem Bilingue standen ihm dazu auch Zeitschriftenredaktionen der Deutschschweiz offen. Erzählungen, musikalische Betrachtungen und Kritiken erschienen zahlreich in Fachzeitschriften im In- und Ausland. Als 25jähriger verfasste er eine Schule zum Erlernen des Xylophons – die erste, die für dieses Instrument geschrieben wurde. Sie wurde in vier Sprachen übersetzt.[8]

Das Jahr 1886 wurde ein besonderes Jahr für Albert Roth. Vom bekannten russischen Violoncellisten und Komponisten Karl Julijewitsch Dawydow[9] erhielt er einen Ruf nach St.-Petersburg. Dawydow war Direktor des dortigen Konservatoriums und Vertrauter am kaiserlichen Hof. Dort wurden verschiedene seiner Werke aufgeführt und Roth wurde als Anerkennung dafür nicht nur die Mitgliedschaft bei der «Ritterschaft des St. Georgordens» zugedacht. Er machte dort auch die Bekanntschaft zu Alexandra de Markus, der Tochter einer Hofdame am Zarenhof. Sie wurde später seine Frau.

«Die Familie meiner Mutter war eine begüterte, adelige Familie in St. Petersburg» – meint Mirjam Gerber zur Bekanntschaft des Vaters mit der Mutter. «Meine Grossmutter besass Landgüter und erhielt eine regelmässige Pension vom Zaren.» Albert war froh, später auf dieses Geld zurückgreifen zu können als er daran ging, seine grossen kulturellen Projekte am Genfersee und im Oberaargau zu verwirklichen.

In der Zwischenzeit entwickelte sich die Musikszene auch in der Westschweiz. Besonders in Genf unter dem Dirigenten und Komponisten Emi-

le Jacques-Dalcroze. Dieser hatte die «Société du Nouvel orchestre» gegründet und eines der ersten Werke, welche dieses Orchester aufführte, stammte aus der Feder Roths: «Ouverture symphonique».[10] Der Erfolg war gross. Der Musikkritiker im Journal de Genève schrieb: «Diese Ouverture bezeugt eine grosse Geschicklichkeit und ihre Ausarbeitung ist sehr interessant.»[11] Die Tribune de Genève urteilte: «Es ist eine sehr lehrreiche Ouverture, mit einer sehr interessanten Ausarbeitung, mit einer ungezwungenen, wenig gewöhnlichen Ausführung.»[12]
Durch diesen Erfolg ermutigt, versuchte sich Roth auch mit Operettenmusik. 1887 führte das Stadttheater Bern seine Operette «Jungfer Lieschen»[13] auf. Sie wurde vom Publikum allerdings unterschiedlich aufgenommen. Die Folge war eine grosse Polemik in der Presse, unter welcher Albert Roth litt. Sie veranlasste ihn, künftig auf Operettenkompositionen zu verzichten. Seine Musik und seine Texte fanden offenere Ohren und Herzen in der Westschweiz und in Frankreich. Im Jahr des Misserfolges von Bern erfolgte in Paris die Ernennung zum Ehrenmitglied der «Académie Littéraire et Musicale de France». Auch gewann er Preise für Kompositionen in Rouen, Nantes und Oran (Algerien). 1889 führte der Musiker in Vevey zum ersten Mal Abonnementskonzerte ein und die Vifiser Bevölkerung bekam anlässlich dieser Veranstaltungen neben seinen Kompositionen auch diejenigen junger französischer Musiker zu hören. Es folgten nun Jahre, in denen sich Roth auch neben der musikalischen Bühne zu profilieren begann.

Der Verleger

Aus eigener Erfahrung wusste Albert Roth, wie schwierig es war, für eigene Kompositionen einen Drucker und einen Verleger zu finden. So reifte in ihm der Gedanke, eine eigene Druckerei zu gründen. Er rief 1889 die graphische Anstalt Vevey ins Leben. Sie wurde bald zu einer der grössten in der Schweiz. Verlegerisch bedeutsam wurde sein «catalogue mensuel de toutes les publications musicales de France, Belgique et Suisse»[14] – ein umfassendes, periodisch erscheinendes Verzeichnis über alle musikalischen Neuerscheinungen. Eine Neuheit für die welsche Schweiz war auch «Le Noël romand» – eine illustrierte Schrift, die 1891 herauskam und bedeutsam wurde, weil der damals ausserhalb Genfs noch wenig be-

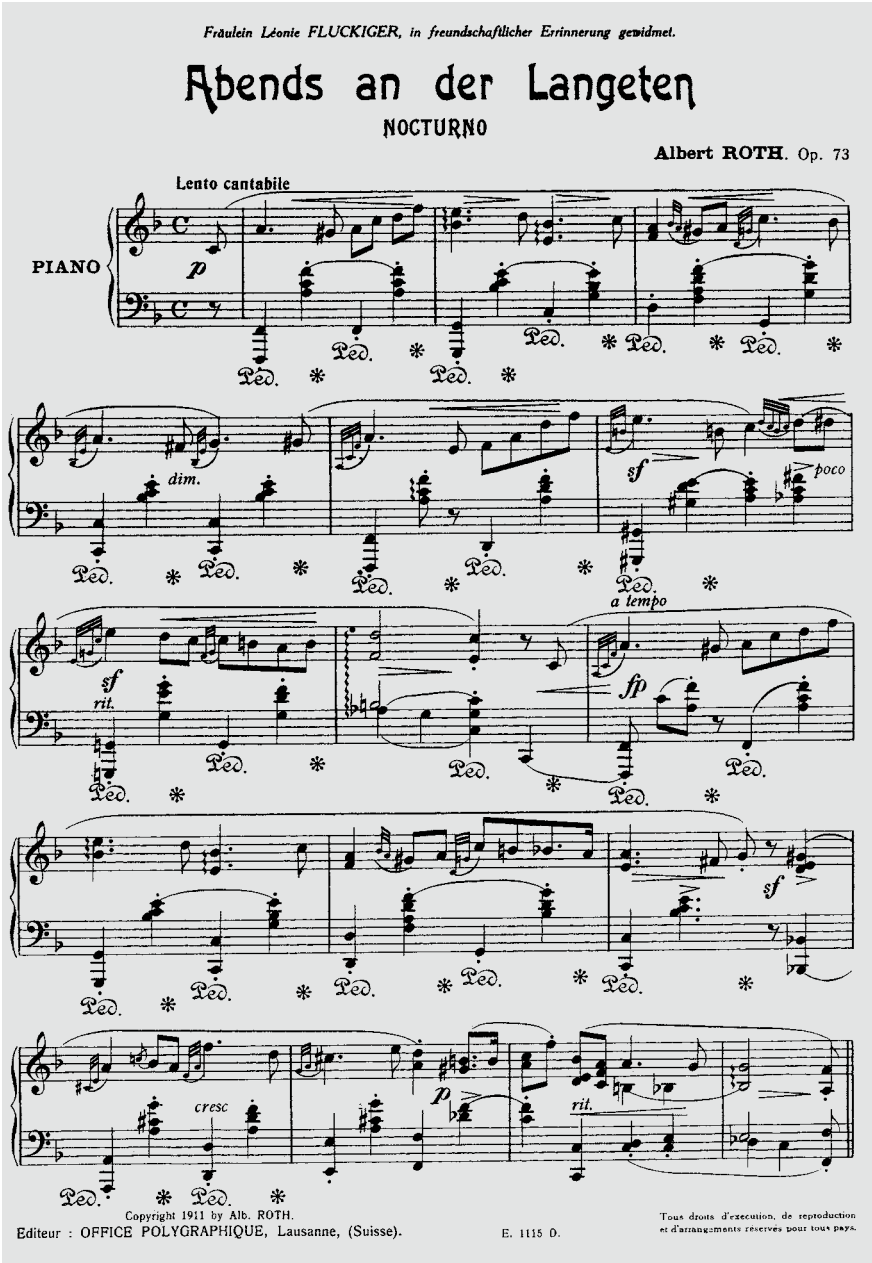


Abb. 5 Abends an der Langeten.

kannte Jacques Dalcroze[15] darin seine «Refrains belletriens» und «Chansons romands» veröffentlichen konnte. «Man hat vorher in der Schweiz kaum Besseres gesehen», sagte die Revue vom 24. Dezember 1891, «man hatte vielleicht noch gar nie etwas Ähnliches gemacht».[16]

Nicht alle verlegerischen Projekte waren von Erfolg gekrönt. So erschien 1891 die erste Ausgabe der Tageszeitung «Journal de Vevey». Bereits nach drei Jahren musste Roth die Herausgabe dieser Zeitung aufgeben. Sie fand als kulturell ausgerichtete Tageszeitung das nötige Publikum nicht und konnte sich gegen das bereits existierende «Feuille d'Avis de Vevey» nicht behaupten.

Auch die Herausgabe der vierzehntäglich erscheinenden «La Suisse romande illustrée» wurde bereits nach wenigen Jahren aufgegeben. Nicht dass diese Illustrierte keinen Erfolg gehabt hätte. «Diese Zeitschrift, sehr gut gemacht, ist wohl das erste künstlerische Periodikum bezüglich Text und Aufmachung»[17], urteilt Amiguet. Doch waren es persönliche, nicht näher bekannte Gründe, welche die Zeitschrift eingehen liessen. Nachfolgezeitschrift wurde schliesslich die in Genf erscheinende «La Patrie suisse».

Von längerer Dauer war die Publikation des «Journal de Zermatt», welches er in einer von ihm in Zermatt gegründeten Druckerei verlegte. Dort entstanden auch einige originelle und praktische Fremdenführer[18] für das Walliser Dorf und dessen Umgebung. «Mein Vater liebte die Berge. Er liebte das Matterhorn und immer wieder zog es uns im Sommer nach Zermatt», erzählt Mirjam Gerber.

Nach einem Aufenthalt in Deutschland, wo sich Albert Roth über Neuerungen im graphischen Gewerbe informierte, erfand er ein neuartiges Dreifarbendruckverfahren, das er 1901 erstmals für den offiziellen Katalog der Kantonsausstellung in Vevey verwendete.[19]

Neben der intensivierten verlegerischen Tätigkeit und neben seinen vielfältigen musikalischen Aktivitäten versuchte sich Roth auch immer wieder literarisch. Z.B. schrieb er 1903 zwei kurze Theaterstücke «O ma Patrie, Fantasie patriotique vaudoise en un acte et un tableau»[20] und «La Noël humaine», einen Zweiakter. Das erste der beiden Stücke ist eine Ode an die Schönheiten seiner Heimat, an die idyllischen Weinbaudörfer am Genfersee, an die Savoyer Berge jenseits des Sees und an die wunderschönen Seepromenaden mit den Denkmälern von Zeugen der Waadtländischen Geschichte, etwa desjenigen von Major Davel in Ouchy. Die patriotische

Fantasie spiegelt trefflich die Mentalität der Menschen an dem Gestade des Genfersees und es verwundert nicht, dass das Büchlein dreimal neu aufgelegt werden musste.
Musik und Literatur – beides waren traditionelle Bereiche der kulturellen Bildung. Neu im Vormarsch waren die Photographie und der Film. Dass Roth als innovative Persönlichkeit bald deren Möglichkeiten erkannte, ist nicht verwunderlich. Bereits um 1900 hielt er mit einem eigens entwickelten Projektionsapparat Vorträge zu Lichtbildern, die er auf seinen Wanderungen um Zermatt gemacht hatte.
Die neu aufkommenden visuellen Möglichkeiten in der Bildung wollte Roth nutzen. In der Photographie und im Film sah er grosse Entwicklungsmöglichkeiten. Wie verschiedene Bäche in einem Tal einem grösseren Gewässer zustreben, so strebten die vielfältigen Aktivitäten Roths auf verschiedenen Gebieten zu einer Vereinigung in einem grossen Projekt. Und dieses Projekt war das grosse Theaterkino «Lumen» in Lausanne.

Abb. 6 Grand Pont in Lausanne, nach dem Umbau.

ÉTABLISSEMENT FONCIÈREMENT SUISSE

THÉATRE LUMEN — GRAND-PONT — LAUSANNE

Directeur-Propriétaire : A. ROTH - de MARKUS

Tous les jours : Matinée dès 3 à 6 heures (samedi et dimanche, dès 2 à 6 h.
Grand spectacle à 8 ½ heures du soir.

GRAND

SPECTACLE DU SOIR

— ORCHESTRE FRANÇAIS —

sous la direction de

M. Robert PARSY, 1er prix des Conservatoires de Paris et de Bruxelles
ex-violon solo des Concerts Lamoureux.

Au piano : **Mme LENORMAND,** de l'Olympia d'Alger.

PROGRAMME

PREMIÈRE PARTIE

1. *Orchestre.*

2. **Par le trou de la serrure.** *Scène comique américaine.*

3. **PATHÉ-JOURNAL.**

4.
5.
6.
7. **Un papillon se brûla les ailes.....**

Grand roman
de la vie de cirque
joué par la célèbre artiste américaine **Fern Andra.**

8. **Actualités et Journal de Guerre.**

Abb. 7 Programmauszug aus dem Kino Lumen.

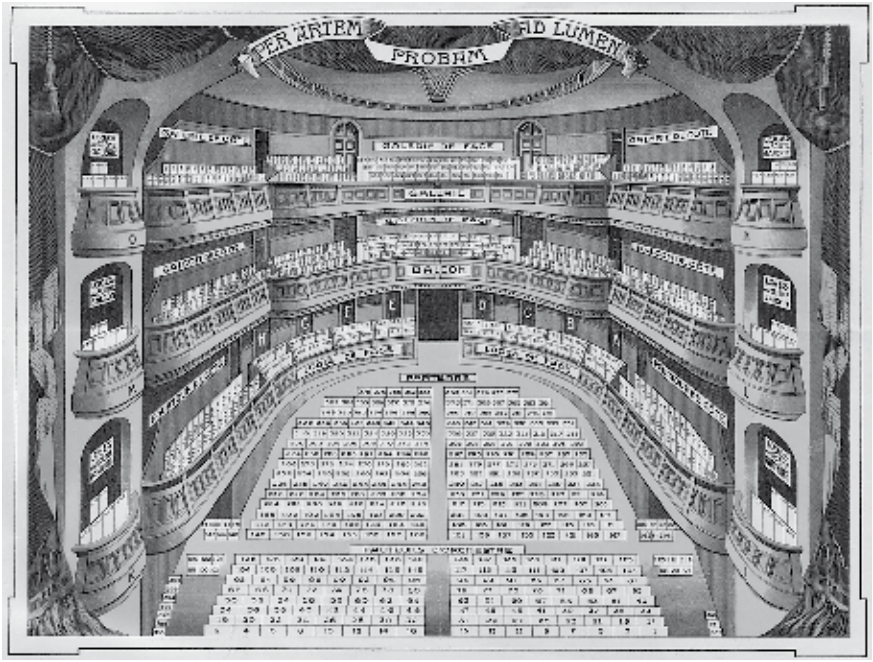


Abb. 8 Die imposante Innenansicht des neuen Kinos Lumen in Lausanne.

Das Theaterkino Lumen in Lausanne

Um 1908 übernahm Albert Roth das Theaterkino beim Grand Pont in der Waadtländer Metropole. Hier schuf er sich ein Forum, um seinen Ideen international zum Durchbruch zu verhelfen: Kurse und Seminare, Theateraufführungen, Lichtbildervorträge, Filmvorführungen – all das sollte zur Bildung der Bevölkerung im Kino Lumen verwirklicht werden. «M. Albert Roth-de Markus eröffnete am 21. März 1908 das Theater Lumen, eine bescheidene Konstruktion, angebaut an den Grand Pont», schrieben die Zeitungen 1908.

Mit Genugtuung sah Roth, wie durch die Eröffnung dieses noch bescheidenen Forums das Interesse in der Stadt an der Kultur wuchs. Vor allem auch im Filmbereich. So entwickelte er bald zusammen mit einem renommierten Architekten, M. Edmond Quillet, «ein beweglicher und intelligenter Architekt, welcher während neun Jahren in Paris ausgebildet

wurde»[21], die Pläne für eine Erweiterung des Theaterkinos in Lausanne. Es sollte mit über 1000 Plätzen zum grössten der ganzen Schweiz werden.
Dazu war der Umbau des Quartiers um die Grand Pont notwendig. Der Plan verwirklichte sich 1911. In diesem Jahr konnte das neue Theaterkino Lumen eingeweiht werden.
Der Musiker, Literat, Journalist und Verleger hatte hier den Ort gefunden, wo er seine Ideen umsetzen konnte. Schon ein Jahr zuvor – 1910 – wurde er aufgrund seiner Verdienste im musischen und verlegerischen Bereich von der französischen Regierung zum «Officier de l'Académie française»[22] ernannt. Es war der Höhepunkt in seiner Karriere. Roth plante nun täglich zwei verschiedene Vorführungen in seinem Theaterkino. Die Aufführungen waren sowohl am Nachmittag wie am Abend eine Mischung von Orchestermusik, Bühnendramatik, politischer Bildung und Film. Der abgebildete Programmauszug aus dem Jahre 1916 vermittelt einen Eindruck dieser Aufführungen im «Lumen» (vgl. Abb.-7).
Wie Roth bereits in Vevey für seine Abonnementskonzerte eigene Musik komponiert hatte, wollte er nun auch für die Vorstellungen im neuen Theaterkino eigene Beiträge beisteuern. Vor allem in der in den Anfängen steckenden Filmproduktion sah er neue Entwicklungsmöglichkeiten. So sah Roth sich bald nach einem Ort um, wo er selber Filme drehen konnte, die dann den Weg zum städtischen Publikum finden sollten.

Die erste schweizerische Filmfabrik in Madiswil

Madiswil war neben Zermatt der Ort, wo die Familie die Ferien verbrachte. «Bereits in der Lausanner Zeit weilten wir im Sommer oft im Ferienhaus in Madiswil. Im Oberdorf hatten wir eine Wohnung von Gottlieb Hasler gemietet. Zudem pflegte mein Vater seine Beziehungen zu seinen Verwandten auf dem Hubel», erinnert sich Mirjam Gerber. «Schon bevor ich die Schule besuchte, begleitete ich den Vater zu Filmaufnahmen. Ein Film vom Höibeeri-Ässet oder von einem Aarefest um 1910 sind mir noch in Erinnerung – gerne möchte ich diese Filme wieder einmal sehen.»
1912 liess Albert Roth sein Haus auf dem Zielacker bauen. Ein Haus mit 14 Zimmern. Hier wollte er eine Filmfabrik einrichten.[23] Frau Gerber erzählt über die Filmaktivitäten des Vaters: «Er richtete Entwicklungslaboratorien, elektrische und hydraulische Anlagen, Filmlager, Künstlerwoh-

Abb. 9 Das neue Haus im Zielacker in Madiswil.

nungen und Verwaltungsbüros ein. Er plante Garagen für verschiedene Autos, welche die Schauspieler und Kameraleute von Drehort zu Drehort transportieren sollten.»
Weiter kaufte Roth Land für Dreharbeiten im Freien und plante in einem Kilometer Entfernung ein «Aufnahme-Theater» – ein riesiges Glashaus. Auch wollte er «spezielle Käfige und Gehege zur Aufnahme jener wilden Tiere bauen, die in jenen Stücken zu spielen haben werden, in denen man die prähistorische Zeit unseres Landes wieder aufleben lassen will».
Albert Roth hatte in Madiswil also Grosses vor. Er wollte hier Filme «von höchster Güte» drehen. Landschaftsfilme, Industrieaufnahmen, wissenschaftliche Filme, historische Filme aber auch dramatische Stücke. Er gründete eine Aktiengesellschaft und seine zu Fr. 250.– ausgegebenen Aktien sollen bald im In- und Ausland für Fr. 1200.– gehandelt worden

sein. Dem Medium Film gehört die Zukunft – so dachten viele. Nun wurde in Madiswil gearbeitet. Nicht nur an Drehbüchern und an der Vorbereitung von Spielfilmen. Die «Etablissements Lumen» beschäftigten sich auch mit der Herstellung und dem Verkauf von Kameras, Projektionsapparaten und Entwicklungsverfahren.

Im September 1913 wagte sich Albert Roth an das Drehen des ersten Spielfilms in Madiswil. «Roulez tambours...» (Trommelwirbel) nannte er sein Projekt. Es sollte ein Kostümfilm werden, mit Szenen aus der Schweizergeschichte. «Wohlbekannte Künstler» kamen nach Madiswil und drehten erste Szenen. Gemäss einer in Paris erscheinenden Fachzeitschrift haben ausländische Produzenten in Madiswil den Dreharbeiten beigewohnt und sich bereit erklärt, den Monumentalfilm mitzufinanzieren.

2000–3000 Statisten wollte Albert Roth in seinem Film einsetzen. Er beabsichtigte, diese unter der Dorfbevölkerung des Oberaargaus zu rekrutieren. Die «Komplexität dieser riesigen Historienbildung» zwang Roth, seine Dreharbeiten immer wieder hinauszuzögern.

Mirjam Gerber meint kritisch zu diesen Vorhaben: «Mein Vater war ein Idealist, oft auch etwas ein Phantast – er hatte zuviele Pläne im Kopf um alles, was er wollte, verwirklichen zu können.» Zudem stand der Ausbruch des Ersten Weltkrieges vor der Tür. Als überzeugter Pazifist stand der Filmpionier auf der Seite Frankreichs und er stellte sein Kino in den Dienst antideutscher Propaganda. Das erboste viele in der Deutschschweiz. Auch in Madiswil. So musste Roth seine Pläne mit dem «Hollywood der Schweiz» hinausschieben. Für weitere Filme suchte er deshalb eine neue technische Infrastruktur und fand sie in Palermo (Italien). Doch nicht für lange Zeit. 1915 trat Italien in den Krieg gegen das österreichisch-ungarische Reich ein und eröffnete ein Jahr später die Feindseligkeiten gegen Deutschland. Inmitten dieser Kriegswirren verkaufte Roth das Kino «Lumen» in Lausanne und zog sich mit seiner Familie nach Madiswil zurück. Zwar dachte er an weitere Produktionen im Oberaargau. Sein Gesundheitszustand hinderte ihn vorerst daran. Mirjam Gerber erinnert sich aber, wie in Madiswil weiter kleinere Filme entstanden sind – u.a. ein Film über den Rübensonntag. Leider sind diese bald 100jährigen Filme auch nach intensiven Suchbemühungen nicht mehr auffindbar.

Roth erhielt mit seinen grossen Projekten nun noch einen weiteren, entscheidenden Rückschlag. Als Hofdame am Zarenhof hatte die Schwiegermutter Roths eine regelmässige Pension und besass auch Vermögen und

Abb. 10 Visitenkarte der Filmfabrik.

Güter in Petersburg. Von diesen Einkünften profitierten auch die Tochter und die Familie – bis 1917 die Oktoberrevolution in Russland alles veränderte. Sie versetzte dem nun in Madiswil sesshaft gewordenen Roth einen harten Schlag. Das Vermögen der Familie seiner Frau wurde von den Bolschewisten konfisziert, die Pensionen eingestellt, und der Pionier des Schweizer Films war über Nacht ein armer Mann. Mit den bescheidenen Mitteln, die er noch hatte, war an eine Fortführung seiner filmischen Projekte nicht zu denken. Im Zielacker komponierte er und widmete sich der literarischen Tätigkeit.

Mirjam Gerber weiss zu berichten, wie Roth in Madiswil regelmässig den grossen Garten besorgte und auch Zeit für die Familie hatte. So komponierte er z.B. Lieder für seine Kinder, wie jenes «Je pense à toi», welches mir die betagte Frau vorspielen wollte. Für seine Tochter Elisabeth, die Schauspielerin, entwarf er die dramatische Dichtung «Die Titanic» für «Deklamation, mit Musik und Lichtszenerie»[24]. Am 23. Februar 1922 notierte «Der Unter-Emmentaler» in den lokalen Meldungen: «Für seine Dramatische Dichtung in einem Aufzuge und Musik: ‹Die Seele des Waldes›, erhielt soeben unser Mitbürger Herr Albert Roth in Madiswil, ein erstes Ehren-Diplom von der französischen ‹Académie des Jeux Floraux de Provence›.»[25]

Neben dramatischen Dichtungen und Kompositionen verwirklichte Roth auch kleinere Filmprojekte. So entstand um 1920 ein Film über Tuberkulose, welchen er im Herbst 1921 im Mohren-Saal in Huttwil dem Publikum anlässlich von 7 Vorstellungen vorführte.[26] Mirjam Gerber erzählt aus dieser Zeit von ausgedehnten Spaziergängen mit dem Vater, über die Hochwacht hinüber nach Melchnau, wo er den befreundeten Arzt Dr. Braun besuchte. Im Dorf selber lebte Roth zurückgezogen. Einzig zu Pfar-

rer Hopf[27] hatte er einen guten Kontakt. Pfarrer Hopf hat offensichtlich für das undogmatische, freie und idealistische Denken Roths viel Sympathie aufgebracht. Es entstand eine Beziehung, die die Madiswiler Zeit Hopfs überdauerte. Nicht der damalige Dorfpfarrer Peter Barth, vielmehr Walter Hopf war es, welcher 1927 auch die Abschiedsfeier von Albert Roth in Langenthal gestaltete.
Ganz ohne Spuren blieb allerdings das Wirken Roths im Dorfleben nicht. Hie und da engagierte er sich in der örtlichen Kulturorganisation, der «Wochengesellschaft». «Die Mitarbeit ist in einer feinen, ja äusserst diskreten Art erfolgt – viele haben sie nicht beachtet oder nicht verstanden...»[28]

Das letzte Projekt: Das Kino Rex in Huttwil

Der nun im Oberaargau sesshaft gewordene Albert Roth plante hier keineswegs einen gemütlichen Lebensabend. Auch wenn seine Gesundheit angeschlagen war, auch wenn er das grosse Projekt eines «Hollywoods im Oberaargau» aus finanziellen Gründen begraben musste – dennoch reiften in ihm immer wieder neue Pläne.
Als Idealist glaubte er an das Gute, er glaubte, den Menschen zum Guten erziehen zu können. Seine jüngste Tochter weiss von Gesprächen des Vaters mit Pfarrer Hopf auf seinen Wanderungen durch den Oberaargau zu berichten. Da war auch von der aufkommenden dialektischen Theologie die Rede. Sie musste Roth, seinem idealistischen Menschenbild, zutiefst fremd vorgekommen sein. Er sah den Menschen nicht als «Nichts», als ganz auf das «ganz andere» Angewiesener seinen Weg gehen. Nein, Roth glaubte entgegen dem theologischen Zeitgeist mit Lessing an die Erziehung des Menschengeschlechts. Er wollte mit seinen Projekten immer wieder «höchsterreichbare Ziele auf moralischem, intellektuellem und künstlerischem Gebiete» erreichen. Er hoffte diese Ziele auch im Oberaargau in einem «Kultur- und Bildungszentrum» verwirklichen zu können. Ähnlich wie er es am Genfersee versucht hatte, in Lausanne mit dem Theaterkino «Lumen».
Dazu kaufte er in Huttwil das Restaurant Krone mit seinem grossen Saal. Nach seinen Vorstellungen entwarf Architekt Emil Schär von Langenthal die Pläne für den Umbau dieses Gebäudekomplexes zu einem «Theater» und «Lichtspiel».

Huttwil hatte zu dieser Zeit (1923) bereits eine mehrjährige Kinotradition. Seit 1890 wurden vor allem im Mohrensaal erste Filme vorgeführt. In der Anfangszeit des Filmes reisten Produzenten und Verleiher mit ihren Vorführgeräten von Ort zu Ort und machten in einem geeigneten Saal die Bevölkerung mit dem neuen Medium vertraut. Fest eingerichtete Lichtspiele waren nur an grösseren Orten anzutreffen.[29] In Huttwil gab in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, in den Jahren 1890–1913 vor allem, der Kinematograph «Wallenda» seine Gastspiele.[30]

Im neuen Lichtspieltheater erhielt das mobile Kino in Huttwil nun seinen festen Platz. Gross wurde die Eröffnung in der Lokalzeitung angekündigt: «Ein Schweiz. Musterunternehmen für Zerstreuung und Belehrung von Jung und Alt, unter besonderer Berücksichtigung höherer Moral- und Kunstansprüche des intellektuellen Publikums.»[31] Und im Vorwort der Eröffnungsbroschüre, in der Roth sich und sein Werk vorstellte, versprach er nicht nur dem «intellektuellen Publikum» vielmehr der gesamten ländlichen Bevölkerung des Städtchens und der umliegenden Gemeinden neue geistige und materielle Impulse: «Wir glauben nicht zu weit zu sehen, wenn wir behaupten, dass die Eröffnung der Huttwiler Lichtspiele eine bedeutungsreiche Stufe der raschen, intellektuellen und gewerblichen Entwicklung des Unter-Emmentaler Städtchens bedeutet. Der ständige Betrieb des Unternehmens wird manche Änderung in die jetzigen Verhältnisse bringen, aber nach einigen kurzen Schwankungen muss, wenn nicht alles trügt, eine Stabilisierung stattfinden, die ohne weiteres das öffentliche Leben fördern wird. In unserer arbeitsamen Bevölkerung steckt eine latente, ungeahnt starke Expansionskraft, welcher nur die günstige Gelegenheit geboten werden muss, um zum segensreichen Ausbruch zu kommen.»[32]

Eine realistische und idealistische Einschätzung zugleich. Einerseits spürt Roth, dass sein Unternehmen im Städtchen zu «kurzen Schwankungen» führen kann. Er meint damit wohl die Opposition der vielen Vereine, die sich in ihren Bemühungen um eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung durch das Unternehmen konkurrenziert sehen. Andererseits befürchtet er, dass religiöse Kreise im Kino und in der zu starken Betonung des Erziehungsgedankens einen «Abfall von Gott» sehen könnten. Doch Roth glaubt, dass sich diese Schwankungen überwinden lassen und sein Werk sich durchsetzen wird. Denn: «Arbeit zeitigt Arbeit, Tätigkeit fördert Tätigkeit, Leben bringt Leben.»[33]

Abb. 11 Huttwil um 1920.

Konfrontiert mit den Gedanken des Vorwortes der Eröffnungsbroschüre meint seine Tochter heute: «Bei meinem Vater siegte immer wieder der Idealist über den Realisten.» Dass diese Einschätzung richtig ist, sollte sich bald zeigen.

Vorerst präsentierte er seine Vorstellungen mit einem vielseitigen Eröffnungsprogramm. «Wohl an die 300 Personen hatten der sehr zuvorkommenden Einladung zur Eröffnung der Unter-Emmentaler Lichtspiele am Freitagabend Folge gegeben. Fällt schon der äussere Bau der Anlage vorteilhaft auf, so machte der Eingang sowie der Garderoberaum durch das schöne Arrangement auf die Besucher den besten Eindruck, wie musste der im griechischen Stil gehaltene Musentempel der künstlerischen und gediegenen Ausstaffierung bei allen Bewunderung hervorrufen. Bestuhlung, Beleuchtung und Ventilation bieten dem Publikum die grösstmögliche Bequemlichkeit» – so schrieb der Korrespondent des «Unter-Emmentalers» über die Eröffnung.[34]

Die Filme, welche bei der Eröffnung dem Publikum vorgestellt wurden, kamen unterschiedlich an. Es scheint, dass die vom Klavierspiel Roths begleitete Burleske von Charlot, «Ein Hunde Leben» nicht «bei allen Besuchern Beifall ausgelöst hat». Hingegen gefiel der Schweizer Singfilm

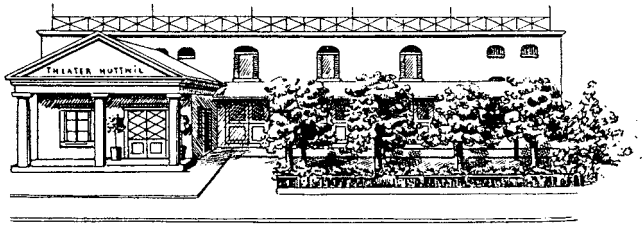


Abb.12 Zeichnung des neuen Huttwiler Kinos.

«Almrausch und Edelweiss» mit der Jodler-Königin Marta Reubi. Der Film von Robert Flaherty über das entbehrungsreiche Leben der Eskimos «Nanouk» schloss das Gala-Programm.
Beeindruckt hat offenbar Roths Konzept, Gastwirtschaft und Kinokultur zu verbinden. Der Korrespondent meint dazu: «In der Pause besuchten viele die neu angelegte, heimelige Burestube, die in direkter Verbindung mit dem Theater-Saal steht. Wem sollte es hier nicht gefallen in diesem molligen Lokale; ganz sicher wird diese heimelige Burestube in Bälde eine starke Frequenz aufweisen.»[35]
Fast euphorisch meldete der Berichterstatter über die Eröffnungsgala zum Schluss: «Und wahrlich, wenn das hohe Ziel, das sich der Gründer und Leiter gesteckt hat, voll und ganz innehält, woran wir nicht zweifeln, so wird dieses Unternehmen sowohl auf das intellektuelle und künstlerische Leben der Bevölkerung der engen und weiteren Talschaft von bedeutendem Einfluss sein.»[36]
Konnte Roth diese hochgesteckten Ziele erreichen? Er bemühte sich regelmässig um ein attraktives Kinoprogramm. Es gelang ihm tatsächlich, die erfolgreichsten Filme der Zeit in das Landstädtchen zu holen.[37] Er wusste diese auch regelmässig in der Lokalzeitung entsprechend anzuzeigen und verfasste im Textteil ausführliche Vorschauen auf die Filme. Etwa über den Film «Der letzte Mohikaner», welcher im November 1924 in Huttwil zu sehen war: «Wer erinnert sich nicht mit freudigem Gefühl der schönen, von Enthusiasmus sprudelnden Stunden, als wir James Fenimoor Cooper's ‹Lederstrumpf› lasen? Und heute noch, trotz dem so stark ergreifenden Modernismus, vibrieren noch unsere Jungen, wenn sie sich in ‹Der letzte Mohikaner›, ‹Falkenauge›, ‹Die Prärie› vertiefen und dabei alles um sie her vergessen?... Bei Jung und Alt wird die Freude gleich

13

THEATER HUTTWIL

Freitag, den 5. Oktober 1923, abends 8 Uhr
Samstag, den 6. Oktober, nachmittags 2 Uhr und abends 8 Uhr
Sonntag, den 7. Oktober, nachmittags 2 Uhr und abends 8 Uhr.

Gala-Programm
der
Unter-Emmentaler Lichtspiele

(Für Kinder, nachmittags, bewilligt.)

EIN HUNDE LEBEN
Burleske in 3 Akten
gespielt von CHARLOT, dem König der Tollheit.

Almrausch und Edelweiß
Schweizer Singfilm mit der Jodler-Königin
MARTA REUBI.

Schweiz.-Kino-Zeitung.

Pause.

NANOUK DER ESKIMOS
Wunderwerk der Kinematographie in 6 Akten.

Preise der Plätze:

Erster Platz Fr. 2.20, **zweiter Platz** Fr. 1.60, **dritter Platz** Fr. 1.10, inklusive Billetsteuer. — **Kinder** halbe Preise (nur nachmittags).
Billetsvorverkauf für alle Vorstellungen (Tel. 124) jeden Spieltag ab 1 Uhr, an der Kasse.
Auto-Park gegenüber dem Theater, Garage Lanz. **(Platz für 50 Wagen).**
Garderobe im Theater. — **Velopark** links dem Gasthof zur Krone.

Rauchen verboten! **Rauchen verboten!**

Besuchet die heimelige Burestube in direkter Verbindung mit dem Theater-Saal.

THEATER HUTTWIL

Abb. 13 Programm der Eröffnungsgala.

Weihnachts-Preisausschreiben

der

Unter-Emmentaler Schuljugend.

Die Direktion der Lichtspiele Huttwil eröffnet **unter der Schuljugend des Unter-Emmentales ein Preisausschreiben**, an welchem alle schulpflichtigen Kinder **kostenlos** teilnehmen können.

Die Aufgabe ist folgende:

Einen kurzen, drei Quartseiten nicht übersteigenden, Aufsatz zu schreiben über diese Frage:

„Welche Eindrücke hat mir der in den Lichtspielen" „vorgeführte Film Mutter hinterlassen?"

Die Aufsätze sind bis zum 28. Dezember der Direktion der Lichtspiele einzusenden. — Es werden **eine größere Anzahl Preise**, bestehend aus Bargeld, Bücher, Autofahrten, Naschsachen 2c. den besten Arbeiten zugewiesen. — Die Resultate des Preisausschreibens werden veröffentlicht.

Eine spezielle Vorstellung des Films Mutter, für alle diejenigen, die an der Konkurrenz Teil zu nehmen gedenken, findet zum sehr ermäßigten Einheitspreise von 30 Cts. Samstag den 22. Dezember, nachmittags 2 Uhr, statt.

Abb. 14 Preisausschreiben

gross sein, ihre Heroen auf der Leinwand sehen zu können, in einem Film, der wirklich grossartig ausgefallen ist und in allen Ländern den grössten Erfolg erzielt: ‹Der letzte Mohikaner›».[38]

Das Neue lockte die Bevölkerung zunächst. Die Besprechungen und Ankündigungen in der Lokalpresse lassen darauf schliessen. Doch bald meldeten sich die kritischen Stimmen. Die «Schwankungen», von denen Roth im Vorwort seiner Eröffnungsbroschüre sprach.

Die Vereine sahen eine Konkurrenz. Eltern die Verführung der Kinder, sie befürchteten, durch «sensationelle Filme» könnten «etwas leicht veranlagte Naturen auf Abwege geraten». Vielfach fehlte den Leuten in dieser Zeit einfach das Geld, und sie waren nicht bereit, Roths idealistischen Vorstellungen zu entsprechen und «mit der Gewohnheit, nur allzuängstlich sparsam aufzutreten» zu brechen, wie er das im Vorfeld der Eröffnung des Kinos erwartet hatte. Ein Kinoabend konnte leicht auf 3–5 Franken zu stehen kommen, was bei einem Stundenlohn eines Arbeiters um 1920 von 50–80 Rappen doch eine beträchtliche Ausgabe war.

Zwar versuchte Roth immer wieder auch über anderes als den Film die Bevölkerung für Kultur und Bildung zu interessieren: Er veranstaltete Vorträge zu philosophischen und psychologischen Themen[39], Dichterlesungen[40] und zeigte auch kurze Filme, die er selber anlässlich von lokalen Festen gedreht hatte.[41] Im Oktober 1925 war es Roth gelungen, den bekannten Flugpionier Walter Mittelholzer[42] für eine Vortragsreihe über das Fliegen nach Huttwil zu engagieren.[43] Der Stadtmusik gab er Gelegenheit zum Konzertieren[44] und lokale Orchestervereine fanden in Roth einen engagierten Veranstalter.[45]

Für die Jugend veranstaltete Roth Preisausschreiben, so etwa das «Mutter-Preisausschreiben» zum Film «Mutter». Die Jugendlichen sollten Aufsätze verfassen zum Thema «Welche Eindrücke hat mir der in den Lichtspielen vorgeführte Film ‹Die Mutter› hinterlassen?» – Der pädagogische und moralische Erfolg soll, wie Roth im «Unter-Emmentaler» schreibt, bedeutend gewesen sein, «auch wenn die Arbeiten hätten etwas zahlreicher eingesandt werden können».[46]

Trotz dieser vielfältigen Aktivitäten, dem unermüdlichen Einsatz, scheiterte das Unternehmen. «Mein Vater hatte keine Beziehung zum Geld, er hat sich mit dem Neubau in Huttwil übernommen», blickt Mirjam Gerber etwas traurig zurück. Immer wieder betont sie: «Der Vater war Idealist. Er verwechselte die Huttwiler Bevölkerung mit derjenigen in Lausanne. Auch unterschätzte er, dass die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung in den 20er Jahren gerade auch im Unteremmentaler Städtchen schlecht war.»

Doch er unterschätzte nicht nur die wirtschaftliche Lage. Wohl auch die geistige und geistliche Lage der Bevölkerung. Wenn es auch in den Quellen nicht direkt angesprochen wird, so erinnert sich die Tochter doch, wie der Vater oft traurig gewesen sei, weil in den zahlreichen religiösen Gemeinschaften und Sekten der Umgebung gegen sein kulturelles Werk Stimmung gemacht worden sei.

Noch sahen auf dem Lande viele im Kino und im öffentlichen Theater etwas Unschickliches und riefen zum Boykott der Veranstaltungen im Kino auf. Das Zusehenmüssen, wie seine Ideen nicht griffen, vielleicht in seiner Zeit auf dem Lande nicht greifen konnten, das Miterleben, wie seine Aktivitäten nicht den erhofften Zuspruch hatten, förderten die tückische Krankheit, unter der Albert Roth schon seit einigen Jahren litt.

Zudem kamen finanzielle Schwierigkeiten. Die Investitionen in den neuen Bau in Huttwil waren hoch gewesen. Mit den Einkünften konnten die Zin-

sen nicht genügend beglichen werden. Albert Roth sah sich gezwungen, sein Haus in Madiswil zu verkaufen. So zog die Familie noch kurz vor seinem Tode nach Huttwil, wo er bald, am 25. Oktober 1927 verschied. «Letzten Dienstag Nachmittag wurde, wie dem ‹Oberaargauer› aus Madiswil geschrieben wird, im Krematorium Langenthal die irdische Hülle des Herrn Albert Roth de Markus, unseres früheren Mitbürgers, der läuternden Flamme übergeben. Herr Pfarrer Hopf aus Lützelflüh, unser früherer Ortspfarrer, zeichnete in warmen Worten das Lebensbild des Verewigten.»[47]

Er zeichnete das Bild eines hoch begabten, aktiven und feinfühligen Menschen, der trotz hohen Auszeichnungen stets bescheiden blieb, manchen persönlichen und gesellschaftlichen Schicksalsschlag zu erdulden hatte. Seine Persönlichkeit, sein Wirken gerade auch im und für den Oberaargau verdienen es, aus der Vergessenheit neu ins Licht gestellt zu werden.

Anmerkungen

1 Simon Kuert: 1200 Jahre Madiswil. Die Geschichte einer Landgemeinde. 2. Auflage, Gemeinde Madiswil 1995.
2 Daniel Hug, Schönenwerd. Ihm danke ich für alle Hinweise.
3 Werkverzeichnis von Albert Roth: Opus 115.
4 Le Théâtre Lumen à Lausanne. Renseignements généraux. Son But. Sa construction. Ses Installations. Par P. Amiguet et A. Huguenin, Lausanne 1911 (= Amiguet 1911).
5 Verwandte von Albert Roth wohnten in Madiswil und bewirtschafteten auf dem Hubel einen Bauernhof.
6 Amiguet 1911, S. 22.
7 Amiguet 1911, S. 23.
8 Opus 34.
9 K.-J. Dawydow, 1838–1889; Nach Erfolgen am Leipziger Gewandhaus ging Dawydow nach St.-Petersburg und gründete dort das berühmte Konservatorium.
10 Opus 50.
11 Amiguet 1911, S. 24.
12 ebd.
13 Opus 144.
14 In der Landesbibliothek leider nicht vorhanden;
15 Emile Jacques-Dalcroze 1865–1950. Poet, Komponist und Gymnastikpädagoge. Schüler von Bruckner und Delibes.

16 AMIGUET 1911, S. 27.
17 AMIGUET 1911, S. 28.
18 Roth de Markus, Albert: Autour du Zermatt, Nr. 2, les Gorges du Gorner, 1902; Roth de Markus, Albert: Autour de Zermatt: Promenades et excursions, 1899, beide Landesbibliothek U1/A 14884/17.
19 Journal Officiel Illustré de l'Exposition cantonale vaudoise, Vevey 1901/ Rédacteur en chef: A. Roth de Markus, Vevey Office Polygraphique, 248 p.
20 O ma Patrie! Fantasie patriotique en 1 acte et 1 tableau, Lausanne 1903; Dritte Auflage.
21 La Patrie suisse vom 10. Mai 1911 «Un architecte habile et intelligent, formé par neuf ans d'études à Paris».
22 Mit Stolz präsentierte mir Mirjam Gerber alle Orden des Vaters. Auf die Goldmedaille, welche Roth als «Officier de L'Académie française» tragen durfte, war die Tochter besonders stolz.
23 Ich folge hier den Erzählungen von Mirjam Gerber und der Darstellung von Hervé Dumont in: Geschichte des Schweizer Films, 1988.
24 Das Stück ist um 1915 entstanden und wurde bei Joh. Schürch in Huttwil gedruckt.
25 Der Unter-Emmentaler (UE), 23. Februar 1922.
26 UE; vgl. etwa Hinweis vom 13. 9. 1921.
27 Pfr. Walter Hopf, 1912–1918 in Madiswil, anschliessend Wegzug nach Lützelflüh.
28 UE, Nachruf vom 27. 0ktober 1927.
29 vgl. oben, Lausanne, Kino Lumen.
30 vgl. dazu die entsprechenden Hinweise im UE. Jürg Rettenmund danke ich herzlich für seinen Archivausdruck und die Möglichkeit, die entsprechenden Ausgaben der Zeitung durchzusehen.
31 UE, 13. 9. 23.
32 Theater Huttwil. Unteremmentaler Licht-Spiele; Buch- und Akzidenzdruckerei Joh. Schürch's Söhne, 1923 – Vorwort.
33 ebd.
34 UE, 9. Oktober 1923.
35 ebd.
36 ebd.
37 Vgl. Auszug aus dem Archiv des «Unter-Emmentalers». Dank der grossen Erschliessungsarbeit von Jürg Rettenmund kann sich jedermann über die in den Jahren 1923–1927 gezeigten Filme ein Bild machen.
38 UE, 18. 11. 1924.
39 1. und 2. 11. 1923: Emil Peters referierte über die Entwicklung der seelischen und leiblichen Kräfte. Emil Peters war in den 20er Jahren ein bekannter Autor populärphilosophischer und populärpsychologischer Werke.
40 Etwa der «Berndeutsch-Abend» von Emil Balmer am 30. 10. 1926.

41 Filme über das Schulfest von Huttwil im Juli 1924 und über das «Bärndütschfest»: «Man weiss, dass von diesem schönen Feste kinematographische Aufnahmen gemacht worden sind. Die Huttwiler Hornusser sind gar prächtig im Bilde» (UE, 10. 7. 1924).
42 Walter Mittelholzer 1894–1937. Schweizer Flieger, Begründer der ersten Schweizerischen Fluggesellschaft.
43 3., 17., 20., 24. 10. 1925.
44 August 1926.
45 5. 9. 1925; 11. 9. 1927.
46 UE, 26. 1. 1924.
47 UE, 29. 10. 1927.

Kurz vor Drucklegung machte mich der Filmhistoriker Roland Cosandey, Vevey auf folgende Aufsätze aufmerksam:
Roland Cosandey: Cinéma 1900. Trente films dans une boîte à Chaussures. Payot, Lausanne, 1996. Darin: Document 14.
Roland Cosandey, François Langer: Le théatre Lumen de Roth-de Markus: Defense et illustration du cinématographe (Lausanne 1908–1912); in: Equinoxe, no 7, printemps 1992.
Roland Cosandey danke ich für wertvolle Korrekturhinweise.

25 Jahre Jugendberatung Oberaargau

Die Pionierzeit einer neuen Beratungsstelle

Fred Stettler

Als der Verfasser dieses Berichtes 1975 seine Stelle als Berater an der JBO antrat, hatte er auch den seit zwei Jahren bestehenden Jugendklub «ARCHE JBO» zu begleiten. Dies brachte ihn auf die Idee, für die 25jährige Geschichte der JBO die Fahrt eines Schiffes als Sinnbild zu wählen. Diese Fahrt war in den ersten Jahren sehr bewegt, oft abenteuerlich und manchmal stürmisch. Die Jahre nach der Gründung der Stelle waren in verschiedener Hinsicht eine Pionierzeit. Sie sind Gegenstand dieses Berichtes.

Stapellauf

Die JBO-Gründung im Heckwasser der 68er Jahre

1968 Woodstock, Hippies und Marcuse,
Flower-power, zäme schmuse
me singt im Chor «make love, not war»
i de bewegte 60er Johr.
Die Alte hei das gar nid kopfet
u hei die Junge düreklopfet!
Melodie: Ei du schöne Schnitzelbank*

Zu solch drastischen Methoden kam es in unserer Gegend nicht. Dafür wurde 1968 im «Kirchlichen Bezirk Oberaargau» unter den Kirchgemeinden eine Umfrage durchgeführt über Probleme, welche angepackt wer-

* Alle hier und auf den folgenden Seiten zitierten Strophen entstammen einem Schnitzelbank, welcher das JBO-Team 1995 zum 20-Jahre-Jubiläum der JBO vortrug.

den sollten. Bei den Antworten wurden am häufigsten die «Jugendfragen» erwähnt, und es wurde eine Jugendberatungsstelle angeregt. Zudem sollte die kirchliche Jugendarbeit neu belebt werden.
Land auf und ab machte man sich Sorgen. Die bewegte Jugend stellte grundsätzlich alles in Frage: Zuerst in den USA den Vietnamkrieg, später auch bei uns das Militär, den Staat, die Schulen, die Familie… Autoritäten wurden verachtet, das ‹Establishment› zum Abtreten aufgefordert.
Etwas traf die Kirche damals besonders hart: Den kirchlichen Jugendgruppen – der «Jungen Kirche» und dem «Zwinglibund» – liefen die jungen Leute in Scharen davon. Sie trafen sich lieber in den autonomen Jugendzentren und Discos, welche wie Pilze aus dem Boden wuchsen. «Man muss etwas dagegen tun!» – darin waren sich die Verantwortlichen einig.
Nach Vorarbeiten einer «Jugendberatungs-Kommission» wurde am 30. Mai 1972 der *Kirchgemeindeverband Jugendberatung Oberaargau* gegründet.

Das Schiff läuft auf Grund...

1973 also vor 25 Jahren, wurde die Beratungsstelle in einem alten Haus in Bleienbach offiziell eröffnet.

Die Erwartungen der Kirchgemeinden in die neue Institution waren offenbar hoch, denn bereits in seinem ersten Bericht vom Oktober 1973 schreibt der Jugendberater H.R. Lehmann: 17 Kirchgemeinden erwarten vom Jugendberater, dass er sich ihren Problemen widmet. Nach fünf Monaten wird in einzelnen Gemeinden bereits gefragt, was ihnen der Verband überhaupt nütze: der Jugendberater baue bei ihnen ja gar keine Gruppe auf. Bereits im November 1976 trat eine der Kirchgemeinden wieder aus dem Verband aus. «Man glaube, dass man das Geld sinnvoller einsetzen könne. ... Die Jugendlichen hier hätten keine Probleme, die beratungsreif seien, es gäbe keine Drogen hier, und sonst sei alles in Ordnung.»
Vermutlich waren es die vielen ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Erwartungen, die dazu beitrugen, dass das Schiff überladen wur-

de und «auf Grund» lief. Nach zwei Jahren eindrücklicher und intensiver Aufbauarbeit warf H.R. Lehmann das Handtuch: schwelende Spannungen zwischen ihm und dem Verbandsrat hatten zum offenen Konflikt geführt. Das fast neue Schiff lief auf Grund auf: Der Betrieb musste für ein Vierteljahr eingestellt werden.
Doch die Stelle des Jugendberaters wurde wieder ausgeschrieben – es musste selbstverständlich ein Mann sein. Hier eine Strophe zum Anforderungsprofil:

Mir erwarte grossi Tate!
Jung und Alt muess är berate,
Gruppe leite, Kürs a-biete,
am Aabe no ne Disco hüete!

Trulla – trulla – trullala
's muess eine sy, wo alles cha,
eine wo mit starker Hang
üs rettet vor em Ungergang!
Melodie: Auf der schwäbschen Eisabahna...

1975 Im April trat der Verfasser die Stelle als Berater an, das heisst, er sprang ins kalte Wasser und versuchte zu schwimmen. Rückblickend lässt sich sagen, dass damals niemand klare Vorstellungen über die zu leistende Arbeit hatte. Es gab auch keine ausformulierten Konzepte. Hier einige Äusserungen von Verbandsratsmitgliedern aus der Konzeptdiskussion vom Januar 1975 mit dem neugewählten Berater zu den beiden Aufträgen Beratung und Jugendarbeit:

Beratung
– soll Beratung sein, nicht Therapie
– hat als Basis Fürbitte und Glauben
– heisst auffangen, annehmen, begleiten, weiterleiten
– ist dem Gewissen verpflichtet
– heisst da-sein, Partner sein
– heisst solidarisch sein – in christlicher Liebe

Jugendarbeit
– heisst offene Jugendarbeit fördern
– heisst Jugendliche animieren, aber
– Betriebsamkeit vermeiden
– heisst nicht, um Jugendliche buhlen

– soll kein Heilsbringergehabe an den Tag legen
– soll Leiterschulung anbieten und
– Neues anregen

Der neue Mann musste offensichtlich beides sein: Jugendberater und Jugendarbeiter.

… und bricht auf zu neuen Gestaden

Beratung

Es war eine Pionierzeit. Unabhängige Anlaufstellen, welche sich vorwiegend an Jugendliche wandten, hatte es bisher nicht gegeben. Und die jungen Leute kamen und berichteten über ihre oft heftigen Konflikte im Elternhaus – «mit dene cha me überhoupt nid rede» – über Liebeskummer und Kontaktschwierigkeiten, über Einsamkeit und Minderwertigkeitsgefühle. Die Frage nach dem Lebenssinn war in jener bewegten Zeit besonders aktuell: «Es versteht mich einfach niemand», «Meine Arbeit ist so langweilig», «Ich sehe keinen Sinn darin, mich anzustrengen», «Keine zehn Rosse bringen mich in die RS».

Doch auch die Eltern meldeten sich, und aus ihrer Sicht tönte die Geschichte meist völlig anders: «Mir chöi nüt meh mache mit ihm, jeden Oobe hout er's afen ab u chunnt viel z'spät hei!»

Viele junge Leute kamen mit illegalen Drogen in Kontakt: mit Haschisch, Heroin und Amphetaminen («Speed»). Etliche rutschten in eine verhängnisvolle Abhängigkeit.

Es war Neuland. Niemand wusste genau, wie mit den Drogenabhängigen umgehen, wie Beratung und Behandlung gestaltet werden sollten. Viele Ärztinnen und Psychiater verwarfen bald einmal die Hände, waren überfordert, wollten nichts mit dieser sonderbaren Patientengattung zu tun haben.

Die neuen Jugend- und Drogenberatungsstellen und die ersten therapeutischen Wohngemeinschaften waren geprägt vom Idealismus und von der Experimentierlust einer Pioniergeneration. Vorwiegend handelte es sich um initiative Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen. Auch der JBO-Berater hatte keine Ahnung von Drogen und von Drogenabhängigen.

Aber er wurde damit konfrontiert. Zuerst musste er die «Gassensprache» kennen und verstehen lernen. Die Jungen pafften Shit, Hanf, Chümi oder Gras (=Cannabisprodukte). Sie warfen Tripsli ein und fuhren auf Sugar ab. Das war eine Schule für ihn – «es het ihm mängisch hingere gstrählt!»
Weiterbildung war für ihn eine Notwendigkeit, wenn er nicht von Überforderung erdrückt werden wollte. Er nutzte die hervorragenden Kursangebote in den Bereichen Gesprächsführung, Beratungsgespräch und Selbsterfahrung, und er vertiefte sich in die entsprechende Fachliteratur.
Für die Drogenberatung gab es allerdings kaum spezielle Angebote. Notgedrungen schlossen sich die Pioniere zusammen. In Bern wurde die «Intersitzung» gegründet, eine Konferenz der MitarbeiterInnen der noch jungen Drogenberatungsstellen und der therapeutischen Wohngemeinschaften des Kantons Bern. Vierteljährlich trafen sie sich für einen halben Tag und tauschten Erfahrungen aus der Praxis aus. Es war für alle ein äusserst spannendes und wirkungsvolles Lernfeld. Da wurde doziert und diskutiert, kritisiert und hinterfragt, dass es eine Freude war.

Jugendarbeit
Das alte Haus in Bleienbach diente ab 1975 beiden Bereichen: In zwei Räumen war die Beratungsstelle der JBO untergebracht, den Rest mietete die Junge Kirche (JK) des Kantons Bern als Kurs- und Begegnungszentrum. In den grossen Raum unter dem Dach teilten sich die beiden Institutionen. Der Berater begleitete dort den bereits erwähnten Jugendklub «Arche JBO», welcher wenig später in «dachbude» umgetauft wurde.
Eine ehemalige Benützerin berichtet: «*…Im Dorf wurde bald von einem Sex- oder Haschklub gemunkelt. Um diesen Gerüchten ein Ende zu machen, hat man den Gemeinderat einmal zu einem Anlass eingeladen. … In der «dachbude» wurde über viele gute Themen diskutiert und es wurden Fachleute eingeladen, damit man ihnen Fragen stellen konnte. Um nur einige Themen zu nennen: Militärdienstverweigerung, Entwicklungshilfe, Pille – ja oder nein, Werbetricks, Atomkraftwerke usw. ... Nach jeder Diskussion kamen auch das Tanzen und Musikhören nicht zu kurz. ... Die JBO und die «dachbude» waren für mich sehr lehr- und erfahrungsreiche Treffpunkte. ...*»
Schon bald hatte sich der Berater einen Überblick über bestehende Formen von Jugendarbeit im Oberaargau und über deren Anliegen und Probleme gemacht. Er traf sich mit den Spur-, Kern- oder Betriebsgruppen

des *Jugendforum Langenthal,* der *JK Buchsi,* dem *Katakömbli Huttwil,* dem *Forum Nazareth Niederbipp* und weiteren Jugendklubs und -gruppen.
Und sie hatten Anliegen an den JBO-Jugendarbeiter: «Wegen ein paar zerbrochener Kleiderbügel will der Kirchgemeinderat unsern Treffpunkt schliessen!» – «Die Nachbarschaft beklagt sich dauernd über zu laute Musik» – «Der Siegrist verlangt, dass wir den Club um 22.00 Uhr schliessen!» – «Wie werden wir eine Gruppe?» – «Die Kiffer nehmen überhand, was können wir tun?» – «Viele Junge wollen nur konsumieren» – «Wie kommen wir zu den nötigen Finanzen?»
Dass die Jugendlichen den Betrieb in ihrem Treffpunkt «autonom» gestalten wollten, war kennzeichnend für jene Zeit. Sie wollten sich von den Erwachsenen nicht dreinreden lassen, waren aber empfänglich für Hilfestellungen – und angewiesen auf finanzielle Beiträge. Über mehrere Jahre bot die JBO Wochen- und Wochenendkurse an zum Rahmenthema «Vom Umgang mit Gruppen».
In der Öffentlichkeit und in kirchlichen Kreisen wurde damals intensiv über die Jugendarbeit diskutiert. Auch hier herrschte Pioniergeist. Dazu ein Zitat aus dem Jahresbericht 1976:
«Kirchliche Jugendarbeit steckt heute tief in der Krise. Überall wird mit neuen Formen experimentiert, und viele davon sind heftig umstritten – Discos zum Beispiel. Und immer wieder gibt zu reden, was denn christliche J-A sei und beinhalte. Ich bin froh, dass ich in der Kommission für Jugendarbeit des Synodalrates mitarbeiten kann. …Die Kommission versucht klärende Antworten zu finden und ist bestrebt, Ergebnisse ihrer Arbeit auch zu verwirklichen. So entstand die ‹Bernische Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Jugendarbeit BAKJ› mit etwa 30 aktiven Mitgliedern. Weiter werden nächstens herausgegeben: ‹10 Thesen zur kirchlichen Jugendarbeit, Modelle in der J-A› (eine Sammlung) und eine Konzeption für die kirchliche J-A im Kanton Bern.»
Später kam noch die Gründung einer Publikation dazu, welche sich an JugendarbeiterInnen richtete: mupf – Anstösse für die Jugendarbeit. Eine mupf-Ausgabe sollte noch für stürmische Aufregung sorgen – doch davon später.
Es war eine ausserordentlich lebendige Auseinandersetzung, in welche der JBO-Jugendarbeiter geriet und auf welche er sich einliess. Er äusserte sich bald kritisch zu den hohen Erwartungen der Trägerschaft und begann

den Sinn seiner Doppelrolle anzuzweifeln. Er vertrat den Standpunkt, dass Jugendarbeit eine Sache der Gemeinden und Kirchgemeinden sein müsse und nicht an eine Einmannstelle in der Region delegiert werden könne. Er wehrte sich dagegen, in eine Alibifunktion zu geraten und schrieb in einem Bericht ironisch: «*Wir von der Bezirkssynode Oberaargau haben Grosses für unsere Jugend getan. Wir haben einen Mann angestellt, der jetzt die Jugendarbeit in der Region macht. Damit sind wir entlastet, er hat jetzt Zeit dafür.*»
Die Belastung der beiden Aufgaben führte mit der Zeit zur Überforderung des Beraters, und er begann, zusammen mit dem Verbandsrat, nach Lösungen zu suchen. Ende 1977 verlangte er das Überdenken der Konzeption: Eine Einmannstelle für die ganze Region, vom Auftrag her für Jugendberatung und Jugendarbeit angelegt, sei zu wenig. Oft beschleiche ihn ein Gefühl der Ohnmacht. Es seien zu verschiedenartige Gebiete. So sei es zum Beispiel nicht möglich, mit Drogengefährdeten effektiv zu arbeiten. Die Beratungsstelle sei zu wenig regelmässig geöffnet, und der Standort in Bleienbach für viele Ratsuchende schwierig zu erreichen.

1978 Von der Jugendberatung zur «Jugend-, Eltern- und Drogenberatungsstelle»
Die Konzeptdiskussion wurde 1978 gemeinsam aufgenommen. Im gleichen Jahr veröffentlichte die Kantonale Drogenkommission ein Papier, welches Richtlinien für Drogenberatungsstellen enthielt. Darin war die Eröffnung einer solchen Stelle im Oberaargau vorgesehen. Der JBO-Verbandsrat nahm in der Folge das Gespräch mit der Fürsorgedirektion auf. Diese empfahl den Ausbau der bestehenden Beratungsstelle aufgrund eines Bedürfnisnachweises und sicherte finanzielle Unterstützung zu. Im JBO-Verband einigte man sich schliesslich auf die folgenden Schwerpunkte:
– Ausbau der Stelle zu einer Jugend-, Eltern- und Drogenberatungsstelle
– Erweiterung auf 150 Stellenprozente + Stelle für Praktikantin
– Standort nach Langenthal verlegen
– Finanzierung mit kirchlichen Mitteln und kantonalen Subventionen für die Drogenberatung
– Aufträge: Jugend-, Eltern- und Drogenberatung/Impulse für regionale Jugendarbeit

1980 Erweiterung der Stelle und Umzug nach Langenthal
Am 1. Oktober 1979 nahm Bettina Barblan, Psychologin, ihre Arbeit an der JBO auf. 13 Frauen und Männer hatten sich beworben, die meisten waren bestens qualifiziert. «Leider» hatte es darunter auch einige Leute katholischer Konfession, und ein Bewerber hatte sich gar als konfessionslos bezeichnet. Dies führte im Verbandsrat, dem Wahlgremium, zu heftigen Diskussionen. Eine knappe Mehrheit setzte den folgenden Beschluss durch: Nur BewerberInnen der evangelisch-reformierten Konfession seien zu berücksichtigen, dies sei die JBO ihrer kirchlichen Trägerschaft schuldig. Seit damals fanden weitere vier Wahlen und Anstellungen statt, ohne dass es zu dieser Ausgrenzung gekommen wäre.

Auf stürmischer See

1980 brachen erneut Jugendunruhen aus. Auch die JBO erlebte stürmische Zeiten und geriet ins Schussfeld scharfer Kritik – und zwar von drei verschiedenen Seiten.

die sin-is z'lingg!
nei, zweni fromm!
total verdorbe si sie ou!
Melodie: O when the Saints

Das Langenthaler Tagblatt veröffentlichte am 19. Dezember 1980 einen ganzseitigen (!) Artikel von D.W. mit dem Titel: *Im Schussfeld der Kritik.* Darin wurden der JBO-Jugendberater und andere Sozialarbeiter der Region heftig kritisiert. Ihre Arbeit sei ineffizient, ihre Einstellung zur Gesellschaft zu kritisch – tatsächlich engagierte sich der Verfasser damals aktiv in der Bewegung gegen das AKW Graben – und sie würden so ihre Hilfe- und Ratsuchenden statt auf die bestehende Ordnung auf die neue Weltanschauung trimmen. Ein besonderer Stein des Anstosses war die Ausgabe des mupf vom März 1980, «Polizei – Dein Freund und Helfer», in welcher bestimmte Praktiken der Polizei im Umgang mit Jugendlichen kritisiert wurden. Für gewisse rechtsbürgerliche Kreise war damit der Bogen überspannt. Der Jugendberater und mupf-Mitredaktor war für sie untragbar geworden.

Der Artikel löste eine Flut von Reaktionen aus. In den Regionalzeitungen erschienen weitere Artikel und zahlreiche Leserbriefe, und auf der Beratungsstelle trafen – nebst wenigen Beschimpfungen – viele Solidaritätsbekundungen ein. Auch der JBO-Verbandsrat liess sich öffentlich vernehmen: «*…Wir haben keinen Grund, weder an der Arbeit noch an der Person unseres Jugendberaters zu zweifeln… Er geniesst nach wie vor unser volles Vertrauen.*»

Im Dezember 1980 schien das Schiff dem Untergang nahe. Die zahlungskräftigste Kirchgemeinde Langenthal drohte mit dem Austritt aus dem JBO-Verband, was das Wegfallen erheblicher finanzieller Mittel bedeutet hätte.

Was war geschehen? Die Beratungsstelle hatte die Jugendtheatergruppe «Spatz & Co» mit dem Stück «Blyb bi Dir» nach Langenthal engagiert, und damit offensichtlich ein Tabu angekratzt. «Blyb bi Dir – Ein Theater für Menschen ab 13 Jahren zum Thema Liebe, Sexualität, Beziehungen, Träume, Sehnsüchte, Konsumterror, Rollenzwang und vieles andere.» So die Umschreibung im Aufführungsprospekt.

Ein Mitglied der Kirchgemeinde hatte die Aufführung besucht und einige Zeit später, in einer Kirchgemeindeversammlung, vehement dagegen protestiert und Schritte gegen die Verantwortlichen gefordert. Aus dem Zusammenhang gerissen wurde in der Kirche das folgende Textbeispiel vorgelesen, eine Strophe aus einem Song:

ona, onanie, ona, onanie
ona, onanie, ona, onanie!

Warum de nid?
Me verbietet's
und niemert seit warum.
Es macht halt ebe Luscht,
und Luscht macht –
und macht Luscht – dumm?

Die Trägerschaft und das Team der Beratungsstelle sahen sich unverhofft mit einem «Skandal» konfrontiert – und fast niemand hatte das Stück gesehen!

Zum Glück war eine weitere Aufführung in der Sekundarschule Buchsi angesetzt. Eine wohl dreissigköpfige Delegation reiste aus Langenthal an, kritisch und neugierig zugleich, um sich den «Schocker» anzuschauen und um sich eine Meinung zu bilden. Zum Glück! – Der «Skandal» löste sich in Luft auf. Erwachsene und SchülerInnen waren gleichermassen beeindruckt und begeistert: Offen, direkt und ehrlich wurde da berichtet, was junge Leute damals – und sicher heute noch – beschäftigt und bewegt.

Die Kritik am Stück «Blyb bi Dir» ging, rückblickend beurteilt, von einer Gruppe strenger Moralhüter aus. Wohl angeregt durch die laufende Welle von Kritiken, sorgten sich auch kirchliche Kreise zunehmend, ob die JBO sich nicht auf dem falschen Weg befinde. Im Pfarrverein wurde in der 1. Sitzung des Jahres 1983 die JBO traktandiert. Der Verbandsratspräsident und das JBO-Team waren vorgeladen. Das Klima war frostig. Als erstes wurde von einem Pfarrer die Mitarbeit am mupf kritisiert, dann stellte ein Kollege fest, die heutige Jugendarbeit sei zu sehr ideologisch gefärbt und zu wenig christlich orientiert. Ein anderer wies auf Polarisierungen hin zwischen evangelikaler und weltlicher Jugendarbeit und forderte, die JBO solle sich entschiedener zur Kirche bekennen. Pfarrer X. fragte den Jugendberater, ob er eine diskrete Frage an ihn richten dürfe: «Wie stehen Sie zu Jesus Christus?» (Erst nach diesem Anlass merkte der Berater, dass es sich in Wirklichkeit um eine indiskrete Frage gehandelt hatte.) Weiter wurde festgestellt, die JBO sei in den Oberaargauer Kirchen zu wenig integriert.

Der JBO-Verbandsratspräsident – auch er ein Pfarrer – ging darauf zu Gegenangriff und Verteidigung über: Das nicht besonders freundliche Verhältnis gewisser Pfarrer zur JBO sei wahrscheinlich ihr eigenes Problem. Die JBO leiste durchaus wertvolle kirchliche Arbeit, auch wenn sie sich nicht zum Ziel setze, ihre Klienten zu Jesus Christus zu bekehren. Auch andere Anwesende setzten sich darauf für die JBO und das Beratungsteam ein, erwähnten konkrete Projekte, zum Beispiel mit Unterweisungsklassen, und lobten die Zusammenarbeit.

Die Beraterin und der Berater waren sich einig: Die Sache war nicht *ihr* Problem. Allzu deutlich zeichneten sich bei den Voten unterschiedliche theologische Haltungen ab. Sollten doch die Theologen diskutieren und entscheiden, was das spezifisch Christliche an der Jugendarbeit und der Jugendberatung sei.

Auf ruhigem Kurs

Heute, 25 Jahre nach der Eröffnung der Beratungsstelle, liegt die bewegte Pionierzeit weit zurück. Die Wogen haben sich geglättet, die JBO hat sich zu einer immer professionelleren Beratungsstelle für Jugendliche, junge Erwachsene und Eltern entwickelt.

Obwohl die Drogenberatung immer einen Schwerpunkt der Arbeit bildete, war die JBO nie eine reine Drogenberatungsstelle. Die Stelle wird auch aufgesucht bei Konflikten in der Familie, bei Fragen und Problemen rund um Freundschaft, Liebe, Sexualität, bei Erfahrungen mit psychischer und physischer Gewalt, bei Schwierigkeiten in der Ausbildung und am Arbeitsplatz, Essstörungen und anderem mehr.

Die Entwicklung in den späten 80er und den 90er Jahren wird Gegenstand einer Fortsetzung dieses Berichts sein. Sie brachte unter anderem die Konfrontation mit AIDS und den Aufbau der AIDS-Prävention, die

Das JBO Team 1998: Barbara Häni, Markus Rinderknecht und Fred Stettler.

Ausgestaltung der Methadonprogramme, die Anstellung einer dritten Mitarbeiterin, die Auseinandersetzung mit der Drogenpolitik, einen weiteren Umzug in neue Räume, die Verstärkung der Zusammenarbeit mit andern Institutionen, die vermehrte Auseinandersetzung mit Verschuldung, Obdachlosigkeit und Arbeitslosigkeit und mit frauenspezifischen Problemen wie sexuelle Gewalt oder Essstörungen.
Die JBO ist im Oberaargau zu einer anerkannten Einrichtung geworden. Sie hat bewegte und manchmal stürmische Anfangszeiten erlebt und überstanden. Dieses kirchliche Projekt hat sich bewährt. Pfarrer Christian Gerber, damals JBO-Verbandsratspräsident, schreibt im Jahresbericht von 1995 zum 20-Jahr-Jubiläum: «*...In dieser Zeit aber habe ich die dringende Notwendigkeit und die Hilfeleistungen der JBO kennengelernt. Darum möchte ich zuallererst allen danken, die seinerzeit die JBO haben gründen helfen.*»

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der JBO

Hansrudolf Lehmann	1973–1974
Fred Stettler, Primarlehrer, Herzogenbuchsee,	seit 1975
Bettina Barblan, Psychologin	*1979–1984
Bruno Weber, Primarlehrer / Heimerzieher	1984–1989
Angela Brianza, Sozialarbeiterin	**1987–1991
Esterina Degiacomi, Psychologin	1989–1995
Markus Rinderknecht, Psychologe, Bern	seit 1991
Barbara Häni, Psychologin, Solothurn	seit 1995

Seit 1982 werden Praktikantinnen und Praktikanten ausgebildet. 30 AbsolventInnen einer Schule für Sozialarbeit oder PsychologiestudentInnen haben seither ein halbjähriges Praktikum auf der JBO absolviert.
* erste Stellenerweiterung, ** zweite Stellenerweiterung

Neue St. Urban-Backsteine nach altem Vorbild

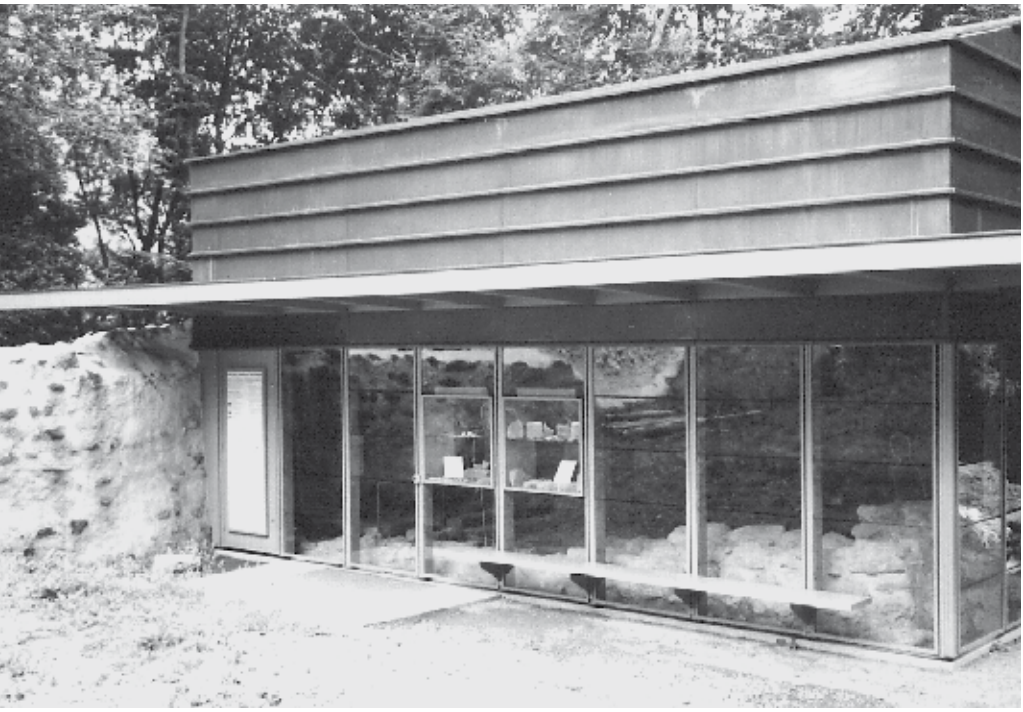
Lukas Wenger

Die Burgruine Grünenberg auf dem Melchnauer Schlossberg weist eine einmalige Besonderheit auf: einen Plattenboden aus reliefierten St. Urban-Tonplatten aus dem späten 13. Jahrhundert. Entdeckt wurde der Plattenboden während der Ausgrabungen auf Grünenberg von Juli bis September 1949. Nach der Grabungskampagne erhielt der wertvolle Boden einen Schutzbau.

Während der Gesamtsanierung der Burgruine Grünenberg in den Jahren 1992 bis 1998 wurde der baufällige Schutzbau, Ende 40er-Jahre im Stile eines «Munitionsdepots» gebaut, 1993 durch eine moderne Holz-Glas-Kupfer-Konstruktion ersetzt. Jetzt gewährte der neue Schutzbau den Besuchern der Ruine Einblick auf den Kapellenboden. Im darauffolgenden Jahr 1994 stabilisierte ein spezialisierter Restaurator die rund 180 Tonplatten, die noch in situ erhalten sind.

Zwei glückliche Umstände ermöglichten es dem Verein Burgruine Grünenberg Melchnau, 1997 originalgetreue Duplikate der Grünenberg-Bodenplatten nach der mittelalterlichen Handwerkstradition herzustellen: Zum einen die Bekanntschaft mit dem Handziegler Richard Bucher, der in Basel und St. Urban das mittelalterliche Ziegler-Handwerk wieder zum Aufleben gebracht hat, zum anderen ein Nationalfonds-Projekt, das ebenfalls in St. Urban die Herstellung grossformatiger Backstein-Werkstücke im 13. Jahrhundert durch die Zisterziensermönche untersuchte.

An zwei öffentlichen Anlässen im Mai 1997 besuchten rund 100 Personen das Ziegler-Atelier in St. Urban und fertigten nach mittelalterlicher Manier Bodenplatten. Insgesamt wurden genau 100 Tonplatten geformt, mit Stempelmotiven verziert, getrocknet und im Herbst/Winter 1997/98 gebrannt. Im folgenden sollen diese Anlässe mit dem traditionellen Handwerk und den geschichtlichen Hintergründen vorgestellt werden.



Moderner Schutzbau über dem Kapellenboden der Burgruine Grünenberg, Melchnau. Foto: Lukas Wenger.

1. Die Herstellung der Bodenplatten-Duplikate

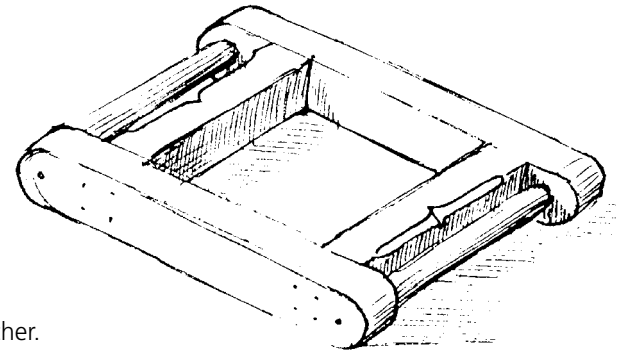
Am 17. und 24. Mai 1997 war es soweit: Wer sich an diesen beiden Samstagen im ehemaligen Kloster St. Urban beim Obertor einfand, durfte im Atelier des Klosterzieglers Richard Bucher – zu ihm später mehr – selber Bodenplatten aus Ton formen und verzieren. Bei diesen öffentlichen Anlässen des Vereins Burgruine Grünenberg Melchnau ging es darum, Tonplatten im Stil des Plattenbodens von Grünenberg nach der mittelalterlichen Handwerkskunst der Mönche von St. Urban herzustellen. Diese Tonplatten auf Grünenberg messen rund 27 Zentimeter im Quadrat und sind etwa 4,5 Zentimeter dick.

Bis es soweit war, dass die Öffentlichkeit zum «Tonplatten-Streichen» eingeladen werden konnte, brauchte es einiges an Organisation und Vorbereitung: Ton aufbereiten, das Model für die Verzierung der Platten schnitzen, Rahmen, Bretter und weitere Werkzeuge vorbereiten – das alles dauerte insgesamt mehr als ein Jahr.

1.1. Als Rohstoff: ein spezieller Ton

Besonders eines verlangte der Rohstoff, aus dem die Bodenplatten-Duplikate gefertigt wurden, nämlich Geduld. Der Ton stammte von einer speziellen Schicht aus der Lehmgrube der Ziegelwerke Roggwil AG. Dieser Ton wurde ein Jahr lang in einer Mulde gelagert, anschliessend mit Quarzsand vermischt – «gemagert» in der Fachsprache – und durch eine Schneckenpresse gepresst. Nach dieser langen Aufbereitung ruhte der so vorbereitete Ton nochmals einige Tage aus, bevor er verarbeitet werden konnte.

Tone sind verfestigte Gesteinsmehle, die vor allem aus Tonmineralien bestehen. Ferner enthalten sie Quarz, Feldspat, Glimmer und biogene Resten. Tonmineralien sind eine Gruppe von wasserhaltigen Aluminium-Silikaten. Ihre wesentlichen Eigenschaften verdanken sie dem Schichtgitteraufbau, man nennt sie deshalb auch Schichtsilikate. Tonmineralien enthalten als weitere Elemente Magnesium, Eisen, Natrium und Kalium. Tonmineralien sind feinstschuppig: Die einzelnen Kristalliten sind meist kleiner als 4 Mikrometer (4 µm = 0.004 mm).



Streichform für Bodenplatten.
Zeichnung: Richard Bucher.

Tonmineralien sind wichtige Rohstoffe für die Porzellan- und Tonwarenindustrie sowie Ziegeleien. Sie kommen gesteinsbildend vor in Tonen, Lehmen, Mergeln und Tonschiefern und entstehen beim Verwittern von Silikatgesteinen wie Feldspat, Pyroxen und Hornblende. Mit der Verwitterung rekristallisieren sie[1].

1.2. Zur Verzierung: das «Grünenberg-Stempelmodel»

Das Typische an den berühmten St. Urban-Backsteinen aus dem 13. und frühen 14. Jahrhundert sind ihre Verzierungen. Hergestellt wurden sie mit geschnitzten Holzmodeln, die in den noch weichen Ton eingeprägt wurden[2]. Es war deshalb klar, dass auch die Bodenplatten-Duplikate mit Holzmodeln möglichst originalgetreu verziert werden sollten. Der Klosterziegler Richard Bucher war gefordert: Als Model wurde die Darstellung von drei Figuren in drei Medaillons ausgewählt. Dieses Sujet ist das schmuckere der beiden Verzierungen, die im originalen Plattenboden auf Grünenberg vorkommen; es wird deshalb das «Grünenberg Model» genannt.

Für den Klosterziegler war dieses Model eine echte Herausforderung: Bisher hatte er noch keine plastischen Figuren geschnitzt. Ähnlich wie die Schnitzer im Mittelalter musste er sich an den Schwierigkeitsgrad herantasten, zuerst mit Mustern und Darstellungen, die «ins Messer» gehen, also aus einfachen Linien und Kerben bestehen.

Erst nachdem Richard Bucher einige Model in dieser Art gefertigt hatte, wagte er sich an plastische Formen heran. Sein erstes Model mit einer plastischen Figur war der Grünenberger Sechsberg – heute das Gemeindewappen von Melchnau –, dann kam der steigende Löwe, das Langensteiner Wappentier. Die «Schnitzerlehre» war absolviert, mit dem Meisterstück konnte begonnen werden.

Als Vorlage des «Grünenberg Models» verwendete Richard Bucher die Schwarzweiss-Fotografie eines sehr gut erhaltenen Abdrucks. Dabei übernahm er das gestempelte Sujet seitengleich ins Holz – die modernen Abdrucke in den Duplikaten sind deshalb seitenverkehrt zu den mittelalterlichen Originalen. Die Schnitzer-Werkzeuge, die der Klosterziegler verwendet, sind zum Teil selbst angefertigt und allesamt so scharf wie ein Japanmesser.

Schritt für Schritt tastete sich Richard Bucher nun an die anspruchsvollen Formen des «Grünenberg Models» heran: Zuerst schnitzte er die drei

Auslegeordnung des Model-Schnitzers. Foto: Richard Bucher.

Medaillons und die Ranken-Verzierungen. Mit Bleistift zeichnete er die kommenden Figuren vor: links ein Adler, rechts ein Löwe und in der Mitte die «Gnomin». Bevor der Adler zum Abschluss sein schwieriges Federkleid erhielt, nahmen der Löwe und die «Gnomin» Gestalt an. Der erste Abdruck des «Grünenberger Models» ist der schönste: Richard Bucher fertigte ihn mit dem frisch geschnitzten Model ohne Hilfsmittel. Später verwendete der Klosterziegler Talkpuder, damit der Ton am Holz nicht haften bleibt.

1.3. Das Motiv des Models

Die Modelschnitzer im Kloster St. Urban arbeiteten zunächst nach romanischen Vorlagen. Um 1270 gingen sie zum moderneren gotischen Stil

«Grünenberg Model» während der Entstehung. Foto: Richard Bucher.

über. Neben verschiedenen Ornamenten waren nun Tier- und Fabelszenen aus dem «Physiologus» beliebt, einem im Mittelalter verbreiteten Buch mit allegorisierenden (gleichnishaften) Tiergeschichten: Pelikan und Fuchs, Basilisk, Drachen, Löwen, die vier Ungeheuer oder Wolf und Lamm in der Schule. Mit solchen Keramikstücken belieferten die Mönche ihre Umgebung bis nach Zürich.
Auf den Platten des Grünenberger Kapellenbodens kommen zwei verschiedene Verzierungen vor. Das «Grünenberg Model» hat drei Medaillons mit je einer Figur:

– Links befindet sich ein Adler, der nach rechts blickt und seine Schwingen ausbreitet.
– In der Mitte ist eine weibliche, behaarte und geflügelte Figur, die wohl am besten als «Gnomin» oder «Teufelin» angesprochen wird.
– Im rechten Medaillon ist ein nach rechts steigender Löwe zu sehen.

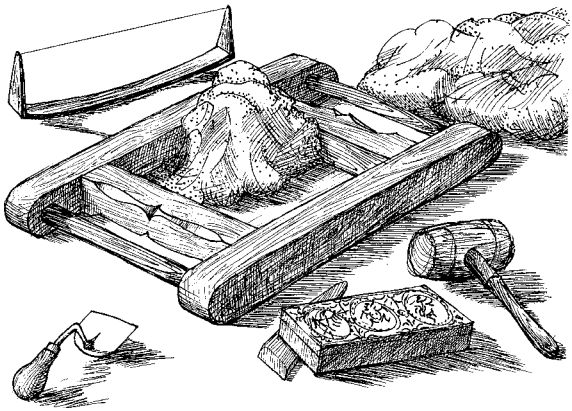
Bei der Interpretation der drei Medaillons ist Vorsicht geboten, denn solche Figuren wurden im Mittelalter sehr vielfältig verwendet. Eine Möglichkeit ist, die beiden Tierfiguren, Löwe und Adler, als Christussymbole anzusehen. Somit wird das Böse in der Mitte vom Guten rechts und links in die Schranken verwiesen. Löwe und Adler waren aber gleichfalls Wappentiere und sind auch in diesem heraldischen Stil dargestellt.

Das zweite Muster von Grünenberg besteht aus drei herzförmigen Ranken in Palmwedelform, sogenannten Palmetten. Rudolf Schnyder stellte bei der Untersuchung dieses Motivs fest, dass die Modelschnitzer das Muster über vier Stufen immer mehr verfeinert haben. Er datiert sie von den Anfängen um 1250 bis etwa in die 1265er Jahre, während er das erste «Grünenberg Model» gegen 1270 ansetzt.
Neben diesen beiden Sujets, die im Plattenboden von Grünenberg vorkommen, sind Dutzende weiterer Muster bekannt. Zahlreiche befinden sich mittlerweile auch im Modelvorrat von Klosterziegler Richard Bucher. Für die Verzierung der Bodenplatten-Duplikate wurde aus diesem Fundus rege Gebrauch gemacht, so dass etliche Bodenplatten nun individuelle Kombinationen aus mehreren Modelstempeln aufweisen.

1.4. Das «Streichen» von Bodenplatten

Die Vorbereitungen für die Bodenplatten-Duplikate sind jetzt getroffen: Der Lehm ist mit mehr als einem Jahr Geduld aufbereitet und das Model in tagelanger, ja wochenlanger Arbeit geschnitzt. Im Atelier des Handzieglers müssen aber noch einige weitere Hilfsmittel vorhanden sein:

– Hölzerne Rahmenformen in der richtigen Grösse
– Quarzsand, um wie beim Kuchenbacken die Formen zu «pudern»
– Hölzerne Stöpsel, um den Ton in die Formen zu klopfen
– Ein Eisendraht zum Abziehen des überschüssigen Tons



Gerätschaften im Atelier, die es zum Herstellen von Bodenplatten braucht.
Zeichnung: Richard Bucher.

– Verschiedene Spachtel, um die Oberfläche der Platten zu glätten
– Für jedes Model ein Hammer von passender Grösse und Schwere

Dazu kommen weitere Hilfsmittel wie Holzstückchen in verschiedenen Grössen, Talkpuder, damit der Ton nicht an den Modeln haften bleibt, und feine Nadeln, die dazu dienen, Luftblasen aufzustechen. Und nicht zu vergessen: Jede fertige Bodenplatte bekommt ein Brett als Zwischenlager. Darauf kann sie trocknen, bevor sie gebrannt wird. Die Trockenzeit beträgt je nach Dicke des Werkstücks einige Wochen bis einige Monate.
Die Herstellung von Bodenplatten – man spricht etwa auch vom Platten- oder Ziegelstreichen – ist alles andere als sanft und hat mit «Streichen» anfänglich nichts zu tun. Zuerst wird die Form mit Schraubzwingen auf der Unterlage festgeschraubt. Der aufbereitete Ton wird in grossen Portionen in den gesandeten Holzrahmen hineingelegt und dann mit einem hölzernen Stöpsel in die Form hineingeschlagen. Diese Tätigkeit ist die anstrengendste und für die künftige Bodenplatte von grosser Wichtigkeit: Je mehr und je besser der Ton in die Form geschlagen wird, desto weniger Luftblasen bleiben, die später beim Brand die Platte in Stücke sprengen könnten.
Anschliessend wird mit einem Draht die überschüssige Menge Ton abgezogen. Die so entstandene Fläche wird mit einem Spachtel oder mit einer Kelle glattgestrichen. Luftblasen, die sich dabei unter der Oberfläche verraten, können mit einer Stecknadel aufgestochen werden. So wird die Fläche für den grossen Augenblick vorbereitet: die Verzierung mit den Modeln. Das gewünschte Model wird vorher mit Talk bepudert, dann vorsichtig aufgesetzt. Mit einem passenden Holz- oder Gummihammer wird das Model in den noch weichen Ton eingeklopft. Um das Model von der Oberfläche zu lösen, erhält es auf einer Seite einen weiteren Hammerschlag – es löst sich auf der anderen Seite, und kann abgehoben werden. Gleich anschliessend wird das verwendete Model mit einem Zahnbürstchen oder einem Pinsel gereinigt, damit keine Tonresten an den eingeschnitzten Mustern antrocknen können. Und dann kommt das Model zurück in seine Schachtel, damit dem wertvollsten Stück im Atelier nichts geschieht – die aus dem Mittelalter erhaltenen Prägungen lehren uns, dass einige Model hie und da einen Schaden davontrugen...
Wenn gewünscht, werden weitere Verzierungen angebracht. Nun muss die fertige Platte noch aus dem Rahmen auf das Trockenbrett umgebet-

Klosterziegler Richard Bucher mit einem frisch geformten Fensterbogen in seinem Atelier in St. Urban. Foto: Selbstporträt.

tet werden. Dort angekommen erhält sie letzte Retuschen, bevor sie zum Trocknen gelagert wird.

1.5. Das lange Trocknen und der Brand

Nachdem für den Verein Burgruine Grünenberg Melchnau zusätzlich zu den beiden öffentlichen Anlässen an weiteren Arbeitstagen noch zahlreiche Bodenplatten-Duplikate hergestellt worden waren, landeten schliesslich alle im oberen Stock des Zieglerateliers in St. Urban. Dort wurden die Bodenplatten von Klosterziegler Richard Bucher den ganzen Sommer und Herbst über gehegt und gepflegt, bis sie genügend getrocknet waren zum Brand.

Von den Bodenplatten, die an den beiden öffentlichen Herstellungstagen gefertigt wurden, kam die Hälfte im Herbst 1997 in den Feldbrandofen

des Backstein-Experiments von St. Urban (dazu später mehr). Der Rest der Platten wurde im Tunnelofen der Ziegelwerke Roggwil AG im Winter 1997/98 gebrannt. Der unsichere Ausgang des Experiments wurde bewusst in Kauf genommen, und die Besucherinnen und Besucher, die im Mai 1997 Bodenplatten-Duplikate anfertigten, produzierten ihre Einzelstücke immer paarweise, damit wenigstens eine der Platten bei den Ziegelwerken im zuverlässigen Industrieofen gebrannt werden konnte.
Während die Bodenplatten aus dem elektronisch überwachten Tunnelofen dann auch tatsächlich in gleichbleibender Qualität hervorgingen, zeigten sich bei den Bodenplatten aus dem Experimentalofen zum Teil deutliche Unterschiede in der Färbung. Einige Platten gingen leider in die Brüche. Bei einigen Platten – auch aus dem Tunnelofen – kam es zu Absprengungen kleinerer Stellen. Unsorgfältiges oder zu voreiliges Arbeiten beim «Streichen» der Tonplatten zeigte sich eben erst jetzt!
Wer an den öffentlichen Anlässen ein Duplikat anfertigte, durfte «seine» Tonplatte zum halben Preis erwerben. Die übrigen Bodenplatten können beim Verein Burgruine Grünenberg Melchnau für 150 Franken gekauft werden. Jede Bodenplatte wird mit einer umfangreichen Info-Mappe begleitet. Der Erlös aus dem Verkauf kommt dem Verein und damit den Ruinen auf dem Melchnauer Schlossberg zugute.

2. Personen und Institutionen

Die Idee alleine, Bodenplatten nach mittelalterlichem Vorbild herzustellen, reicht nicht. Es braucht dazu jemanden, der die handwerklichen Fertigkeiten aus dem Mittelalter auch heute noch beherrscht. Mit dem Klosterziegler Richard Bucher hat der Verein Burgruine Grünenberg Melchnau diese Person gefunden.
Hinzu kam ein Forschungsprojekt, das unter der wissenschaftlichen Obhut des Nationalfonds und der Stiftung Ziegeleimuseum Cham in St. Urban begonnen wurde: die Erforschung der Herstellung von grossformatigen Backsteinen, wie sie die Mönche von St. Urban ab dem 13. Jahrhundert fertigten und weitherum exportierten. Jeweils nach den Sitzungen mit den beteiligten Wissenschaftlern des Forschungsprojekts wurde die Idee geboren und weitergesponnen, selber vom Verein aus auch St. Urban-Backsteine herzustellen.

2.1. Richard Bucher, Handziegler

Richard Bucher ist in Bümpliz und in Burgdorf aufgewachsen. Dort wurde er zu einem Burgenfan und war als Jugendlicher bei Ausgrabungen unter anderem auch im Schloss dabei. 1962 fand er im Schlossgraben von Burgdorf den ersten Backstein, der aus St. Urbaner Produktion stammte. Nach der obligatorischen Schulzeit besuchte er das Lehrerseminar in Langenthal und nahm 1972 eine Stelle in Lyssach an.

Es war auch in diesem Jahr 1972, als ihm die untergehende Sonne die lebendige Struktur eines Biberschwanzdaches offenbarte und er seine Leidenschaft für Ziegeldächer entdeckte. In seiner ersten Ziegelfotografie hat er den Blick aus dem Dachfenster der «Traube» in Azmoos nördlich von Sargans festgehalten – ein Jahr später erhielt der Gasthof ein neues Dach aus Maschinenziegeln. Seither ist R. Bucher Sammler und Retter von Dachziegeln und Bruchstücken und interessiert sich auch für die Herstellung von Bodenplatten und Backsteinen.

In einer Zweitausbildung bis 1976 lernte er in Basel Zeichen- und Werklehrer und unterrichtete sieben Jahre lang am Lehrerseminar Basel. Die nächsten vier Jahre engagierte er sich im Leiterteam an einem Lehrlingsheim der Firma Ciba-Geigy. In der dritten Ausbildung studierte Richard Bucher Heilpädagogik. Während dieser diversen Tätigkeiten und Ausbildungen blieb er seinem brennenden Interesse für Baukeramik treu: In den Jahren 1988 und 1989 baute er zusammen mit der Steiner-Schule Spiez einen Feld-Brotbackofen für 10 kg Brot pro Backgang. Die fast 600 Biberschwänze für das Dächlein stellten fleissige Schülerhände unter seiner Leitung her. Einen zweiten Backofen für 15 kg Brot erbaute er 1996 mit der Schule des Dörfchens Risch am Zugersee. Das Gemeinschaftswerk ziert ein geschraubtes Kamin mit Bernerhut.

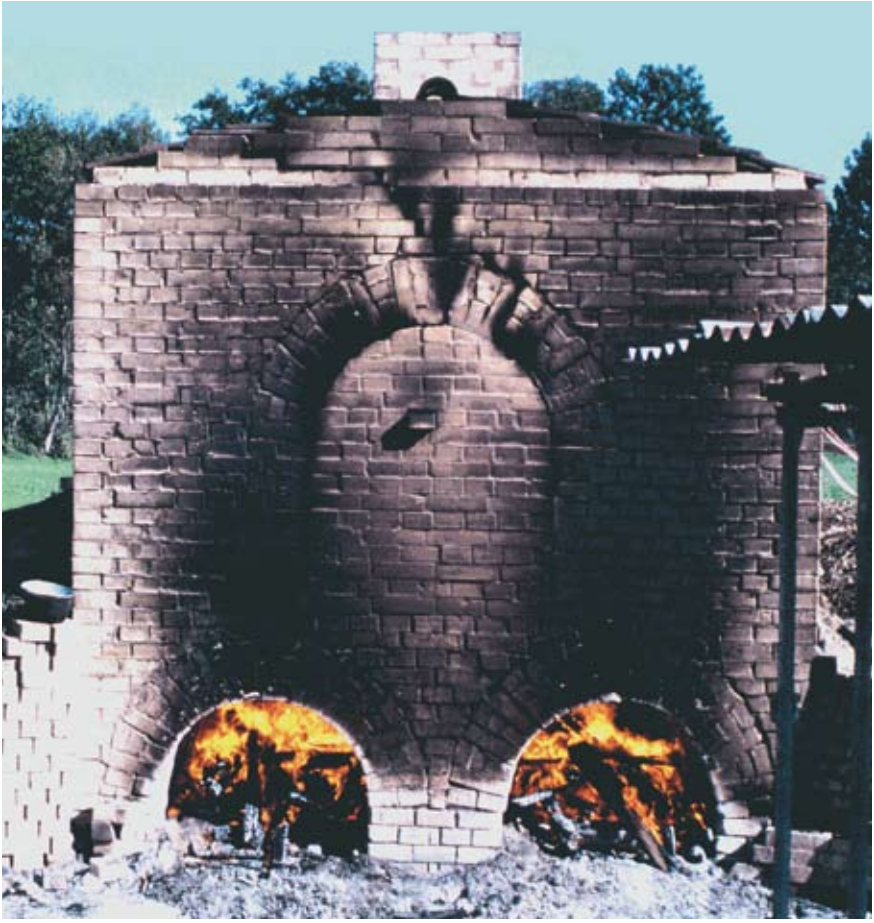
Seit 1991 ist Richard Bucher selbständig als Handziegler tätig, unter anderem als freier Mitarbeiter des Ziegeleimuseums Cham. Zu seinen Tätigkeiten gehören auch Beratung und Restaurierung von historischen Ziegeldächern. Wenn sich der Aufwand lohnt, baut er die Streichform für die gewünschte alte Ziegelform nach, um eine kleine Zahl von Handziegeln zu fertigen. So erhielt der Rathausturm in Basel 1991 seine vier obersten neugotischen Firstziegel «aus Buchers Hand und Werkstatt».

1992 kam Richard Bucher nach St. Urban, wo das Kloster im Mittelalter ein Zentrum der Backstein- und Ziegelproduktion gewesen war. Im ehemaligen Kloster richtete sich Richard Bucher in den alten Stallungen ein

Atelier ein, die «Klosterziegelei». Den Ton bezieht er aus der Grube der Ziegelwerke Roggwil, wo er auch seine Werkstücke im Tunnelofen brennen lässt. 1995 versprach er dem Historischen Verein des Kantons Bern eine Führung beim «Klosterziegler von St. Urban». Um auch etwas Neues zeigen zu können, begann er in die Sparte der verzierten Backsteine vorzudringen, jene Keramik also, für welche die Mönche von St. Urban besonders berühmt waren. Richard Bucher schnitzte aus Holz seine ersten vier Model-Stempel.
Jetzt kam zum «Ziegelfieber» auch noch die Leidenschaft für Relief-Backsteine. Für einen Vortrag beim Verein Burgruine Grünenberg 1996 überraschte er das Publikum mit einem Wappen-Model von Grünenberg, einem leicht plastischen Sechsberg. So tastete er sich an die Herausforderung des «Grünenberger Models» mit drei plastischen Figuren heran. Die Idee, Bodenplatten-Duplikate herzustellen, begann allmählich in den Köpfen herumzugeistern.
Auch bei den Backsteinen warteten Herausforderungen: Grosse Werkstücke wie Fensterleibungen und Fensterbögen kamen 1997 dazu und gelangen auf Anhieb. Wunschtraum von Richard Bucher ist es, sich in St. Urban definitiv einzurichten und sowohl touristisch wie kunsthandwerklich eine Attraktion zu bieten.

2.2. Das Backstein-Experiment von St. Urban, Nationalfonds-Projekt

Ein zweiter wichtiger Umstand gab der Idee, Bodenplatten nach mittelalterlichem Vorbild herzustellen, zusätzlichen Schwung: Im Herbst 1995 begann sich ein Projekt der Stiftung Ziegeleimuseum Cham und des Nationalfonds zu konkretisieren, nämlich der Nachbau von besonders grossformatigen St. Urban-Backsteinen. Die Stuttgarter Kunstwissenschaftlerin Christine Maurer fragte sich nämlich, wie es die Mönche im Mittelalter geschafft hatten, derart grosse Stücke zu brennen, ohne dass sie auseinanderbrachen. Zusammen mit dem Ziegeleimuseum und der Geologin Sophie Wolf plante sie in St. Urban einen Feldbrandofen, um die Frage in einem Experiment zu beantworten.
Die Vorarbeiten zogen sich über mehr als ein Jahr hin, bis es im Herbst 1997 dann soweit war: Rund 75 Backsteine mit einem Gewicht bis zu 70 Kilogramm warteten darauf, im Feldofen gebrannt zu werden. In der ersten Septemberwoche 1997 wurde der Ofen mit dem Brandgut bestückt und am 8. September 1997 angezündet. Brennspezialist und Ingenieur



Feldbrandofen des Backstein-Experiments von St. Urban während des Brennens. Foto: Andreas Morgenthaler.

Holger Bönisch begann, den Ofen um rund 150° Celsius pro Tag aufzuheizen, bis eine Hitze von rund 1'000° Celsius erreicht war. Die Brenndauer betrug neun Tage. Um diese hohe Temperatur halten zu können, waren pausenlos Helfer damit beschäftigt, Holz nachzulegen. Für das ganze Nachbrandexperiment standen 70 m^3 Holz zur Verfügung. Mit von der Partie waren auch Bodenplatten-Duplikate von Grünenberg. Daher fragten sich nicht nur die Wissenschaftler, sondern auch die Leute des Vereins Burgruine Grünenberg: Würden die Backsteine den mehrtägigen Brand heil überstehen?
Brand und Experiment gelungen: Das war die erfolgreiche Meldung nach dem Abkühlen des Ofens. Allerdings waren einige Werkstücke gebrochen. Nach Einschätzung der Wissenschaftler und Richard Buchers dürfte dies darauf zurückzuführen sein, dass der Ofen zu schnell abgekühlt wurde. Der Temperaturabfall erzeugte Spannungen, welche die grossen Backsteine und leider auch einige Bodenplatten in Stücke sprengten. Unterschiedliche Temperaturen während des Brandes führten auch dazu, dass einige Bodenplatten nun mehrfarbig aus dem Brand hervorgingen.
Aus den Erkenntnissen des Backsteinexperiments von St. Urban verfasst nun die Kunstwissenschaftlerin Christine Maurer, unter der Leitung ihres Doktorvaters Jürg Goll von der ETH Zürich, eine Forschungsarbeit, oder in der Sprache der Wissenschaft: Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde. Die Dissertation wird sich damit beschäftigen, dass die Mönche von St. Urban im 13. Jahrhundert etwas völlig Neues schufen: Derart grossformatige Backsteine sind einzigartig. Es stellt sich nicht nur die Frage, woher diese Entwicklung kam, sondern auch, wie die Mönche die technische Herausforderung meisterten. Woher kam das Know-how? Gab es neue technische Mittel: andere Brennöfen, neue Brennverfahren? Gerade diese Fragen lassen sich nur mit einem solchen Experiment klären.

2.3. Der Verein Burgruine Grünenberg Melchnau

Seit den Ausgrabungen Mitte unseres Jahrhunderts verfielen die Ruinen auf dem Melchnauer Schlossberg immer mehr. Als die verbliebenen südlichen Mauerteile definitiv einzufallen drohten, wurden ein Verein und eine Stiftung gegründet, um die Ruine zu erhalten und zu pflegen.
Am 19. März 1991 wurde der Verein «Burgruine Grünenberg Melchnau» gegründet, am 17. Mai 1991 die Stiftung, bei der die Burgergemeinde,

die Einwohnergemeinde und die evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Melchnau als Stifter zeichneten. Zwischen den beiden Institutionen besteht eine sinnvolle Arbeitsteilung: Der Verein fördert das Verständnis für das Denkmal «Schlossberg» und für die Geschichte der Freiherren von Langenstein-Grünenberg. Aufgabe der Stiftung ist es, die Ruinen auf dem Schlossberg zu sanieren und zu unterhalten, namentlich die Burgruine Grünenberg und den einzigartigen Tonplatten-Boden der Burgkapelle St. Georg. Die Stiftung fördert geschichtliche Arbeiten und Ausgrabungen.
Seit der Gründung des Vereins ist die Mitgliederzahl stetig gewachsen: Rund 130 Personen sind gegenwärtig dabei. Viele von ihnen arbeiten auch aktiv mit auf dem Schlossberg: So haben Vereinsmitglieder den alten Schutzbau über dem Tonplatten-Boden selber abgerissen, und es sind immer wieder Vereinsmitglieder, die in «Putzaktionen» für Sauberkeit und Ordnung sorgen. Regelmässig finden Vorträge zu «Burgenthemen» und Verwandtem statt. In den Rahmen dieser Anlässe passte auch das öffentliche Herstellen von Bodenplatten-Duplikaten im Mai 1997.

3. Hintergründe aus Geschichte und Archäologie

3.1. Die Gründung und Entwicklung des Klosters St. Urban

Im Sommer 1194 errichteten die drei Adligen Werner, Lüthold und Ulrich von Langenstein, Vorfahren der Grünenberg, eine Stiftung, um damit in ihrer Gegend ein Kloster anzusiedeln. Sie wandten sich an das Generalkapitel des Zisterzienserordens in Cîteaux. Nach der Prüfung durch zwei Äbte stimmte der Orden zu, und als Mutterkloster entsandte Grosslützel zwölf Mönche zusammen mit dem ersten Abt Konrad von Biederthan (Abt von 1194 bis 1212). Damit übernahm die Abtei Lützel auch die «Mutterschaft» für den jungen Konvent. Für den Zisterzienserorden ist diese Abhängigkeit typisch: Anders als bei zentralistischen Orden übernehmen die Mutterklöster die Verantwortung für ihre Tochterniederlassungen. Damit ergab sich ein flexibles pyramidenförmiges System, das man Filiation nennt.
Die Mönche liessen sich in Chlyrot (bei Obersteckholz) nieder. Allerdings erwies sich dieser Ort für ein Kloster als wenig geeignet: Auf der Anhöhe fehlte vor allem das fliessende Wasser. So machten sich die Brüder schon nach einem Jahr auf die Suche nach einer besseren Stelle und fanden sie

im nahen Thundwil an der Rot: Dort besass Ritter Arnold von Kapfenberg zwei Höfe – Ober- und Niederthundwil –, und die Langensteiner bewegten ihn dazu, den einen Hof den Mönchen zu schenken. In der Einsamkeit von Niederthundwil stand damals nur eine kleine Kapelle, die dem Märtyrerpapst Urban I. geweiht war. Weil die Mutter Gottes Schutzpatronin für alle Zisterzienserklöster war, hiess das neue Kloster «Monasterium Beatae Mariae de Sancto Urbano» (Kloster der heiligen Maria von Sankt Urban). 1195 war die erste bescheidene Anlage fertiggestellt. Verschiedene Landschenkungen vergrösserten den Besitz des Klosters, und die technisch geschickten Mönche begannen, auf ihren Ländereien Wässerungssysteme anzulegen. Davon zeugen noch heute die Wässermatten im Langeten- und im Rot-Tal.

Nach einer ersten Altarweihe 1200 oder 1201 wurde bald ein Neubau des Klosters St. Urban in Angriff genommen. Unter Ulrich I. (Abt 1246–1249) wurde mit dem Kreuzgang begonnen, 1259 erfolgte die Einweihung durch Diözesanbischof Eberhard II. von Konstanz. Wahrscheinlich war ein Teil der Klosteranlage bereits mit einem neuen Baustoff hergestellt, nämlich mit Backsteinen. Die nötigen Fertigkeiten waren anderswo überliefert, und auf den jährlichen Versammlungen der Äbte – dem Generalkapitel in Cîteaux – konnte sich der Abt von St. Urban jeweils bei seinen Kollegen informieren.

Der Orden der Zisterzienser (lat. Sacer Ordo Cisterciensis) hat seinen Namen vom französischen Kloster Cîteaux südlich von Dijon, das 1098 von Robert von Molesme (um 1028–1111) gegründet wurde. 1108 erhielt der Orden unter Stephen Harding seine liturgische und ordensrechtliche Verfassung (Charta Caritatis) und wurde damit selbständig. Die Verfassung basierte auf den Ordensregeln von Benedikt von Nursia (480 – um 560). Harding aber verlangte eine Rückkehr zu den benediktinischen Werten der Armut und der Weltflucht. Die Zisterzienser waren also ein Reformorden. Schon unter Harding kam es zur Gründung eines weiblichen Ordenszweiges. Besonders prägend für die Entwicklung des zisterziensischen Denkens war der heilige Bernhard von Clairveaux (um 1090–1153). Angehörige des Ordens werden deshalb auch Bernhardiner und Bernhardinerinnen genannt. Die Betonung der Handarbeit – «bete und arbeite» (lat. «ora et labora») – führte zu grossen Leistungen auf den Gebieten der Landkultivierung, der Vieh- und der Fischzucht. Zisterzienser tragen – als äusserliches Unterscheidungszeichen zu den «überbordenden» Orden –

Ausschnitt aus dem originalen Plattenboden von Grünenberg. Foto: Lukas Wenger.

ein wollenes weisses statt eines schwarzen Gewandes. Daher kommt auch der Name «die weissen Mönche».

3.2. Die Mönche von St. Urban und die Ziegelherstellung

Backsteine sind in St. Urban ab den 1230er Jahren erhalten, und so ist anzunehmen, dass die Mönche in dieser Zeit begannen, selber Backsteine herzustellen. Die Voraussetzungen dazu waren in Niederthundwil ausgezeichnet: reichliche, gute Tonvorkommen und fliessendes Wasser. Auch verfügte das Kloster über den nötigen Nachschub an Brennholz. Das Wasser der Rot wurde in einem Kanal zur Ziegelhütte geleitet. Nicht nur der Kanal besteht immer noch; wahrscheinlich an derselben Stelle wie die einstige klösterliche Ziegelanlage befinden sich heute die Ziegelwerke Roggwil AG.

Um eine Ziegelei aufzubauen, die in der Lage ist, einen ganzen Klosterneubau mit Baumaterial zu versorgen, war einerseits hohes technisches

Wissen notwendig, andererseits eine langfristige Planung. Der Ton wurde in der frostfreien Jahreszeit gewonnen, durchnässt und einen Winter lang gelagert. Im Frühjahr konnte man den nochmals gesumpften, also gleichmässig durchnässten Lehm formen. Während des Sommers trockneten die auf Gestellen geschichteten Stücke vollständig aus – manche Tierspur in Ziegeln oder Bodenplatten zeugt noch heute davon. Im Herbst oder Winter wurden die Stücke endlich gebrannt. Der ganze Vorgang vom Lehm zum fertigen Backstein dauerte etwa eineinhalb Jahre.
Rasch erlernten die Mönche von St. Urban das Zieglerhandwerk und führten es zu einer einzigartigen Blüte, indem sie ihre Backsteine mit eingestempelten Mustern zu verzieren begannen. Wohl als Ersatz für das Bildverbot des Ordens unter Bernhard von Clairvaux – woran man sich lange Zeit hielt – entwickelten die zisterziensischen Künstler einen schöpferischen Reichtum an Flechtband- und anderen Ornamenten. Diese Muster wurden gesammelt, beispielsweise im «Reiner Musterbuch» aus dem Zisterzienserkloster Rein in der Steiermark, das mehr als vierzig verschiedene Muster für Bodenfliesen enthält. Mit der Zeit entwickelten die Mönche eine solche Kunstfertigkeit, dass sie auch grossformatige Backsteine in verschiedensten Bauformen herzustellen vermochten. In der späteren Zeit der Backsteinproduktion kamen auch figürliche Stempelmotive dazu. Es erstaunt nicht, dass die Zier-Baukeramik aus St. Urban zu einer begehrten Handelsware wurde für die Bedürfnisse und den Geschmack einer adeligen und später auch bürgerlichen Kundschaft. Die Produktion hielt bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts an, wurde dann aber aus ungeklärten Gründen eingestellt. Von den klösterlichen Backsteinbauten ist heute nichts mehr vorhanden. Guglerkrieg 1375, Umbauten und Brände zerstörten sie. Was als Schutt übrig blieb, wurde als Baumaterial für Neubauten verwendet.

3.3. Der Plattenboden von Grünenberg seit der Ausgrabung von 1949

Der einzige Boden aus St. Urbaner Tonplatten, der bis heute erhalten ist, stammt aus dem 13. Jahrhundert und gehört zur Grünenberger Burgkapelle St. Georg. Vor Ort erhalten sind rund 180 quadratische Platten in unterschiedlichem Zustand und mit zwei verschiedenen Verzierungen: ein Dreiermedaillon und ein Motiv mit Herzpalmetten. Offenbar senkte sich der Boden schon im Mittelalter, einige Platten wurden damals mit Mörtel geflickt. Auf einigen Platten finden sich Brandspuren einer möglichen ge-

waltsamen Zerstörung. Bemalte Kalkmörtelfragmente in den Ritzen deuten auf eine ausgemalte Kapelle hin.
In der Ausgrabung von Juli bis September 1949 entdeckte man in der Burgkapelle den Boden aus reliefgestempelten St. Urban-Tonplatten. Zu seinem Schutz erhielt der Kapellenboden ein Dach – im Stil eines Munitionsmagazins. Mit der Zeit wurde dieser alte Schutzbau baufällig, und eine Erneuerung drängte sich auf. Beim Abriss des alten Schutzbaus halfen zahlreiche Vereinsmitglieder mit. Bei dieser Gelegenheit war für eine kurze Zeit der ganze Boden aus der Vogelperspektive sichtbar.
Im Rahmen der Gesamtsanierung war es 1993 soweit: Eine moderne Holz-Glas-Kupfer-Konstruktion des Architekten Markus Meier übernahm den Schutz der einzigartigen Kostbarkeit. Damit war der Boden für die Besucher nun einsehbar. Sobald der Schutzbau stand, widmete sich 1994 der Restaurator Urs Zumbrunn dem wertvollen Boden, um den Zustand der rund 180 verzierten Platten zu stabilisieren.

Anmerkungen

1 Schweizer Lexikon ‘91, Band 6, S. 279 f.
2 Selten wurden von bestehenden Verzierungen mit weichem Ton Abdrücke genommen, um so zu einem neuen Model zu gelangen. Weil diese Tonmodel beim Trocknen und Brennen schrumpften, sind die damit gefertigten Verzierungen deutlich von jenen zu unterscheiden, die mit Holzstempeln eingedrückt wurden.

Weiterführende Literatur

Jürg Goll: Das mittelalterliche Kloster St. Urban, in: Zisterzienserbauten der Schweiz, Bd. 2, Männerklöster (Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd. 10.2), Zürich, 1990.
Jürg Goll/Holger Bönisch: «Backsteinexperiment St. Urban» (GOLL) und «Bau und Betrieb historischer Ziegelöfen» (BÖNISCH) in: 15. Bericht der Stiftung Ziegeleimuseum 1998, Cham, 1998.
Daniel Gutscher: Die Burganlage Grünenberg in Melchnau, in: Mittelalter, Nr. 4, Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins, Basel, 1996.
Max Jufer: Die Freiherren von Langenstein-Grünenberg, Oberaargauer Jahrbuch 1994, Merkur Druck AG, Langenthal, 1. Auflage, 1994. Auch als Separatdruck erhältlich.

Fritz Junker: St. Urban, Eine Monographie der ehemaligen Abtei, Raeber, Luzern, 1. Auflage, 1975.
André Meyer/Werner Bieri: Das ehemalige Zisterzienserkloster St. Urban, herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Stämpfli, Bern, 1. Auflage, 1994.
Rudolf Schnyder: Die Baukeramik und der mittelalterliche Backsteinbau des Zisterzienserklosters St. Urban, Inauguraldissertation der phil.-hist. Fakultät der Universität Bern zur Erlangung der Doktorwürde, Benteli Verlag, Bern, 1958.
Ernst Tremp: Mönche als Pioniere: Die Zisterzienser im Mittelalter (Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 65), Verein für wirtschaftshistorische Studien, Meilen, 1997.

Bucher Motorex AG, Langenthal

Edy Bucher

Der Aufbau

Der Erste Weltkrieg ist noch in vollem Gange, als ein jüngerer Mann namens Fritz Jenzer 1917 im Welschland in Bützberg eine kleine Produktion von Schuh- und Bodenpflegemitteln eröffnet. Die nötigen Rezepturen erhält er von Rohstofflieferanten, es handelt sich dabei um ganz normale Standardqualitäten. Nebst diesen Eigenfabrikaten rundet er das Verkaufsprogramm ab mit Stahlwolle, Feglappen und weiteren Handelswaren, die er in den Spezereihandlungen anbietet. Um die Auslagen für Essen und Unterkunft wieder hereinzubringen, offeriert er in den Restaurants und Hotels nebst den erwähnten Produkten auch Senf, Zuckeressenz, Seifen aller Art, Zündhölzer und Speiseöl.
Aber der Anfang verläuft überaus harzig, und schon nach kurzer Zeit machen sich Liquiditätssorgen bemerkbar. Obwohl nur ein einziger Mitarbeiter beschäftigt wird, laufen ihm die Kosten davon, so dass sich die sofortige Suche nach einem Partner aufdrängt.
Arnold Bucher (*1896) seinerseits musste schon während der kaufmännischen Lehre in Biel die Reisetätigkeit mit Merceriewaren aufnehmen, weil sich die zuständigen Vertreter ausnahmslos im Militärdienst befanden. Diese Tätigkeit sagte ihm überaus zu, so dass er sich nach der Ausbildung entschloss, vorläufig im Lehrbetrieb als Vertreter zu verbleiben. Auch er besuchte die Detaillistenkundschaft. – Während eines Mittagessens trifft er Fritz Jenzer. Dieser macht ihn mit seinen Sorgen und dem Umstand vertraut, dass er unbedingt einen Kompagnon benötige, um ihn von den drückenden Geldsorgen zu entlasten und beim Ausbau seiner kleinen Firma zu unterstützen.
Aber der anvisierte Partner, vom Vorschlag durchaus fasziniert, ist ebenfalls nicht auf Rosen gebettet. Wohl hat er sich als Amateurpianist durch

die Mithilfe in einem kleinen Tanzorchester nahezu die Hälfte der erforderlichen zwanzigtausend Franken erspart, doch er sieht sich gezwungen, den verbleibenden Rest als Darlehen aufzunehmen. Seine Hoffnungen werden jedoch arg strapaziert, als man ihm auf der Langenthaler Filiale der Kantonalbank mit barschen Worten erklärt, ohne jegliche vorhandene Sicherheit müsse sein Ansinnen strikte abgelehnt werden. Von diesem negativen Bescheid etwas mutlos geworden, versucht er es bei der Bank Langenthal. Der dortige Direktor empfängt ihn sehr freundlich, bittet das Sparheft einsehen zu dürfen und entscheidet nach dessen Einsicht ohne jeglichen Vorbehalt, er sei kreditfähig. Die Tatsache, dass das Guthaben sich durch jeweilige Einzahlungen von fünf Franken zusammensetzte, die der junge Mann pro Abend durch Klavierspielen verdiente, ist für ihn massgebend. Dieser positive Entscheid ermöglicht die sofortige Gründung der damaligen Firma Jenzer + Bucher, chemisch-technische Produkte in Bützberg.

Dem dringlichen Wunsch des neuen Partners, die Standardrezepturen für die Fabrikate zu verbessern und diese qualitativ auf den bestmöglichen Stand zu bringen, wird entsprochen und die Schutzmarke Rex offiziell eingetragen. Beide Partner begeben sich per Fahrrad und Bahn auf die Suche nach Abnehmern, produzieren während des Wochenendes jeweils die verkauften Waren, welche anschliessend durch die Ehefrauen und den Angestellten verpackt und versandt werden. Doch der zunehmende Umsatz erfordert grössere Rohstofflager und führt zu wachsenden Debitorenausständen und Unkosten, so dass die erste Jahresbilanz trotz allen unternommenen Anstrengungen rote Zahlen aufweist. Mit diesen ungünstigen Unterlagen belastet muss schweren Herzens ein erneuter Gang mit einem Kreditbegehren zur Bank Langenthal angetreten werden. Doch wiederum zeigt der dortige Direktor Verständnis und bewilligt auch diesmal ohne weitere Sicherheiten ein zusätzliches Darlehen. Mit dieser Grosszügigkeit und seinem ausgeprägten Willen, einem aufstrebenden Unternehmen beistehen zu wollen, ermöglicht er das Fortbestehen der noch jungen und kleinen Firma und honoriert damit den enormen Einsatz der beiden Geschäftspartner.

Langsam setzt sich trotz der vorherrschenden Krisenjahre die Qualität der Rex-Produkte durch. Noch hat man zwar mit eingeschränkter Liquidität zu kämpfen, was so weit führt, dass man sogar den Tintenvorrat ins Inventar aufnimmt, um bei der Bilanzierung rote Zahlen zu vermeiden. Mit

Erster Firmensitz in Bützberg während der zwanziger Jahre.

der Produktionsaufnahme von Huffetten werden neu auch die Schmiedmeister besucht, der Kundenkreis dehnt sich langsam aus. Wenig später stellt man zusätzlich Riemen- und Metzgerharze sowie Bremsenöl, Bodenöle und Lederöle her und nimmt als Handelsprodukte technische Fette sowie Maschinenöl auf. Man bearbeitet nun auch die Sattler- und Wagnermeister, Sägereien und Baugeschäfte. In mehreren Rezepturen für REX-Produkte ist Dorsch-Lebertran enthalten, der aus Norwegen importiert wird. Deshalb entschliesst man sich, vom dortigen Exporteur auch Futtertran zu beziehen und bietet diesen den Schweinemästereien an. Die rasch erreichte, grosse Tonnage bringt einen willkommenen Zusatzverdienst, obschon die Gewinnmargen bescheiden sind. Nach sechs Jahren gemeinsamer Tätigkeit kann der erste Reisewagen zum Besuche der abgelegeneren Gebiete angeschafft werden, und bald schon liefert man die Bestellungen mit einem kleinen eigenen Lieferwagen aus. Um auch den damals allerdings noch sehr geringen Bedarf an Motorenöl abzudecken, gelingt es, die lokale Vertretung der amerikanischen Marke Metanol zu übernehmen. Arnold Bucher befasst sich nun mit der internen Organisation; als zusätzliche Vertreter werden sein Halbbruder Hans Meier und etwas später der Sohn des Partners Fritz Jenzer eingestellt. Die bearbeiteten Gebiete umfassen nun auch die nähere Westschweiz bis Freiburg und

Der Firmengründer Arnold Bucher.

die Kantone Aargau und Baselland. Der Kauf einer Rezeptur eines absolut neuartigen Riemenöles von einem Ungarn für die Pflege der Treibriemen führt zu ersten Exportaufträgen nach Norwegen.
Inmitten dieser erspriesslichen Geschäftsentwicklung verstirbt der Seniorpartner Fritz Jenzer ganz unerwartet und allzufrüh. Sein grenzenloser Optimismus, unermüdlicher Arbeitseinsatz und sein konziliantes Wesen bleiben unvergessen. Die Firma wird auf Bucher + Cie umbenannt, als Kommanditäre figurieren Arnold Bucher, Fritz Jenzer jun. und Hans Meier.

Kriegsjahre

1935 rüstet Europa zum Krieg. Nach den langanhaltenden Krisenjahren belebt sich die Konjunktur, und die Arbeitslosigkeit nimmt ab. Es folgen einige Jahre des Aufschwunges. Aber bedauerlicherweise lässt sich Fritz Jenzer jun. durch den Nationalsozialismus betören und stösst mit seiner politischen Einstellung, aus der er auch bei seinen Kundenbesuchen keinen Hehl macht, dermassen an, dass sich eine weitere Zusammenarbeit

mit ihm als unmöglich erweist. Er muss fristlos entlassen werden, nachdem seinetwegen das Unternehmen in der «Tagwacht» als nazifreundlich hingestellt wird und dadurch der Verlust eines grossen Teiles der Kundschaft droht.
Die Firma heisst fortan Bucher + Cie AG, chemisch-technische Produkte, Bützberg. Arnold Bucher übernimmt den Hauptanteil der Aktien, als Minderheitsaktionäre zeichnen seine Ehefrau und Hans Meier.
Der Kriegsausbruch im Jahre 1939 trifft das Unternehmen hart. Eine sich auf dem Rhein befindliche Sendung von 20 Tonnen Futtertran wird durch die Deutschen konfisziert und dort zur Herstellung von Margarine verwendet! Die wie allgemein üblich geleistete Vorauszahlung wird durch keine Versicherung abgedeckt und ist verloren. Der Import aller technischen Öle wird bewirtschaftet und kontingentiert. Die Rohstoffe für die Fabrikation von Schuh- und Bodenpflegemitteln sind nur mit grösster Mühe beschaffbar und teilweise erst auch noch von minderer Qualität. Die Preise schnellen sprunghaft in die Höhe: das zur Herstellung der Farben in beträchtlichen Mengen benötigte Leinöl z.B. kostet im Ankauf anstelle der bisherigen 80 Rappen pro kg wegen Spekulationskäufen plötzlich 18 Franken!
Der verbleibende Reisewagen muss auf Holzkohlebetrieb umgerüstet und der ziemlich neue Lieferwagen der Armee zur Verfügung gestellt werden. Doch das bis zum heutigen Tag damals von den Gründern eisern verfolgte Prinzip, nie einen Mitarbeiter aus Konjunkturgründen zu entlassen, vermag aufrechterhalten zu werden. Mit Ausnahme von Arnold Bucher befinden sich abwechslungsweise alle 6 Mitarbeiter im Militärdienst.
Die einsetzende Bewirtschaftung aller Schmierstoffe mit der angeordneten Verpflichtung, für jeden Auftrag über 18 kg ein Auslieferungsgesuch bei der amtlichen Sektion für Kraft und Wärme in Biel einzureichen, ruft einem enormen Papierkrieg. Auch die als dringende Notwendigkeit eingeführte Preiskontrolle erheischt Mehrarbeit, führt indessen auch zu Härtefällen, weil sie die Grossunternehmen mit ihrer Möglichkeit begünstigt, auf ihren grossen Warenlagern profitable Mischrechnungen vorzunehmen. Der ganze, spartanisch gehätschelte Lagerbestand an Paraffinwachsen muss einer Munitionsfabrik, der für die Fabrikation dringend benötigte Vorrat an Vaselinöl einer Tuchfabrik für die Herstellung von Uniformstoffen für die Armee abgegeben werden, obschon keiner der beiden Bezüger vor- oder nachher die Firma je berücksichtigt hat. Ähnliche

Weisungen sind begreiflicherweise von den Betroffenen nur schwer zu verdauen. Dem Umstand, dass die schweizerische Maschinenindustrie die Deutschen als Beitrag zu unserer Landesverteidigung mit Ausrüstungsteilen für die Waffen- und Munitionsproduktion beliefert, ist es zu verdanken, dass sie uns im Gegenzug einen Teil der dringend benötigten Rohstoffe zukommen lassen. Diese gelangen anhand der vorhandenen Kontingente zur Verteilung an die Fabrikanten. Auf diese Weise kann sich das Unternehmen in Bützberg, wenn auch mit ausserordentlich viel Mühe und Aufwand, einigermassen durchschlängeln. Ungewissheit, Ängste und Sorgen dieser Epoche hinterlassen allerdings bei den direkt Beteiligten für ihr ganzes Leben tiefe Spuren.

Umzug nach Langenthal

Nach dem Hinschied von Fritz Jenzer sen. erbte seine Ehefrau die kleine Fabrikliegenschaft. 1943 kündigt sie die Pacht auf Ende 1944: ein weiterer Tiefschlag für das immer noch bescheidene Geschäft, sieht man sich doch demzufolge gezwungen, noch während den andauernden und ungewissen Kriegsjahren einen Neubau zu erstellen. Die Suche nach geeignetem Bauland erweist sich in Bützberg als aussichtslos; der für die Zukunft wegweisende Wunsch nach einem späteren Geleiseanschluss zeigt sich als kaum realisierbar, umsomehr, als der damalige Gemeinderat sich nicht darum bemüht, mitzuhelfen. Man sondiert deshalb in Herzogenbuchsee und Langenthal.

Der amtierende Gemeindepräsident in Langenthal, Walter Morgenthaler, handelt hingegen spontan und unterbreitet innert wenigen Tagen ein äusserst attraktives Angebot für Bauland längs der Bern–Zürichstrasse, wo sich zu dieser Zeit noch keine weiteren Gebäude befinden. Zudem verspricht er ein zinsloses Darlehen von zehntausend Franken unter der Bedingung, dass sich die Aktionäre der Familien-AG in Langenthal niederlassen. Dieses Darlehen wird dann bereits innert Jahresfrist zurückerstattet und die entsprechende Domizilauflage erfüllt.

Zu diesem Zeitpunkt befindet sich das Baugewerbe auf einem absoluten Tiefstand. Vor allem fehlt es überall an Mut, Neubauten in Angriff zu nehmen, auch wenn sich langsam abzeichnet, dass ein Angriff Deutschlands nun kaum mehr zu befürchten ist. Niemand sieht den einige Jahre danach

eintretenden konjunkturellen Aufschwung voraus. Die Versorgung mit den Werkstoffen Zement und Betoneisen ist äusserst prekär. Wenn immer möglich wird daher vor allem für die oberen Stockwerke auf unbeschränkt vorhandenes Bauholz ausgewichen, was jedoch den Nachteil geringerer Bodenbelastbarkeit hat.

Der grosse Zeitdruck bedingt, dass die Baupläne innert kürzester Frist eingereicht werden. Alle erforderlichen Bewilligungen werden erstaunlich rasch erteilt, so dass der Neubau mit Nebentrakt wunschgemäss auf Ende Jahr bezugsbereit ist.

Im Herbst 1944 beendigt Edy Bucher, Sohn des Firmenmitbegründers Arnold Bucher, seine Ausbildung an der Handelsschule Neuenburg. Kriegsbedingt bleiben ihm die Wege ins Ausland zur weiteren Ausbildung verschlossen. Die Bauarbeiten befinden sich noch in vollem Gange, die Planung der Umzugsvorbereitungen und der aufwendige Umzug selbst stehen unmittelbar bevor. Deshalb erachtet Vater Bucher es als selbstverständlich, dass sein einziger Nachkomme sich voll und ganz diesen Aufgaben zu stellen hat – was dieser übrigens auch sehr gerne auf sich nimmt und seine Ärmel zurückkrempelt.

Es fehlt nach wie vor an wichtigen Rohstoffen, aber kurz nach der deutschen Kapitulation werden ein erster kleinerer Posten Motorenöl amerikanischer Provenienz und eine grössere Tonnage an Maschinenölen angeboten. Beides findet vor allem zum Unterhalt der Landmaschinen reissenden Absatz. Edy Bucher wird Aktionär und nimmt die Reisetätigkeit auf, die er anschliessend ununterbrochen während 18 Jahren ausübt. Jeden Tag müssen wesentlich mehr neue als bestehende Kunden besucht werden, um dem Betrieb den dringend nötigen Aufschwung zu verschaffen. Aber nach wie vor ist das Benzin rationiert.

Um dieses nach Möglichkeit zu strecken, müssen die Reiserouten sorgfältig geplant werden, und schon ab einer Distanz von 40 km ab Langenthal übernachtet man auswärts. Die Mittagessen werden vorzugsweise in Landbeizen eingenommen, immer in der Hoffnung, dass man dort nicht schonungslos auf dem Vorweisen der chronisch mangelnden Mahlzeitencoupons beharrt. Fleischlose Tage, teilweise eher minderwertige Kost in den Gaststätten und reichlich lang gelagertes Brot gehören zur Tagesordnung, was andererseits der Leibesfülle nicht zuträglich ist!

Die Kundschaft setzt sich nebst dem übrigen Gewerbe immer noch vorwiegend aus Spezereihandlungen, Schmiedewerkstätten, Sattlereien so-

wie einigen wenigen Garagen und Industriebetrieben zusammen. Der Konkurrenzkampf auf dem Schmiermittelsektor ist hart, die grossen internationalen Wettbewerber schenken dem neuen Rivalen gar nichts. Wegen der erforderlichen Pflichtlagerhaltung ist jeder namhafte Importeur gezwungen, dem Verband Schweizerischer Schmierölimporteure VSS beizutreten. Nach dem Krieg gehören ihm über 90 Mitglieder an, dazu gesellen sich noch ungefähr 50 Ölhändler, welche sich bei den Importeuren versorgen. Auf dem Gebiet der Bodenpflegeprodukte macht sich ein zunehmender Minderbedarf bemerkbar, hervorgerufen durch die aufkommenden Spannteppiche und die Versiegelung der Fussböden. Einzig die hervorragende Qualität der Rex-Produkte erlaubt es bei erbittertem Preiskampf noch, tagtäglich neue Wiederverkäufer zu gewinnen.

Motorex und Lubrex

Markenlose Motorenöle erweisen sich mehr und mehr als zukunftslos, werden doch durch die Motorenhersteller zunehmend scharfe Bestimmungen festgesetzt, die bei eventuellen Garantieleistungen ein anderes als das vorgeschriebene Produkt strikte zurückweisen. Deshalb entschliesst man sich 1947, für die Schmieröle Motorex und für die technischen Fette Lubrex als Schutzmarken ins Leben zu rufen und einzutragen. Motorex setzt sich aus Motor und der schon bestehenden Marke Rex zusammen, aus ästhetischen Gründen verzichtet man dabei auf den zweiten Buchstaben R.
Das bisherige Vertreterteam, bestehend aus Hans Meier und Edy Bucher, wird durch einen zusätzlichen Reisenden, der die Ostschweiz und das Tessin zu bearbeiten hat, ergänzt. Um die Arbeitszeit voll auszunützen, fährt dieser jeweils freiwillig bereits am Sonntagnachmittag ins Tessin und arbeitet dort bis am Samstagmittag. Endlich wird nun auch die Benzin- und Lebensmittelrationierung aufgehoben. Noch stehen aber die Hersteller von Landmaschinen der jungen Marke sehr zurückhaltend gegenüber und schreiben während der Garantiezeit ausnahmslos international bekannte Ölmarken vor. Es verbleibt als einziger Ausweg, den Kunden für die Motorex-Produkte eine schriftliche Garantieerklärung abzugeben, welche nötigenfalls bei einem Schadenfall in Anspruch genommen werden könnte. Weil aber seit Anbeginn das eiserne Prinzip befolgt wird, nur

1947 wird aus «Rex» die Marke «Motorex». Der neue Firmenstandort in Langenthal. Aerofoto Winterthur.

Waren erster Güte auf den Markt zu bringen, verbleibt es in seltenen Ausnahmefällen beim blossen Versuch. Das Vertrauen nimmt nun fortwährend zu, und bald schon wird Motorex auch für heiklere Einsätze von anerkannten Fachleuten empfohlen und mehr und mehr sogar vorgeschrieben.
1949 können hinter dem Fabrikgebäude 2000 m^2 als Landreserve erstanden werden. Der Kundenkreis nimmt vor allem in der Deutschschweiz erfreulich zu, in regelmässigen Abständen nehmen deshalb auch zusätzliche Mitarbeiter im Innendienst ihre Arbeit auf.
Iran als wichtigster Öllieferant Europas verstaatlicht 1951 seine Ölindustrie, was eine weltumspannende Besorgnis um die Energieversorgung auslöst, welche noch zu 70% auf dem Nahen Osten basiert. Die Errichtung von 4 Tanks zu je 40 m^3 beim Bürogebäude gewährt eine erhöhte Reservebildung an Basisölen; im Keller installiert man den ersten elektrisch beheizbaren Mischer für 500 l Mischgut. Dessen ganztägiger Einsatz stellt noch einen utopisch anmutenden Wunschtraum dar! In den Folgejahren wird erstmals in der Presse für Motorex geworben. Die 1956

ausbrechende Suez-Krise führt zu einem ausgedehnten Absatzboom, es werden 4 weitere Lagertanks zu 40 m^3 angegliedert. Das Prinzip, den Aussendienst erst dann zu erweitern, wenn die durch die Zunahme der Debitorenausstände und der Lagerbestände gebundenen flüssigen Mittel dies erlauben, verzögert wohl eine allzu sprunghafte Entwicklung, sichert jedoch den gesunden Fortbestand des Unternehmens.
In der Werbung zeigt man sich dagegen sehr risikofreudig! 1961 werden in den bedeutenden Wirtschaftszeitungen mittels auffälliger Inserate Fr. 1000.– für den Fall offeriert, dass ein auftretendes Schmierproblem nicht durch die Firma gelöst werden kann! Die damit versprochene Prämie muss allerdings lediglich einem pfiffigen Studenten als Anerkennung für seine tiefgründigen Nachforschungen und als willkommene Spende ausbezahlt werden.
Infolge eines unumgänglichen operativen Eingriffes vertraut Arnold Bucher 1962 die Geschäftsleitung seinem Sohn Edy Bucher an, der daher die Reisetätigkeit aufgibt und sich vermehrt auch der künftigen Weiterentwicklung widmen kann. Im darauffolgenden Jahr wird der sogenannte Ostbau erstellt: Die vorhandenen flüssigen Mittel betragen Fr. 130 000.–, und genau für diesen Betrag wird auch gebaut. Bankschulden wurden seit jeher wenn immer möglich vermieden.
Die bereits erwähnten Gründe führen zu einem weiteren Bedarfsrückgang an Schuh- und Bodenpflegemitteln, so dass man sich 1965 schweren Herzens entschliesst, diese Sparte und damit weit über 3000 bestehende Kunden in diesem Bereich aufzugeben. Der mutige Entschluss, sich auf die Herstellung von Schmierstoffen, Reinigungsmitteln und Korrosionsschutzprodukten zu spezialisieren, erweist sich schon wenig später als einzig richtige Lösung. Der Aussendienst kann nun seine Tätigkeit konzentriert auf das neue Verkaufsprogramm ausrichten und sich voll der Gewinnung zusätzlicher Kunden widmen. Aber die stark zunehmenden Umsätze verursachen schlagartig auch Platzprobleme! Deshalb erweist es sich als ganz besonderer Glücksfall, dass sich 1967 die Gemeinde Langenthal entschliesst, die eigene Gaserzeugung und damit das Gaswerk auf dem benachbarten Gelände aufzugeben. Zusammen mit dem Baugeschäft Bösiger entschliesst man sich, das verfügbare Areal je zur Hälfte zu kaufen und das Gaswerk abzubrechen. Der zu entrichtende Preis ist für damalige Verhältnisse nicht besonders günstig, darf jedoch als angemessen bezeichnet werden. Die zunehmenden Verkaufserfolge rufen ei-

Edy Bucher prägt die Firma während mehr als 47 Jahren mit seinem unternehmerischen Charisma.

ner grosszügigen Lösung, zu welcher die Hausbank, der man seit Anbeginn die Treue hält, auch keinerlei Einwände äussert.
Zum Bedauern aller, die ihn kannten, verstirbt inmitten der Planung für den bedeutenden Neubau 1968 der Firmengründer Arnold Bucher. Seiner grossen Weitsicht und aussergewöhnlichen Initiative verdankt das Unternehmen seine fortwährende Entwicklung und die sehr gesunde finanzielle Basis. Leider ist es ihm versagt, die nun sprunghaft einsetzende Entwicklung mitzuerleben.

Die dritte Generation

Die dritte Generation hält bereits 1969 mit Monique Bucher Einzug, und am 20. März 1970 erfolgt der Spatenstich für den grossdimensionierten Neubau, der am 31. März 1972 bezogen werden kann. Der Betrieb gilt nun als sicherster der ganzen Branche und dient auch noch heute als Vorzeigeobjekt.

Unmittelbar nachher zeigt es sich , dass auch die Labors einer umfassenden Ausweitung bedürfen. Deshalb kommt der Wunsch der ebenfalls unabhängigen, bereits in mehreren Ländern tätigen Familien-AG Fuchs in Mannheim, sich im industriellen Bereich mit einem schweizerischen Partner zusammenzutun, wie gerufen. 1973 vereinbart man, die Firma Motorex AG zu gründen, an der sich die Unternehmen Bucher und Fuchs je zur Hälfte beteiligen. Der neuen Firma wird die Aufgabe übertragen, ausschliesslich die einschlägige Industriekundschaft zu bearbeiten, während Handel und Gewerbe weiterhin durch die Firma Bucher, welche nach wie vor unabhängig bleibt, beliefert werden. Dadurch eröffnet sich der Zugang zu den mit über 100 Chemikern und Technikern bestückten Labors in Mannheim, was sich in der Folge als äusserst fruchtbar erweist.
Der im gleichen Jahr ausbrechende Krieg zwischen Israel und Ägypten erzeugt in der Ölbranche Panikstimmung. Enorme Angst- und Hamsterkäufe lassen den Auftragsbestand auf ein Ausmass anwachsen, das eine Produktion rund um die Uhr erfordert. Dank den freundschaftlichen Beziehungen zu den Vorlieferanten bleibt die Versorgung mit Basisölen und chemischen Rohstoffen gleichwohl gesichert.
1974 entsteht mit einem Fassungsvermögen von 5 400 000 l das grösste Tanklager für Schmieröle in der Schweiz. Fast zur selben Zeit eröffnen einige publikationshungrige Wissenschafter, dass die Erdölvorräte innert den nächsten zwei Jahrzehnten endgültig aufgebraucht sein werden! In Amerika prüft man deswegen sogar eine Benzin- und Ölrationierung. Zum Glück bezweifelt die Geschäftsleitung all diese unrealistisch anmutenden Prognosen, die sich später in der Tat als Hirngespinste erweisen. Auch noch am Ende des Jahrhunderts wird bekanntlich Jahr für Jahr erheblich mehr Erdöl aufgefunden als verbraucht. Eine nochmals erweiterte Mischanlage zur gleichzeitigen Produktion von 100 Fässern wird installiert.
Mit Helen Bucher nimmt auch die jüngere Tochter ihre Tätigkeit im Unternehmen in Angriff und widmet sich vor allem der Werbung und dem Verkauf. Das Personal umfasst nun 52 Personen. Die EDV wird im Verbund mit der Firma Baumann Création eingeführt, was sich jedoch infolge der zeitlichen Überschneidungen und andauernden Nachtarbeit beider Firmen nicht bewährt. Aus diesem Grund wird zwei Jahre später ein eigener Computer installiert. Hans Meier tritt im Alter von 69 Jahren von der Reisetätigkeit zurück. Er darf auf eine erfolgreiche Laufbahn zurück-

blicken, half er doch ab den kleinsten Anfängen mit und trug massgebend dazu bei, den Kundenstamm in der von ihm bearbeiteten Region erheblich auszubauen.
1977 entzündet sich im Keller infolge eines defekten Thermostaten der Inhalt eines Mischers. Dies führt zu enormer Hitze- und Rauchentwicklung. Aber die Unterteilung in einzelne Brandabschnitte bewährt sich und verhütet einen Vollbrand. Trotzdem ist der verursachte Schaden bedeutend. Zum Glück kann die Fabrikation aufrechterhalten werden.
Über zwanzig bedeutende Mitbewerber vertrauen bereits zu diesem Zeitpunkt dem mit allen erforderlichen Voraussetzungen ausgestatteten Betrieb die Herstellung ihrer Schmierstoffe nach ihren eigenen Rezepturen und unter ihrem Markenzeichen an. Die damit verbundene Anerkennung und der respektable Achtungserweis untermauern, dass alle die eingegangenen Risiken und der stete Glaube an das Durchsetzungsvermögen gegen eine internationale, übermächtige Konkurrenz sich lohnten.
Trotz des im Jahre 1978 eintretenden Konjunktureinbruches wird eine Aufstockung des Fabrikationsturmes sowie die Neugestaltung der Büroräume und des Eingangsbereiches beschlossen. Am 1. September tritt Peter Regenass-Bucher in den Betrieb ein und befasst sich mit der betrieblichen Technik. Trotz eingehenden Vorgesprächen mit den zuständigen Behörden entsteht ein überaus mühseliger Kampf um die Baubewilligung. Aber endlich wird man zum Glück doch noch eines Besseren belehrt. Nach Beendigung der umfangreichen Bauarbeiten entschliesst man sich 1980 zur Organisation eines Tages der offenen Türen. Von den innert vier Stunden zuströmenden über 1000 Besuchern ist man gewaltig überrascht und erfreut. Ein erneuter Wermutstropfen mischt sich in diese Freude durch den Kriegsausbruch zwischen Iran und Irak. Die Ölversorgung wird sofort unregelmässig und bricht zeitweise zusammen. Aber die grossdimensionierten Tanklager bewähren sich in jeder Hinsicht: der stark angestiegene Bestellungseingang führt zu keinen Lieferschwierigkeiten, und die enorm angestiegenen Rohstoffpreise können grösstenteils überbrückt werden.
1981 entschliesst sich Hans Meier, seine Aktien Monique Regenass-Bucher und Helen Bucher abzutreten. Zusammen mit Peter Regenass-Bucher werden sie in den Verwaltungsrat gewählt, dem nebst Edy Bucher seit vielen Jahren auch Fürsprecher Roland Liebi angehört. Als Diversifikation wird neu der Bereich Werkstatteinrichtungen ins Verkaufsprogramm in-

tegriert. Die schlagkräftige Verkaufsorganisation ermöglicht es dem neuen Betriebszweig, mehrere Exklusivverträge mit führenden Apparateherstellern der Branche abzuschliessen. Der Kauf einer grösseren EDV-Anlage mit neuer Software zieht Probleme nach sich: während Monaten harren über 3500 Rechnungen an die Kundschaft der Erledigung. Glücklicherweise erlaubt es die vorhandene Liquidität, auch diesen ungemütlichen Engpass zu überwinden, so dass die Lieferantenrechnungen trotzdem termingerecht beglichen werden können!

Die Aufnahme des Verkaufes von Schneeketten erweist sich infolge verschiedener Umstände als Flop, man gibt daher dieses Programm ziemlich rasch wieder auf. Als weit interessanter für die Zukunft erweist sich die Entwicklung von speziellen Schmierstoffen und Pflegeartikeln für den Motorradsektor. Die Motorex-Revue, jetzt noch eine Kundenzeitschrift im Zeitungsformat, wird vorerst an über 20-000 bestehende und potentielle Kunden versandt. Dieses vorzügliche Verkaufsinstrument wird mit der Zeit laufend umgestaltet und verbessert: es erreicht heute in drei Sprachen eine Auflage von weit über 30-000 Exemplaren und wird sowohl im Inwie auch im Ausland anhand seiner wertvollen technischen Beiträge und Verkaufsunterstützung ausserordentlich geschätzt und begehrt. Etwas später entschliesst man sich zum Sponsoring von Motorrad-Rennfahrern und zur Bandenwerbung in Fussball- und Eishockey-Sportanlagen. Die während Jahrzehnten mit grosser Ausdauer und beträchtlichen finanziellen Aufwendungen durchgezogenen Werbeanstrengungen beginnen sich allmählich auszuwirken, die Marke Motorex erreicht bei offiziell durchgeführten Marktforschungen einen bemerkenswert hohen Bekanntheitsgrad und überholt weltweit eingeführte Wettbewerbserzeugnisse teilweise erheblich. Nebst den seit vielen Jahren ständig besuchten Auto- und Nutzfahrzeugsalons in Genf überschreitet man erstmals die Landesgrenze und eröffnet einen Stand an der Zweirad-Messe in Köln mit der Absicht, Vertretungen im Ausland aufzubauen: ein Plan, der sich als ziemlich dornenvoll erweist. Aber auch hier gilt die These, dass ein Nichtnachlassen mit der Zeit gewinnt! Die Verkaufsumsätze nehmen in regelmässiger Folge erfreulich stark zu, was wiederum zu baulichen Erweiterungen führt: 1985 wird der Werkhof des Baugeschäftes Bösiger im Umfang von 6700 m^2 erworben und ein Jahr später der neu gestaltete Bürotrakt bezogen. Es werden nun 90 Personen beschäftigt. Die Bemühungen, biologisch voll abbaubare Kettenschmieröle für Motorsä-

Die topmoderne Infrastruktur und Lastwagenflotte.

gen einzuführen, stossen vorerst auf technische Probleme, weil die eingesetzten Rapsöle nach längerer Lagerung zu Verklebungen neigen. Die Forschung muss von Grund auf neu beginnen. Dafür gelingt 1987 ein bedeutender Durchbruch beim Motorenöl: ein den bisherigen Grundölen qualitativ mit grossem Abstand überlegenes hochveredeltes Basisprodukt mit bisher unerreichten Eigenschaften führt in der Praxis zu überragenden Resultaten. Motorex Select gestaltet sich zum absoluten Renner und wird auch von kritischsten Fachleuten vorbehaltlos empfohlen. Und dieser bedeutungsvolle Fortschritt gelingt ganz zufällig erst noch anlässlich der Feier des 70-Jahre-Firmenjubiläums!

1988 erscheint erstmals ein Motorex-Fernsehspot in allen Landessprachen. Nach langwieriger Forschungs- und Entwicklungsarbeit und als schweizerische Premiere kann der Verkauf biologisch abbaubarer Ketten- und Hydrauliköle endlich freigegeben werden. Aber weil sie teurer sind als die mineralölhaltigen Erzeugnisse, harzt vorderhand der Absatz. Scheinbar ist Umweltschutz nur dann gefragt, wenn er keine Mehrkosten verursacht... Bereits ein Jahr später muss eine bedeutend leistungsfähigere EDV-Anlage angeschafft werden. Diesmal gestaltet sich aber die Ein-

führung problemlos. Das einstige Gasmeisterhaus wird abgebrochen und das ganze anschliessende Terrain neu asphaltiert.
1990 erringt der neue Motorex-Fernsehspot eine internationale Auszeichnung. Der Ausbruch des Golfkrieges verläuft bezüglich Hamsterkäufen ruhiger als bei früheren Auseinandersetzungen in dieser Region. Marktforschungen in zahlreichen Ländern weisen auf namhafte Exportmöglichkeiten hin, aber der Mangel an sprachkundigem und für den Verkauf geeignetem Personal bildet noch ein gewichtiges Hindernis. Ein eigentlicher und grosser Durchbruch erfolgt vorerst in Deutschland und weist gleichzeitig auf die räumlich einmal mehr sehr knappen Reserven hin. Fast als ob es das Los seit jeher so beschieden hätte, muss 1991 ein grossdimensionierter Neubau erneut beim Beginn einer Rezession in Angriff genommen werden. Den eigentlichen Auslöser bildet überdies die behördlicherseits erlassene Aufforderung, die vor wenigen Jahren modernisierte Heizung innert kürzester Frist durch eine der Luftreinhalte-Verordnung gerecht werdende Anlage zu ersetzen. Die insgesamt entstehenden Kosten betragen 14 Millionen Franken und umfassen eine weitere Aufstockung des Fabrikationstraktes mit neuem, grösserem Labor, die neuzeitliche Isolation und Aluminium-Einfassung des ganzen Gebäudes, die Errichtung einer Lastwagen-Waschanlage und eines Tunnels zum bestehenden Bau Süd. Ausserdem wird eine vollautomatische Fassabfüllanlage installiert: alle 40 Sekunden verlässt ein volles Fass die Produktionsanlagen, was weit über die Landesgrenzen hinaus einem Rekord gleichkommt. Die Belegschaft umfasst nun über 140 Personen; zusätzlich werden dem Behindertenheim in Madiswil regelmässig grössere und dort sehr willkommene Abfüllarbeiten übertragen. Die Exportaufträge nehmen nun in bedeutendem Ausmass zu.
In der Schweiz läuft schon mehr als jeder vierte Motor mit Schmierstoffen aus Langenthal! Ein Resultat, das anlässlich der Gründung der Marke Motorex wohl kaum jemand erträumt hätte... Nach 47 Jahren Tätigkeit treten Claudine und Edy Bucher aus der operativen Geschäftsleitung zurück, bleiben jedoch vorderhand im Verwaltungsrat. Sie haben eine wechselvolle, interessante und ereignisreiche Wegstrecke zurückgelegt, die sie mit Freude und Genugtuung über das Erreichte erfüllt.
1992, anlässlich des Bezuges der Neu- und Erweiterungsbauten und zum Jubiläum des 75jährigen Bestehens, finden über 7000 Besucher Eingang zu den wiederum geöffneten Türen. Im darauffolgenden Jahr erfreut man

Das aktuelle Programm umfasst rund 1500 Produkte und zeugt vom dynamischen Denken und Handeln von Motorex.

sich der Verleihung der ISO-9001-Qualitätszertifizierung und stellt als erstes Unternehmen biologisch abbaubare Schmieröle aus schweizerischem Rapsöl her. 1994 dehnt sich die Exporttätigkeit weiter aus und umfasst auch zahlreiche Lieferungen nach Übersee. Wander- und Reiselustige rapportieren immer wieder, schöne grüne Motorex-Fässer auch in den abgelegensten Winkeln unseres Landes und sogar in der Wüste Sahara und in anderen exotischen Ländern angetroffen zu haben.

1996 wird die Bucher-Motorex-Holding AG gegründet und die Nachfolgeregelung definitiv abgeschlossen. Eine tüchtige, sich in jeder Hinsicht gut ergänzende jüngere Generation nimmt das Szepter in ihre Hände und lässt keinen Zweifel aufkommen, den Unternehmen einen erfolgreichen Fortbestand zu garantieren.

Mit beträchtlichem Aufwand wird 1997 das 80-Jahre-Jubiläum mit den über 12 000 Besuchern gefeiert. Auch im soeben begonnenen Jahr 1998

werden wieder Neubaupläne gehegt. Die sich nun auf weit über 40 Länder und alle Kontinente ausdehnende Kundschaft und die daraus resultierenden grossen Aufträge rufen zudem nach einer Neustrukturierung der Unternehmen, welche momentan durch ausgewiesene Spezialisten an die Hand genommen wird. Der Personalbestand hat auf 160 Personen zugenommen und wird in allernächster Zeit eine weitere Ausdehnung erfahren.

Ungezählte Betriebe stellen erfreulicherweise immer wieder unter Beweis, dass der uneingeschränkte Glaube an die Zukunft, vor allem aber unermüdlicher Einsatz und nicht zuletzt die ebenfalls nötige Dosis Glück es auch zur heutigen Zeit noch ermöglichen, aus kleinsten Anfängen ein beachtliches Unternehmen auf die Beine zu stellen.

150 Jahre Hector Egger AG, Langenthal

Peter Richner

1848, im Geburtsjahr des Schweizerischen Bundesstaates, legte Hector Egger, Grossrat und Artillerie-Leutnant, in Aarwangen den Grundstein zur heutigen Unternehmung. Seither hatte die Firma Hector Egger mit ihren Höhen und Tiefen Bestand.

Zehn Jahre später tat Hector Egger einen entscheidenden Schritt, als er das Geschäft an den Bahnhof Langenthal und damit an die eben eröffnete Zentralbahn verlegte, um eine rege Geschäftstätigkeit zu entfalten. Im Jahre 1878 trat der Sohn des Gründers, Eugen Hector Egger, Absolvent der Technischen Hochschule Stuttgart, in das Unternehmen ein. Damals wurde dem Baugeschäft mit Zimmerei noch ein Architekturbüro angegliedert. Es war die Gründungszeit bedeutender Industrieunternehmungen im Oberaargau und im Solothurnischen, so dass die Firma Hector Egger am Bau zahlreicher Fabrikanlagen mitwirken konnte: die Tuchfabrik Gugelmann, das Pflegeheim Dettenbühl, die Papierfabrik Balsthal sind Werke in der näheren und weiteren Nachbarschaft. Doch hatte es damit nicht sein Bewenden, denn Namen wie Viscose Emmenbrücke, Rapperswiler Damm und Gotthardbahn tauchen unter den Bauten ebenfalls auf, an denen Hector Egger als Unternehmung oder als Berater beteiligt war. Alles musste ohne Baumaschinen geschehen. Es bedurfte deshalb vieler Arbeitskräfte. Schon damals mangelte es an einheimischen Maurern, was dazu zwang, Arbeiter aus Italien und dem Tirol einzustellen. Auch in der Holzbearbeitung musste der grösste Teil von Hand geschehen. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden die ersten dampfgetriebenen Holzbearbeitungsmaschinen eingesetzt.

Der Aufschwung des Geschäftes war stetig, und alles schien in bester Ordnung zu sein, als 1901 der damalige Inhaber erst neunundvierzigjährig starb. Der älteste, zum Nachfolger bestimmte Sohn befand sich noch im Studium in Deutschland.

Der eingesetzte Geschäftsführer verstand es nicht, den Betrieb auf der Höhe zu halten. Defizite stellten sich ein und der Gedanke der Liquidation tauchte auf. Die Lust des jungen Hector Egger war gering, in das heruntergewirtschaftete Geschäft einzutreten. Als er es dennoch getan hatte, folgten weitere Schwierigkeiten. Erst als er nach dem Ausscheiden eines ihm beigegebenen Kompagnons alleiniger Geschäftsführer war, ging es dank seiner Anstrengungen wieder aufwärts.

Der Erste Weltkrieg brachte zwar anfänglich eine Betriebseinstellung, doch noch im Jahre 1914 wieder die Aufnahme der Arbeit an bedeutenden Bauten. Während des Krieges und der ersten Nachkriegszeit erstarkte die Unternehmung, so dass sie die später folgenden Krisenjahre unbeschadet überstehen konnte.

Die Befestigungsarbeiten der Schweiz angesichts des heraufziehenden neuen Kriegsgewitters während der Nazizeit brachten wieder Aufträge und der zweite Weltkrieg dazu die Entwicklung der bekannten HERAG-Baracken, eines Systems, das hernach zu den auch im Ausland verwendeten Pavillons führte, die selbst sehr hohen Ansprüchen genügen.

Hector Egger, dem kein Nachkomme beschieden war, wandelte 1943 die Einzelfirma in eine Aktiengesellschaft um, und sein engster Mitarbeiter konnte sich am Aktienkapital beteiligen. 1956 starb Hector Egger im Alter von 76 Jahren. Ein Jahr zuvor hatte er den heutigen Seniorchef, Oscar Richner, zu seinem Nachfolger bestimmt. Ihm war es Ziel und Gebot, das Geschäft weiterzuentwickeln und in gleichem Sinn und Geist, wie drei Generationen Egger es getan hatten, weiterzuführen.

Dazu bedurfte es vorerst der Erneuerung des veralteten Betriebes. Eine Ausweichmöglichkeit bot 1957 die Übernahme eines Holzbaubetriebes in Oberriet, im sanktgallischen Rheintal. Zehn Jahre später wütete dort ein Brand, der den Betrieb zu zwei Dritteln zerstörte. Der Betrieb wurde an einem neuen Standort in Oberriet wieder aufgebaut und konnte 1971 bezogen werden. In Langenthal entstanden anfangs der 60er-Jahre neue Gebäude für Zimmerei/Schreinerei, Architektur und Büros, sowie Kesselhaus mit Spänesilo. Holzbearbeitungsmaschinen und Baumaschinenpark wurden gründlich erneuert.

Vorwärtsschreiten, mit der Zeit gehen, ja der Zeit vorauseilen, um der Kundschaft immer besser zu dienen, war der Geschäftsleitung ein Anliegen. Doch man investierte und expandierte nicht nur, sondern man schenkte der Konsolidierung ebenso grosse Aufmerksamkeit.

Samuel Rudolf Hector Egger (1821–1884) als eidgenössischer Artillerieoberst. Gemälde aus einer Firmenschrift der Hector Egger AG.

Um das Erreichte zu festigen und zu sichern, bedurfte es täglich der vollen Leistung jeder Mitarbeiterin und jedes Mitarbeiters, des Vertrauens einer breit gestreuten Auftraggeberschaft in die Hector Egger AG und einer entwicklungsfreundlichen Zeit. Zu diesen Voraussetzungen kam ein dynamischer Führungsstil, um die Firma zielgerichtet zu lenken. Besonderes Gewicht erhielt der Grundsatz, dass die erarbeiteten Mittel im Betrieb zu bleiben haben, was nicht selbstverständlich, aber lebensnotwendig war. Weil diese Prinzipien streng beherzigt wurden, war es selbst in der schwierigsten Ausbauphase möglich, die Personalvorsorge mit bedeutenden Mitteln zu speisen.

1969 folgte eine Beteiligung von 50% am Aktienkapital der Firma Bürki AG Utzenstorf, einem alteingesessenen und gut geführten Bauunternehmen. Die endgültige Übernahme erfolgte 1989, einige Jahre vor dem Tod des Firmengründers Paul Bürki.

Die Rezessionsphase zwischen 1973 und 1976, die vor allem die Bauindustrie traf, schüttelte auch die Hector Egger AG und kostete ihr Substanz. 1976 wurde der heutige Seniorchef schwer krank. Er bewies gros-

se Weitsicht und übergab seinen Söhnen Oscar Richner die technische und Peter Richner die kaufmännische Leitung des Betriebes. Um die Unternehmung wieder auf Vordermann zu bringen, war eine Kapitalerhöhung notwendig.
1994 wurde die Fensterproduktion eingestellt. Nicht kostendeckende Preise zwangen zu diesem Schritt. Dafür wurde die Holzbau-Abteilung aufgebaut und der Holzelementbau wie Pavillon- und Holzsystembau forciert.
Am 12./13. Mai 1997 wurde die Hector Egger AG zertifiziert und am 27. Juni 1997 konnte das Qualitätssicherungszertifikat ISO 9001 entgegengenommen werden. Dieses Zertifikat stellt der Firma einen anerkannten Leistungsausweis aus.
Es war ein weiter Weg, aus der Zeit der staubigen Landstrassen, der primitiven Produktionsmethoden und des Kerzenlichts bis hinein in unser Jahrzehnt. Er führte durch schöne Landschaften, aber ebenso durch grosse Gefahren. Die Strasse der Hector Egger AG ist nach glücklich bestandener Fahrt nicht zu Ende, sondern führt weiter in die Zukunft. Mit der Bevölkerung des Oberaargaus fühlt sich die Hector Egger AG sehr verbunden.
1990 begann eine erneute Rezessionsphase. Unsere Baubranche befindet sich im achten Rezessionsjahr, in einer auch für die Hector Egger AG schwierigen Zeit. Es gilt, das Richtige zu tun und Kosten einzusparen. Unser Leitbild lautet: «Jeder HE-Mitarbeiter garantiert für seriöse, qualitätsbewusste und innovative Arbeit.» Mit dieser Einstellung von unseren engagierten Mitarbeitern und im Hoffen auf eine weiterhin treue Kundschaft, glauben wir, die nicht einfache Zukunft meistern zu können.

Die Hector Egger AG heute

Der Lehrlingsausbildung widmet die Hector Egger AG seit vielen Jahrzehnten grosse Beachtung. Wer seine Lehre als Maurer, Zimmermann hinter sich hat oder wer den kaufmännischen Bildungsgang genoss, besitzt eine solide Basis für das Ausüben einer befriedigenden, konstruktiven Tätigkeit für manche Karriere. Diese Berufe sind vielseitig und bieten den jungen Leuten Befriedigung und Aufstiegsmöglichkeiten und eine aussichtsreiche Zukunft.

Produktionsprogramm der Hector Egger AG:
Bauunternehmung Hoch- und Tiefbau: Wohnungsbau, Industriebau, öffentliche Gebäude aller Art, Altbausanierungen, Kundenarbeiten, Grabarbeiten, Transporte.
Bautechnik: Injektionen, Abdichtungen, Industrieböden, Fliessunterlagsböden, Klebearmierungen, Beton- und Bausanierungen, Beton-Trennen-Sägen-Bohren, Brandabschottungen, Hydro- und Sandstrahltechnik, Kaminsanierungen.
Zimmerei/Holzbau: Ingenieur-Holzbau, Dachkonstruktionen, Altbausanierungen, Fassadenverkleidungen, Hallenbauten, landwirtschaftliche Bauten, Kundendienst.
Holz-Systembau, Holz-Elementbau, Pavillons für Büros, Schulen, Unterkünfte etc. Planung und Projektierung.
Treppenbau, Lukarnen- und Dachfenstereinbauten, Betonschalungen, Parkettböden, Lärmschutzwände.
Bauschreinerarbeiten, Innenausbau, Fenstersanierung.
Architekturbüro/Generalbau: Planung, Berechnung und Ausführung von Bauobjekten aller Art.
Die Hector Egger AG beschäftigt heute inklusive der Firma in Oberriet SG und der Tochtergesellschaft in Utzenstorf ca. 165 Personen.

Naturschutz im Oberaargau 1997

Käthy Schneeberger-Fahrni

Damit das Mögliche entsteht, muss immer wieder das Unmögliche versucht werden. (Hermann Hesse)

Dieses Motto habe ich für unsere Naturschutzarbeit im Jahre 1997 gewählt. In einer Zeit, in der Natur- und Heimatschutzanliegen bei der Bevölkerung nicht mehr an erster Stelle stehen, in der die Angst um Arbeitsplätze beherrschend ist, in der uns das Gefühl beschleicht, nichts mehr erreichen zu können, und die Gefahr gross ist zu resignieren, brauche ich solche Worte der Aufmunterung.
Das Motto wurde wahr. Ende 1997 haben wir tatsächlich erreicht, was Ende 1996 noch fast unmöglich erschien. Im November 1996 hatte es nämlich eine Mehrheit des Grossen Rates abgelehnt, im neuen Wassernutzungsgesetz einen Renaturierungsfonds zu schaffen. Würde es möglich sein, in der kurzen Zeit die nötigen Unterschriften für ein konstruktives Referendum, einen sogenannten Volksvorschlag, zusammenzubringen? Das scheinbar Unmögliche gelang, obwohl viele während der Unterschriftensammlung und nochmals kurz vor der Abstimmung mutlos oder schadenfreudig erklärten, Pro Natura und der Bernisch-kantonale Fischereiverband hätten sich auf eine unmögliche Aktion eingelassen.
Aber für einmal konnten wir argumentieren, ein Ja zum Renaturierungsfonds schaffe Arbeitsplätze, komme der Wirtschaft, der Bevölkerung und der Natur zugute. Unser Einsatz hat sich gelohnt. Am 23. November 1997 wurde der Volksvorschlag von den Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern mit deutlichem Mehr angenommen. Bald könnten mit den ungefähr 3 Millionen Franken, die jährlich in den Fonds gelegt werden, kanalisierte oder in Beton gezwängte Gewässer wieder frei fliessen. Nun ist es an uns allen, initiativ zu werden, damit an vielen Orten das bisher Unmögliche möglich wird.

Das Thema Gewässer beschäftigte uns 1997 das ganze Jahr. Eine Arbeitsgruppe nahm sich an der Langenthaler Zukunftswerkstatt vom November 1996 vor, sich für eine Verbesserung des Langetenwassers einzusetzen. Diese engagierten Leute luden uns immer wieder zu Besprechungen oder Begehungen ein. An unserer Hauptversammlung vom 25. April 1997 wollten wir uns durch Fachleute über den Zustand der «Langete» informieren lassen. Dr. Ueli Ochsenbein, Leiter des Gewässer- und Bodenschutzlabors des Kantons Bern, hielt ein Referat mit dem Titel: «Die Langete – ein zivilisatorisch stark belastetes Gewässer». Der Leiter der Abteilung Geflügel-, Wild- und Fischkrankheiten am Tierspital Bern, Prof. Dr. Willy Meier, referierte über das Thema: «Kann die Forelle etwas über den Zustand unserer Umwelt aussagen?»

Was wir von den beiden Referenten aus ihren Untersuchungen zu hören bekamen, war alles andere als erheiternd. Tausende von neuen chemischen Verbindungen, die man bis heute nicht analysieren kann, belasten unsere Gewässer. Selbst die besten Kläranlagen können diese Stoffe nicht eliminieren. Dazu kommt, dass die Kläranlagen im Langetental den heutigen Anforderungen längst nicht mehr genügen. Durch Mensch und Tier ausgeschiedene Hormone (u.a. Antibabypillen) bewirken, dass die Fruchtbarkeit der Fischmännchen massiv zurückgeht.

Immer wenn Fische den Bauch nach oben die «Langete» hinunter getrieben werden, entsteht der Eindruck, das Fischsterben sei auf eine akute Vergiftung des Flusses zurückzuführen. Dies sei zwar manchmal der Fall, aber gar nicht immer, erklärten die Referenten. In vielen Fällen stürben die Fische an der «proliferativen Nierenkrankheit» (PKD). Der PKD-Erreger ist ein kleiner einzelliger Parasit, der Schäden im Leber- und Nierenbereich der Fische verursacht. Bei hohen Wassertemperaturen und in belastetem Wasser kann sich der Parasit explosionsartig vermehren. Versuche haben ergeben, dass Forellen in unbelastetem Grundwasser am besten gedeihen, während sie im Langetenwasser, aber zum Teil auch im Trinkwasser krank werden. Es bleiben allerdings noch viele Fragen offen und zu klären. All dies sollte uns zu denken geben.

Im geschäftlichen Teil der Hauptversammlung mussten wir uns leider von unserer Kassierin Margrith Cavin verabschieden, da sie in ihrer Gemeinde andere Aufgaben übernommen hat. Seit ihrer Wahl in den Vorstand 1985 hat Margrith die Vereinskasse mit grosser Gewissenhaftigkeit betreut. Mit Bettelbriefen hat sie sich bemüht, von Privatpersonen, Betrieben und Ge-

An der Langeten bei Lotzwil. Foto Markus Gabarell.

meinden Geldspenden für unsere Arbeit zu bekommen. Obwohl wir alle Gratisarbeit leisten, sind wir zur Deckung unserer Spesen auf diese freiwilligen Beiträge angewiesen. Als neue Kassierin stellte sich Madeleine Schärer-Herzig zur Verfügung. Ebenfalls als neues Vorstandsmitglied wurde Stephan Zürcher aus Inkwil gewählt.

Aktivitäten und Arbeiten von Vorstandsmitgliedern:

– Überarbeitung des Landschaftsrichtplans im Rahmen der Gesamtrichtplanrevision der Region Oberaargau
– Leitung von Exkursionen zu verschiedenen Themen wie Gewässer, Pflanzen, Vögel, Naturgärten usw.
– Beratung von Privaten, Gemeinden usw. in Umweltfragen
– Abklärungen im Zusammenhang mit Bahn 2000
– Zusammenarbeit mit verwandten Organisationen
– Mitarbeit in folgenden Organisationen: Vorstand Region Oberaargau, Arbeitsgemeinschaft zum Schutze der Aare, als freiwillige kantonale Naturschutzaufseher, Vorstand Pro Natura Bern, Delegiertenrat Pro Natura Schweiz, Stiftungsrat Wässermattenstiftung usw.

Die Rezession im Baugewerbe wirkte sich auch im Vereinsjahr 1997 noch aus. Es gibt zwar einerseits weniger Baugesuche zu studieren, andererseits stellen wir aber fest, dass Ämter und Behörden Baugesuche bewilligen, die bei genauer Anwendung der gesetzlichen Vorschriften abgelehnt werden müssten. Solches geschieht leider allzuoft zum Schaden unserer Landschaft. Der Kanton Bern ist in dieser Beziehung zu unserem Bedauern seit langem zu «grosszügig». Wir befürchten, diese Entwicklung werde mit der Revision des Raumplanungsgesetzes noch verstärkt.
Ein Vorstoss von 86 Nationalräten verlangt sogar die Abschaffung des Beschwerderechts der Umweltorganisationen. Nur das Klagerecht erlaubt den anerkannten Organisationen aber, im Ernstfall die Umweltverträglichkeit von Grossprojekten abklären zu lassen. Sollen wir aus Angst, uns unbeliebt zu machen, uns nun einfach ruhig verhalten und alles akzeptieren?
Eigentlich müsste die Überschrift unseres Jahresberichtes lauten:
Bericht über ein Jubiläumsjahr:
25 Jahre Naturschutzverein Oberaargau, Aufbruch mit neuem Namen – Pro Natura Oberaargau
Vor 25 Jahren, nämlich am 25. August 1972 kam es zur Gründung des Naturschutzvereins Oberaargau. Aus der 1941 gebildeten freiwilligen Naturschutzkommission Oberaargau wurde eine Regionalsektion des Bernischen Naturschutzverbandes und des Schweizerischen Bundes für Naturschutz.
Aber warum nun die Namensänderung? Sie war schon lange fällig, denn wer kann schon begreifen, dass es sich um ein und dieselbe Organisation handelt, wenn sie auf schweizerischer, kantonaler und regionaler Ebene unter den verschiedensten Namen auftritt. So beschloss der Delegiertenrat des Schweiz. Bundes für Naturschutz Ende 1996, der Verband solle in Zukunft in der ganzen Schweiz einheitlich auftreten. Über alle Sprachgrenzen hinweg – von Pro Natura Genève über Pro Natura Oberaargau bis Pro Natura Thurgau oder Pro Natura Ticino kündet jetzt der einheitliche Name vom gemeinsamen Programm: Pro Natura – für mehr Natur, überall! Um den neuen Namen bekannt zu machen, verteilten wir an Standaktionen unter dem Motto: «Mit uns blühen Sie auf» Wildblumensamen. Es wäre schön, wenn wir alle, unsere Landschaft und unser Land weiterhin aufblühen dürften. Helfen Sie uns dabei. Herzlichen Dank allen, die uns immer wieder unterstützen!

Heimatschutz Oberaargau 1997

Walter Gfeller

Die gut besuchte Hauptversammlung führte unsere Regionalgruppe am 30. April ins Tierlihuus Aarwangen. Das Rieghaus besticht durch seine architektonischen Qualitäten. Durch die Umnutzung nach seiner Restauration bot es willkommene Gelegenheit zu einer Besichtigung mit Diavortrag. Begleitet und gefördert wurde die Renovation nach ent-

Tierlihuus Aarwangen.

sprechend positivem Beschluss der Aarwanger Stimmbürger durch die kantonale Denkmalpflege. Tatsächlich sind die drei Fakten Restauration (Fassadenmalereien, z.T. Innenräume), Renovation (wieder funktionsfähig bzw. wetterbeständig erneuern) und Umnutzung (ehemaliger Scheunenanbau) eine glückliche Verbindung miteinander eingegangen, was die Anwesenden unserer Regionalgruppe beeindruckt hat.
Am 6. Juni führte die Historische Gesellschaft Langenthal gemeinsam mit unserer Regionalgruppe eine Begehung des Wohnturms Halten durch. Referent war Peter Frey, Gymnasiallehrer, der fundierte Kenner der Geschichte und Kultur des Wasseramtes, jenes solothurnischen Landstrichs zwischen Oberaargau und Bucheggberg. Die gute Zusammenarbeit mit der Historischen Gesellschaft und ihrem Präsidenten Dr. Max Jufer, welcher auch in unserem Vorstand ist, ermutigt uns zu weiterer Zusammenarbeit mit dieser und weiteren zielverwandten Organisationen im Oberaargau.
Die Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege in den Ämtern Wangen, Aarwangen und Trachselwald Nord wurde vertieft. Insbesondere galt es abzuklären, wann die Denkmalpflege, wann der Regierungsstatthalter und wann unsere Bauberatung angerufen werden soll.
Zum Schluss möchte ich meinen Vorstandsmitgliedern für die gute Mitarbeit bestens danken.

Organisation der Jahrbuchvereinigung

Vorstand und Redaktion

Fischer Martin,
Herzogenbuchsee, Präsident
Binggeli Valentin, Bleienbach*
Flatt Karl H., Solothurn*
Gfeller Walter, Herzogenbuchsee
Gugger Beat, Burgdorf
Hänni Margreth, Langenthal*
Ischi Markus, Langenthal
Jenzer Kathrin, Niederönz
Jufer Max, Langenthal
Killer Peter, Olten
Kuert Simon, Madiswil
Leibundgut Christian, D-Kirchhofen*
Lerch Martin, Langenthal
Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee*
Matter Martin, Langenthal*
Moser Hans, Wiedlisbach*
Multerer Thomas, Langenthal*
Rettenmund Jürg, Huttwil*
Salvisberg Fredi, Wiedlisbach*
Schärer Daniel, Schwarzenbach*

Die mit * bezeichneten Vorstandsmitglieder gehören der Redaktion an.

Mitarbeiter in den Schulen

Kreis Amt Wangen Nord: Leiter Anderegg Rolf, Wangen a.A.

Attiswil: Schoch Dieter
Farnern/Rumisberg/Wolfisberg: Trösch Peter
Oberbipp: Frieden Erich
Wangen a.A.: Lanz Stefan
Wangenried b.N./Walliswil b.W.: Decurtins Andrea
Wiedlisbach: Nützi Kurt
Niederbipp: Gutmann Eva

Kreis Amt Wangen Süd: Leiter Hermann Thomas, Herzogenbuchsee

Herzogenbuchsee: Moret Nik
Bettenhausen/Bollodingen/Thörigen: Salvisberg Hansrudolf
Grasswil/Seeberg: Junker Rudolf
Inkwil: Blum Beat
Niederönz/Oberönz: Lüdi Fritz
Hermiswil/Riedtwil: Röthenmund Hanspeter
Neuhaus/Oschwand: Graf Ueli
Röthenbach/Heimenhausen/Wanzwil: Bigler Bruno
Graben/Berken: Schnyder Arthur

Kreis Huttwil: Leiter Hermann Otto, Huttwil

Eriswil: Schulz Jörn

Kreis Langenthal: Leiter Anderegg Kurt, Langenthal

Lotzwil: Studer Sibylle
Rütschelen: Beck Christoph
Bleienbach: Dürig Kurt
Bützberg/Thunstetten: Blaser Jürg
Bannwil: Stettler Karl
Aarwangen: Lüdi Werner
Schwarzhäusern: Grädel Andreas
Roggwil: Käser Martin
Wynau: Barner Helmut

Kreis Madiswil: Leiter Zehnder Ernst, Madiswil

Auswil: Künti Andreas
Kleindietwil: Werren Ueli
Leimiswil: Weyermann Karl
Öschenbach: Schrag Martin
Rohrbach: Wyss Ruedi
Rohrbachgraben: Flückiger Peter
Ursenbach: Blaser Markus

Kreis Melchnau: Leiter Sommer Erwin, Melchnau

Obersteckholz/Untersteckholz: Kuert Hannes, Melchnau
Busswil: Gänsslen Silvia
Reisiswil: Willimann Jakob
Gondiswil: Bürgi Christoph

Ehrenmitglieder

Binggeli Valentin, Bleienbach
Flatt Karl H., Solothurn
Jufer Max, Langenthal
Meier Gerhard, Niederbipp
Moser Hans, Wiedlisbach

Einzelmitglieder

Aebersold Walter, Thörigen
Aebersold Rudolf, Wangen a.A.
Aebersold Alfred, Lotzwil
Aeschlimann Fredy, Wiedlisbach
Affolter Lorenz, Roggwil
Allemann Werner, Wiedlisbach
Akermann-Bratschi Annemarie, Herzogenbuchsee
Amsler Hedi, Tenniken
Anderegg Mina, Wangen a.A.
Anderegg Ida, Bern
Anliker Ueli, Langenthal
Arber Greti, Aarwangen
Aschwanden Rolf, Oberbipp
Baumann Jörg, Langenthal
Baumberger Hans, Langenthal
Baumberger Gertrud, Langenthal
Bender François, Langenthal
Berger Walter und Ka, Bleienbach
Bernasconi August, Wyssachen

Bienz Willi, Langenthal
Binggeli Valentin, Bleienbach
Birkner Christhard, Niederbipp
Bohner-Ammann Ernst, Wiedlisbach
Böni Ruedi, Madiswil
Born-Greub Max, Lotzwil
Bracher Bernhard, Huttwil
Brotschi Peter, Niederbipp
Bürki Fritz, Langenthal
Burri Erich, Langenthal
Bütschi Ernst, Niederbipp
Cavin Marcel, Aarwangen
Christen Charles, Engelberg
Christen Paul, Langenthal
Dubach Kurt und Gret, Bützberg
Düby Theo, Langenthal
Duppenthaler Ernst, Melchnau
Eberhard Hans, Welschenrohr
Egger Arnold, Langenthal
Ehinger Peter und Sabine, Melchnau
Emmenegger André, Wiedlisbach
Fankhauser P. und A., Oschwand
Felber Erika, Attiswil
Felber Vreni, Rumisberg
Fiechter Otto, Huttwil
Fischer Martin, Herzogenbuchsee
Flatt Karl H., Solothurn
Flück Urs, Wolfisberg
Flury Walther, Langenthal
Fröhlicher Rolf, Inkwil
Furrer Martin, Wangen a.A.
Gasser Bruno, Attiswil
Geiser Peter, Roggwil
Geiser Peter R., Langenthal
Gerber Rudolf, Rumisberg
Gfeller Walter, Herzogenbuchsee
Glur Marianne, Roggwil
Graf Rudolf, Aarwangen
Graf Kurt, Huttwil
Gräub Niklaus, Zürich
Greuter Fritz, Langenthal
Grütter Otto, Roggwil
Gugger Beat, Burgdorf
Guthauser Hans, Bern
Häni Suzanne, Langenthal
Hänni Margreth, Langenthal
Hari Max, Langenthal
Haudenschild Peter, Niederbipp
Haudenschild Werner, Niederbipp
Häusler Ernst, Huttwil
Heiniger Martin, Melchnau
Herrmann Samuel, Langenthal
Hofer Hans, Herzogenbuchsee
Hofmann Beat, Madiswil
Hohl Jörg, Attiswil
Horisberger Alfred, Bützberg
Huber Hans, Bleienbach
Huber Peter, Langenthal
Huber Erika, Huttwil
Hug-Born Annemarie, Lotzwil
Iff Rudolf, Wangen a.A.
Indermühle Käthi, Bannwil
Ingold-Ingold Hans, Herzogenbuchsee
Ischi Markus, Langenthal
Ischi Walter, Oschwand
Jaussi Margret, Wangenried
Jenzer Kathrin, Niederönz
Jordi Hansruedi, Langenthal
Jordi Thomas, Boltigen
Jordi Susanne, Röthenbach
Joss Walewska, Langenthal
Jost Hans, Wangen a.A.
Jufer Max, Langenthal
Jufer Paul, Wangen a.A.
Käser Hans-Jürg, Langenthal
Käser Peter, Obersteckholz
Käser-Wittwer Ruth, Ursenbach
Killer Peter, Olten
Kohler Emil, Basel
Kuert Hannes, Obersteckholz
Kuert Jakob, Aarwangen
Kuert Simon, Madiswil
Kunz Heinz, Langenthal
Kurt-Bader Ella, Roggwil
Kurth-Leisi Fritz, Attiswil
Landolt Christoph, Langenthal

Lanz Rudolf, Aarburg
Lanz-Meyer Beat, Huttwil
Le Grand Eduard, Langenthal
Leibundgut Christian, D-Kirchhofen
Lerch Martin, Langenthal
Leuenberger Hans, Pfeffingen
Leuenberger Hans-Ulrich, Wiedlisbach
Leuschner Immanuel, Madiswil
Liechti-Hasler Elisabeth, Burgdorf
Lienhard Martin, Wiler
Lindegger Hans-Peter, Niederönz
Lipp-Straub Elisabeth, Schaffhausen
Luder Paul, Langenthal
Luder Lilo und Samuel, Langenthal
Lüthi Erwin, Herzogenbuchsee
Lyrenmann Fritz, Langenthal
Lyrenmann Max, Langenthal
Mathys-Neukomm E. und S., Huttwil
Matter Martin, Langenthal
Matter Käthi, Melchnau
Megnet Elisabeth, Langenthal
Meier Gerhard, Niederbipp
Meyer Markus, Roggwil
Meyer Werner, Langenthal
Meyer-Zumstein Dora, Attiswil
Minder Andreas, Huttwil
Moor Rudolf, Schaffhausen
Mordasini Riccardo, Aarwangen
Morgenthaler Andreas, Melchnau
Moser Hans, Wiedlisbach
Müller Ernst, Langenthal
Multerer Thomas, Langenthal
Mumenthaler Paul, Huttwil
Münch Daniel, Wiedlisbach
Obrecht-Dürst Erika, Wiedlisbach
Ott Daniel, Bleienbach
Palm Alfred, Herzogenbuchsee
Pauli Heidi, Langenthal
Pfenninger Friedrich, Huttwil
Plüss Erwin, Oschwand
Probst Benedict, Langendorf
Rechsteiner Karl, Riedikon
Rentsch Herbert, Herzogenbuchsee
Rettenmund Jürg, Huttwil
Riser Fritz, Langenthal
Roth Alfred, Burgdorf
Röthlisberger Christine, Bützberg
Röthlisberger Friedrich, Wangen a.A.
Rotschi Paul, Roggwil
Ruckstuhl-Furger Maria, St. Urban
Ruckstuhl Alfred, Langenthal
Ruckstuhl Beat, Wangen a.A.
Russi Nicola, Brittnau
Salvisberg Fredi, Wiedlisbach
Schaad Paul, Herzogenbuchsee
Schaffer Emil, Langenthal
Schaller Igo, Willisau
Schärer Andreas, Langenthal
Schärer Daniel, Schwarzenbach
Scheidiger Hans, Langenthal
Schelbli Robert, Herzogenbuchsee
Schneeberger Alice, Utzenstorf
Schneeberger Ernst, Roggwil
Schneider Elisabeth, Affoltern
Schüpbach Rudolf, Lotzwil
Schüpbach Christian, Alten
Schüpbach Peter, Lotzwil
Schwalm-Bomio Elena, Langenthal
Schweizer Margrit, Wiedlisbach
Simon Senta, Herzogenbuchsee
Sinzig Ulrich, Langenthal
Sommer Werner, Langenthal
Stalder Ernst F., Herzogenbuchsee
Stalder Peter, Aarwangen
Steiner-Pfister Dora, Bern
Sutter Robert, Niederbipp
Tanner Christine, Burgdorf
Tardent Emanuel, Langenthal
Trento-Matucci Bianca, Langenthal
Tschan Richard, Wiedlisbach
Tschanz Fritz Heinz, Bern
Urben-Staub Lotti, Inkwil
Velgo Miroslav, Bleienbach
Voellmy Werner, Langenthal
von Ballmoos Rita, Rohrbachgraben
Waber Peter, Langenthal

Wächli Christine, Bleienbach
Waldmann Fritz, Thunstetten
Weber Otto, Sumiswald
Wegmüller Samuel, Mattstetten
Widmer Dieter, Wanzwil
Widmer Heinz, Schwanden
Widmer Kurt, Aarwangen
Wilhelm Ulrich, Langenthal
Wyssenbach Georg, Wangen a.A.
Wyssmann Hedy, Herzogenbuchsee
Wyssmann Werner, Derendingen
Zahnd Andreas, Erlach
Zaugg Urs, Oberönz
Zemp Robert, Aarwangen
Zürcher Paul, Thörigen

Kollektivmitglieder

Bank in Huttwil
Berner Kantonalbank
Elektrizitätswerke Wynau
Ersparniskasse Wyssachen
Holu AG, Niederönz
Kuert Druck AG, Langenthal
Merkur Druck AG, Langenthal
Papeterie Kuert, Langenthal
Region Oberaargau, Langenthal
Rotary Club Langenthal
Spar- und Leihkasse Madiswil
Spar- und Leihkasse Melchnau
Walter Leuenberger AG, Huttwil

Gemeinden

Einwohnergemeinde Aarwangen
Einwohnergemeinde Attiswil
Einwohnergemeinde Bannwil
Einwohnergemeinde Berken
Einwohnergemeinde Bettenhausen
Einwohnergemeinde Bleienbach
Einwohnergemeinde Bollodingen
Einwohnergemeinde Busswil
Einwohnergemeinde Dürrenroth
Einwohnergemeinde Eriswil
Einwohnergemeinde Farnern
Einwohnergemeinde Gondiswil
Einwohnergemeinde Graben
Einwohnergemeinde Heimenhausen
Einwohnergemeinde Hermiswil
Einwohnergemeinde Herzogenbuchsee
Einwohnergemeinde Huttwil
Einwohnergemeinde Inkwil
Einwohnergemeinde Kleindietwil
Stadt Langenthal
Einwohnergemeinde Leimiswil
Einwohnergemeinde Lotzwil
Einwohnergemeinde Madiswil
Einwohnergemeinde Melchnau
Einwohnergemeinde Niederbipp
Einwohnergemeinde Niederönz
Einwohnergemeinde Oberbipp
Einwohnergemeinde Oberönz
Einwohnergemeinde Obersteckholz
Einwohnergemeinde Oeschenbach
Einwohnergemeinde Reisiswil
Einwohnergemeinde Roggwil
Einwohnergemeinde Rohrbach
Einwohnergemeinde Rohrbachgraben
Einwohnergemeinde Röthenbach
Einwohnergemeinde Rumisberg
Einwohnergemeinde Rütschelen
Einwohnergemeinde Schwarzhäusern
Einwohnergemeinde Seeberg
Einwohnergemeinde Thörigen
Einwohnergemeinde Untersteckholz

Einwohnergemeinde Ursenbach
Einwohnergemeinde Walliswil-Wangen
Einwohnergemeinde Walliswil-Bipp
Einwohnergemeinde Wangenried
Einwohnergemeinde Wangen a.A.
Einwohnergemeinde Wanzwil
Einwohnergemeinde Wiedlisbach
Einwohnergemeinde Wolfisberg
Einwohnergemeinde Wynau
Kirchgemeinde Eriswil
Kirchgemeinde Herzogenbuchsee
Kirchgemeinde Lotzwil
Kirchgemeinde Madiswil
Kirchgemeinde Ursenbach
Burgergemeinde Bleienbach
Burgergemeinde Farnern
Burgergemeinde Schwarzhäusern
Burgergemeinde Ursenbach
Dorfburgergemeinde Madiswil
Burgergemeinde Oberönz
Burgergemeinde Wynau